



Heft

131

Soester Zeitschrift

Zeitschrift des Vereins
für Geschichte und
Heimatspflege Soest

herausgegeben von Norbert Wex
unter Mitarbeit von
Dirk Elbert und Ulrich Lör

Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest e.V.,
 gegründet am 7. Februar 1881 als Verein für die Geschichte von Soest und der Börde,
 vereinigt am 25. Januar 1973 mit dem Verein für Heimatpflege,
 gegründet am 6. Mai 1904

Vorsitzender:
 Günter Kükenshöner, M. A., An Lentzen Kämpen 17, 59494 Soest

Geschäftsführung:
 Dr. Norbert Wex, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest

Kassenführung:
 Bettina Steinfeld-Hösel, Michelsweg 3, 59494 Soest

Tauschstelle, Archiv und Bibliothek: Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest,
 Telefon (02921) 103-1242, Telefax (02921) 103-81242
 E-Mail: info@geschichtsverein-soest.de, Internet: www.geschichtsverein-soest.de
 Konto: Sparkasse SoestWerl
 IBAN: DE76 4145 0075 0003 0051 47
 SWIFT-BIC: WELADED1SOS

Jahresbeitrag 25,- Euro

Redaktionskollegium:
 Dirk Elbert, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest
 Dr. Ulrich Löer, Kleine Helle 1, 59494 Soest
 Stadtarchivar Dr. Norbert Wex, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest.

Jeder Verfasser verantwortet selbst den Inhalt seines Beitrags.
 Beiträge für Heft 132 bitte bis zum 31. März 2020 mindestens ankündigen.
 Mitgliedern und Tauschpartnern stehen ältere Hefte dieser Zeitschrift bis Heft 90 (1978) beim
 Stadtarchiv zum verbilligten Preis von 5,- Euro zur Verfügung, solange der Vorrat reicht.

ISSN 0176-3946
 Layout: drebusch:design
 Satz und Druck: Althoff Druck, Soest
 Westfälische Verlagsbuchhandlung Mocker & Jahn Soest 2019

Inhalt

Jörg Bitting: Das Soester Bürgerbuch als namenkundliche Quelle	5
Wolfgang Schmid: Soest – eine Stadt der Wunder. Kirche und Frömmigkeit im Spiegel hochmittelalterlicher Mirakelberichte, 1. Teil	13
Roland Götz: Die Ausstattung der evangelischen Kirche St. Albanus und Cyriacus in Welver mit Altar, Kirchenbänken, Kanzel und Orgel (1822-1831) - zugleich ein Beispiel preußischer Verwaltung	61
Walter Kallenbach: Der Ostönnner Lehrer Osterloh, ein „armes“ Dorfschulmeisterlein	93
Ingo Sommer: Wiederaufbau und Nachbau historischer Gebäude und Denkmäler. Darf Baugeschichte rekonstruiert werden?	107
Johann Maria Gropp: Paris im Sinn- Franz Nölken und die Soester Börde	137
Walter Weihs: „Fabriken“: Zur Entstehung und Provenienzzgeschichte eines Morgner-Gemäldes.....	149
Maria Perrefort: Maria Viegener.....	161
Mechtild Brand: Charles Laurent, Paul Dochier und die sowjetischen Kriegsgefangenen im Oflag VI A.....	181
Ulrich Löer: „Führerauftrag Monumentalmalerei“ mitten im Krieg- zur Deckenmalerei in Neu-St. Thomae.....	199
Carmen Broermann, Andreas Elsner, Roland Götz, Ulrich Löer, Christoph Wilmer: Neuerscheinungen – Anzeigen und Besprechungen	209
Günter Kükenshöner: Jahresbericht des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest e. V. für das Jahr 2018	221

JÖRG BITTING

DAS SOESTER BÜRGERBUCH ALS NAMENKUNDLICHE QUELLE¹

Niehues, Voss, Schomaker, Schmidtke, Brüning, Beckmann, Kamps – dem aktuellen Sprachwandel eines immer weiter fortschreitenden Zurückdrängens der niederdeutschen Sprache zum Trotz dokumentieren unsere Familiennamen bis heute regionalgeschichtliche Bezüge und verweisen auf Berufe (Schuhmacher, Schmied, hier mit dem Diminutiv -ke versehen), Wohnstätten (Neuhaus, Bachmann, Kamp als Flurname für ein eingefriedetes Landstück, Weide- oder Ackerland), Patronyme (Familiennamen, die aus dem Rufnamen des Vaters entstanden sind, hier: Sohn des Brunward) oder Übernamen (Fuchs) unserer Vorfahren. Als eine wahre Fundgrube erweist sich hierbei aus namenkundlicher Sicht das älteste Bürgerbuch der Stadt Soest, welches den Zeitraum von 1302 bis 1449 abdeckt und die von außerhalb zugezogenen Neubürger verzeichnete. Erste Vorläufer dieser Stadtbücher finden sich bereits Mitte des 12. Jahrhunderts in Köln und 100 Jahre später in Lübeck. Deren Einträge sind jedoch lückenhaft und nicht kontinuierlich. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts setzten sich dann in Norddeutschland, namentlich in Hamburg (1277), Bremen (1288) und Lüneburg (1289) die Bürgerbücher durch². Im westfälischen Sprachraum ist das Bürgerbuch von Dortmund (1296) das älteste, dicht gefolgt vom Soester Bürgerbuch (1302). Die beiden Bürgerbücher aus Münster und Coesfeld wurden 1350 angelegt, sind jedoch nicht erhalten.

Die Anlegung eines Bürgerbuches hatte für die mittelalterliche Stadt und hier im speziellen für die Stadt Soest im Wesentlichen zwei Gründe: Zum einen konnte mit dessen Hilfe zuverlässig festgestellt werden, ob einem zugezogenen Bürger das Bürgerrecht zustand und er damit auch Anspruch auf den Schutz der Stadt besaß. Zum anderen war das bei der Aufnahme zu entrichtende Bürgergeld eine wichtige Einnahmequelle für die Stadt. Voraussetzung für den Erwerb des Bürgerrechts in Soest war nicht nur

Verzeichnis der Autoren

Jörg Bitting, Rote Erde 27, 48163 Münster
Mechtild Brand, Goethestr. 53, 59065 Hamm
Carmen Broermann, Stadtarchiv, Jakobistr. 13, 59494 Soest
Andreas Elsner, Deiringsen, Am Katzenloch 17, 59494 Soest
Dr. Roland Götz, Recklingsen, Nehler Heide 23, 59514 Welver
Johann Maria Gropp, 8, Falcon Square, Castle Hedingham, C09 3BY, Großbritannien
Walter Kallenbach, Ostönnen, Bergstraßer Weg 4, 59494 Soest
Günter Kükenshoner M. A., An Lentzen Kämpen 17, 59494 Soest
Dr. Ulrich Löer, Kleine Helle 1, 59494 Soest
Dr. Maria Perrefort, Gustav-Lübcke-Museum, Neue Bahnhofstr. 8, 59071 Hamm
Prof. Dr. Wolfgang Schmid, Friedrichstraße 39, 56333 Winningen
Prof. Dr. phil. habil. Ingo Sommer, An der Schneise 6, 14532 Kleinmachnow
Walter Weihs, Ulricherstr. 8, 59494 Soest
Christoph Wilmer, Abteistraße 7, 54534 Groblittgen-Himmerod

- ¹ Der Beitrag basiert auf meiner im Jahre 2006 vorgelegten Examensarbeit an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Die beiden Bände dieser Arbeit sind im Stadtarchiv Soest einsehbar; dort auch die Literatur. Sie ist unter der Signatur Gen 302/1 aufbewahrt.
- ² Dieter Geuenich: Was sind eigentlich Stadtbücher? Versuch einer Definition. In: Friedhelm Debus (Hrsg.): Stadtbücher als namenkundliche Quelle. Stuttgart 2000, S. 27.

die Verlegung des Wohnsitzes in die Stadt. Erst wenn man den Bürgereid geleistet sowie das Bürgergeld entrichtet hatte und in das erwähnte Bürgerbuch eingetragen worden war, galt man als Bürger der Stadt Soest und konnte Rechte eines Bürgers wie das Recht, Landwirtschaft zu treiben, Grundbesitz zu erwerben oder in eine Erwerbsgilde einzutreten, wahrnehmen.

Hinzu kommt für das Beispiel Soest eine aus namenkundlicher Sicht interessante Besonderheit: Der beschriebene Einbürgerungsakt hatte nämlich nur dann Rechtsgültigkeit, wenn bei diesem zwei Zeugen, die bereits ansässige Bürger der Stadt Soest sein mussten, anwesend waren. Neben dem Namen des Neubürgers und der Höhe des Bürgergeldes wurden also zusätzlich die beiden Bürgen namentlich vom Schreiber ins Bürgerbuch eingetragen. Diese Besonderheit bietet die Möglichkeit, in einer Untersuchung der unterschiedlichen Namensgruppen Neubürger und Bürger getrennt zu betrachten.

Im Zuge meiner Examensarbeit als Abschlussarbeit des Germanistikstudiums beschäftigte ich mich mit der edierten Version des Soester Bürgerbuches von Hermann Rothert aus dem Jahre 1958³. Um die zentralen Fragestellungen dieser empirischen Arbeit nachvollziehen zu können, ist es notwendig, eine kurze Einführung in die Entstehung unserer Familiennamen zu geben.

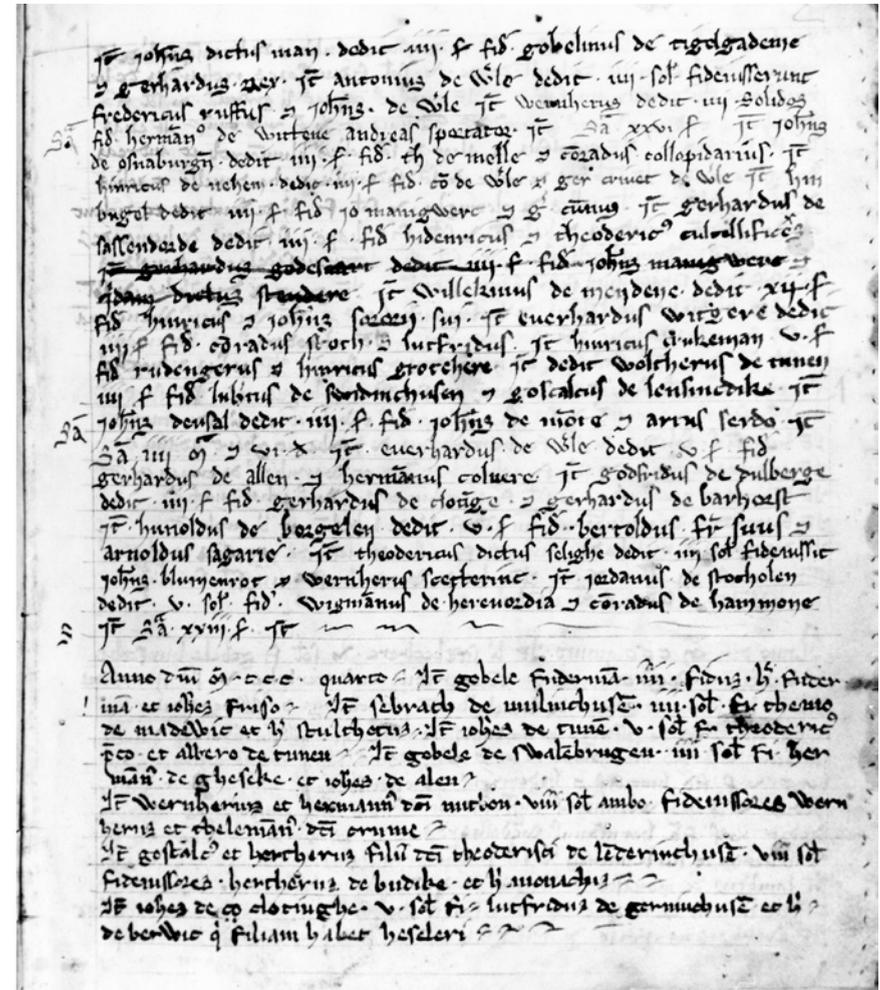
Kleine Geschichte der Entstehung der Familiennamen

Jahrhundertlang existierte im deutschsprachigen Raum zunächst die Einnamigkeit, d. h. Personen hatten lediglich einen Rufnamen. Bei den germanischen Rufnamen entwickelte sich hierbei ein zweigliedriges (dithematisches) System wie bei Sieg + fried oder Ger + linde. Diese Zusammensetzungen konnten aus der Verbindung von Substantiv + Substantiv (Williram = „Wille“ + hraban „Rabe“), Substantiv + Adjektiv (Dietlinde = diot „Volk“ + lind „sanft“), Adjektiv + Substantiv (Balduin = baldo „kühn“ + wini „Freund“) oder Adjektiv + Adjektiv (Frodebert = fröt „klug“ + beracht „glänzend“) entstehen⁴. Das Prinzip, zwei Glieder zusammenzufügen, ergab eine gewaltige Namenmenge.

Erst im ausgehenden Frühmittelalter steht den Vielfältigungstendenzen eine ganz einschneidende Abnahme des Grundbestandes germanischer Rufnamen gegenüber. Eindeutig lässt sich hier nun eine Rufnamenkonzentration beobachten: So teilt sich beispielsweise in der Stadt Lübeck

3 Hermann Rothert: Das älteste Bürgerbuch der Stadt Soest 1302-1449. Münster 1958.

4 Konrad Kunze: dtv-Atlas Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet. München 1998, S. 19.



Das älteste Soester Bürgerbuch (1302-1449), zu sehen sind die Einträge von 1389 und 1390.
Foto: Christian Theopold

im Jahre 1350 ein Sechstel der 6700 urkundlich erfassten Personen die Rufnamen Hermann (323), Heinrich (190), Gerhard (177), Thidemann (157), Konrad (143), Adelheid (163), Mechthild (26) und Gertrud (22)⁵. Diese Rufnamenkonzentration hatte verschiedene Ursachen. Neben der aufkommenden Praxis der Nachbenennung (identische Rufnamen werden an die Kinder als Ausdruck der Familienbindung weitergegeben) innerhalb und außerhalb der Familie (auch Untertanen übernahmen die Ruf-

5 Ebd., S. 31.

namen ihrer Herrscher) spielte gewiss auch das Phänomen der Namen-Mode eine Rolle, die sich bis heute beobachten lässt. Hinzu kommt, dass sich die allgemeine Abnahme der germanischen Rufnamen auch durch die zunehmende Verbreitung von christlichen Rufnamen aus neuen, fremden Sprachen erklären lässt. Diese stammten aus dem Hebräischen, Griechischen und Lateinischen und stiegen insbesondere seit dem späten 12. Jahrhundert im Zuge einer intensiven Heiligenverehrung sprunghaft an, bis sie schließlich die germanischen Rufnamen überflügelten⁶. Aber auch bei den christlichen Namen setzt sich eine Rufnamen-Konzentration fort. Neben männlichen Rufnamen wie Johannes, Nikolaus, Peter oder Jakob wurden bei den Frauen Rufnamen wie Margarete, Elisabeth, Anna, Agnes und Katharina beliebt. Johannes wird sogar so populär, dass vielerorts jeder dritte Mann so heißt, bei den Frauen verbreitet sich Margareta und seine verschiedenen Variationen sehr stark. Je nach regionaler Heiligenverehrung konnten die beliebtesten Rufnamen variieren.

Einhergehend mit der Gründung und Ausbreitung mittelalterlicher Städte ist insbesondere die beschriebene Rufnamenkonzentration der Grund für die Entstehung unserer Familiennamen, d. h. eines Vor- und Nachnamens. Denn insbesondere in den Städten konzentrierten sich immer mehr Einwohner auf engem Raum mit denselben Rufnamen. Zeitgleich erforderte jedoch die schriftliche Verwaltung in Form von Bürgerverzeichnissen, Urkunden usw. eine exakte Personenidentifizierung. Wie sollte dies geschehen, wenn allein 700 Bürger einer Stadt den Namen Heinrich trugen?

Als Lösung gingen die Stadtschreiber zunächst dazu über, den Bürgern einen Beinamen zu geben. Der Begriff Beiname ist hierbei nach Friedhelm Debus als „zusätzliche, den Rufnamen ergänzende individuelle Kennzeichnung des Namensträgers“ zu verstehen⁷. Diese Beinamen dürfen aber nicht mit unseren heutigen Familiennamen verwechselt werden. Ein Familienname entsteht nämlich erst, wenn der Beiname einer Person auf deren Nachkommen vererbt wird und die Vererbung mehrere Generationen nachweisbar ist. Die gängigsten Anhaltspunkte für eine Kennzeichnung als Familienname sind für Namenforscher, dass Geschwister denselben Namen tragen (Hermann und Joseph genant Keyser), der Name inhaltlich nicht zur betreffenden Person passt (Thewes Einarm hat zwei Arme) oder andere sprachliche Kriterien hierauf hinweisen (z. B. Hennich Kotzhusen statt H. von K. – Wegfall von Verbindungsgliedern zwischen Rufnamen und Beinamen).

⁶ Ebd., S. 41.

⁷ Friedhelm Debus: Die Entwicklung der deutschen Familiennamen in sozioökonomischer Sicht. In: Jürgen Eichhoff u. a. (Hrsg.): Name und Gesellschaft. Soziale und historische Aspekte der Namengebung und Namenentwicklung. Mannheim 2001, S. 168.

Bei der individuellen Kennzeichnung eines Namensträgers haben sich hierbei fünf Bereiche etabliert:

- Herkunftsnamen (HN). Zugezogene wurden gern nach ihrer Herkunft benannt. Zu unterscheiden sind hierbei Namen, die auf die Herkunft aus einem Stamm oder Volk (Sachse, Bayer, Ungar/-er), auf eine Landschaft oder Region (Böhme, Allgäuer) verweisen, und solche, die einen Herkunftsort (Heinrich von Frankfurt) angeben.
- Berufsnamen (BN). Die sozioökonomische Stellung einer Person wurde häufig durch einen BN (Schmied, Schäfer, Fischer, Richter, Wagner usw.) ausgedrückt. Neben den BN, die direkt auf einen Beruf verweisen, gibt es weitere, die indirekt durch einen Gegenstand der Arbeit, durch Kleidung oder Werkzeug gekennzeichnet sind (Mehlrose für den Bäcker, Klinghammer für den Schmied, Holz für den Schreiner usw.).
- Wohnstättennamen (WN). Hierbei wurden Personen nach der Stätte, an der sie wohnten, gekennzeichnet. Neben Namen, die sich auf Örtlichkeiten innerhalb der Stadt oder des Dorfes beziehen (Kirchhof, zur Mühle), gibt es Kennzeichnungen, die sich auf die Beschaffenheit des Geländes (Berg, Hügel, Tal), auf auffällige Objekte (Baum, Busch, Felsen, Hecke) oder auf Gewässernamen hinweisen (am Kolk, Bachmann, Teichmann). Als eine Untergruppe der WN gelten die Häusernamen, die in einigen Städten im Mittelalter verbreitet waren (Rabe ‘Haus zum Raben’, Hirsch ‘Haus zum Hirschen’ usw.).
- Patronyme (PAT). Als PAT wird ein Name bezeichnet, der sich aus einem männlichen Rufnamen ableitet. Namen aus weiblichen Rufnamen (Metronyme) sind dagegen eher selten. Die Bildungsweise der PAT gestaltet sich unterschiedlich: Neben Vollformen, die nach dem Schema Rufname + Genitiv + Sohn gebildet werden (Diedrichssohn, Karlssohn), und deren Verschmelzungen zu Jansen oder Petersen gibt es Formen mit starkem und schwachem Genitiv (Dirks, Hermanns, Otten, Jutten). Schließlich tauchen auch PAT ohne ein morphologisches Merkmal auf (Albert, Ernst, Diedrich usw.).
- Übernamen (ÜN). Diese Gruppe ist ein Sammelbecken für all diejenigen Namen, die sich nicht in die vier zuvor genannten Namensgruppen einordnen lassen. Die ÜN verweisen auf körperliche Merkmale (Lang, Groß, Klein, Dick) oder auf Eigenschaften und Eigenheiten (Grimmig, Lustig, Dumm). Auch die Satznamen fallen unter die Gruppe der ÜN (Greifzu, Lachnit, Drinkgern).

Je nach Region gestaltet sich die Zusammensetzung dieser Namensgruppen höchst unterschiedlich: Sind in einigen Regionen Deutschlands besonders die Patronyme stark verbreitet⁸, lassen sich in anderen Dörfern und Städten am häufigsten Herkunftsnamen oder auch Übernamen finden. So ergaben beispielsweise die namenkundlichen Untersuchungen zur Hansestadt Lübeck, dass hier um die Mitte des 14. Jahrhunderts der Anteil von Herkunftsnamen und Wohnstättennamen bei 53 % lag. Auch in den Quellen von Greifswald im 13. und 14. Jahrhundert sind diese mit einem Anteil von 40,2 % die stärkste Namensgruppe⁹.

Untersuchungsschwerpunkt und -ergebnisse

Meine Examensarbeit widmete sich der Fragestellung, wie die Verteilung der unterschiedlichen Namensgruppen im mittelalterlichen Soest ausgesehen hat. Durch die Verzeichnisse von Neubürgern und Bürgern als Zeugen konnten diese beiden Gruppen bei einer Auswertung getrennt voneinander betrachtet werden. Da hierfür die Auswertung des gesamten Bürgerbuches zu umfangreich gewesen wäre, auf der anderen Seite jedoch der gesamte Zeitraum des Bürgerbuches von 1302 bis 1449 abgedeckt werden sollte, wurden vier Jahrzehnte im Abstand von 50 Jahren herausgegriffen (1300-1310, 1350-1360, 1400-1410, 1440-1449). Insgesamt wurden für die vier ausgewählten Jahrzehnte mehr als 2.200 Namen untersucht. Insbesondere für die Zuordnung der Herkunftsnamen aus der umliegenden Börde und den angrenzenden Kreisen wurde die edierte Version des Soester Bürgerbuches von Hermann Rothert genutzt. Neben weiteren Nachschlagewerken von Zoder, Gottschald, Brechenmacher und Bahlow¹⁰ wurden für die mittellateinischen und mittelniederdeutschen Namen die Wörterbücher von Niermeyer und Schiller und Lübben¹¹ verwendet.

8 Hier sei an erster Stelle auf Norddeutschland und das Gebiet an der Niederelbe verwiesen. Besonders in Schleswig-Holstein und an der Nordseeküste sind Namen des Typus Rufname + -sen bis heute weit verbreitet (Paulsen, Nielsen, Carstensen, Jürgensen, Jansen, Hansen, Johannsen usw.), vgl. hierzu Kunze (wie Anm. 4), S. 214 und S. 65.

9 Zu den Untersuchungen der Hansestadt Lübeck vgl. Almuth Reimpell: Die Lübecker Personennamen unter besonderer Berücksichtigung der Familiennamenbildung bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Lübeck 1928; Peter Wenners: Die Probsteier Familiennamen vom 14. bis 19. Jahrhundert. Neumünster 1988.

10 Rudolf Zoder: Familiennamen in Ostfalen. 2 Bde. Hildesheim 1968; Max Gottschald: Deutsche Namenskunde. Unsere Familiennamen nach ihrer Entstehung und Bedeutung. 5., verbesserte Auflage, Berlin 1982; Josef Karlmann Brechenmacher. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Familiennamen. Limburg/Lahn 1957-1963; Hans Bahlow: Deutsches Namenlexikon. Familiennamen und Vornamen nach Ursprung und Sinn erklärt. Frankfurt a. M. 1967.

11 Jan Frederik Niermeyer und Co van de Kift: Mediae Latinitatis Lexicon Minus (Lexique latin médiéval - Medieval Latin Dictionary - Mittellateinisches Wörterbuch), 2 Bände, 2.

Sowohl bei den Neubürgern als auch bei den Bürgern haben sich in der zeitlichen Entwicklung die deutlichsten Veränderungen unter den Namensgruppen der Herkunftsnamen und Berufsamen abgespielt. Als eines der auffälligsten Ergebnisse ist hierbei der mit 81 % enorm hohe Anteil von Herkunftsnamen unter den Neubürgern im Jahrzehnt von 1300-1310 zu nennen. Die meisten Namen beziehen sich hierbei auf Dörfer der umliegenden Börde wie de Tunnen (Ostönnen), de Sassendorp, de Werle, de Arnesberig, de Brilon, de Eversberge, aber auch Neubürger aus Münster (de Monasterio). Bei fast allen Namen wurde die lateinische Präposition de (aus) verwendet. Das Beispiel Soest entspricht in dieser Hinsicht weiteren namenkundlichen Untersuchungen, die ebenfalls einen hohen Anteil von Herkunftsnamen in Städten des niederdeutschen Raumes ausmachen konnten.

Insgesamt sinkt der Anteil von Herkunftsnamen innerhalb des Untersuchungszeitraumes von anfänglichen 81 % auf 55 %. Dieses kontinuierliche Absinken scheint darauf zurückzugehen, dass sich bei den Neubürgern nur ein Teil der Herkunftsnamen als Familienname etablierte, ein großer Teil hingegen von der nachfolgenden, nun ortsansässigen Generation durch Namen einer anderen Gruppe ersetzt wurde.

An erster Stelle wurden hierbei die Berufsamen von den Bürgern bevorzugt (wie z. B. wechter, z. B. am Stadttor S. Thomas, vogt, greve, faber/Schmied, rademekere/Radmacher, Cremere/Krämer, becker usw.). An zweiter Stelle finden sich deutlich mehr Übernamen unter den Bürgern als bei den Neubürgern (wie beispielsweise Luttikeman/kleiner Mann, Slumpert/unordentlicher Mensch, Slegcop/Schlagkopf, Liseganc/leiser Gang). Auffällig ist, dass bei den Bürgern gegen Mitte des 15. Jahrhunderts das Verhältnis zwischen den unterschiedlichen Namensgruppen immer ausgeglichener wird, während bei den Neubürgern die Dominanz der Herkunftsnamen bis zum Ende des Untersuchungszeitraumes bestehen bleibt. Die Benennung eines Zugezogenen nach dessen Herkunft bleibt somit kontinuierlich die erste Wahl. Dass bei den Bürgern stattdessen vermehrt Berufsamen und Übernamen auftreten, scheint in der unterschiedlichen gesellschaftlichen Stellung zu liegen. Für die Umwelt eines Neubürgers war es weniger wichtig, woher dieser kam, sondern welche sozioökonomische Stellung die betreffende Person bzw. Familie in der Lebens- und Kommunikationsgemeinschaft der Stadt übernahm.

Der hohe Anteil an Berufsamen direkt hinter den Herkunftsnamen in Soest scheint sich in erster Linie durch eine ausgeprägte städtische Struk-

überarbeitete Auflage, Leiden und Darmstadt 2002; Karl Christian Schiller und August Lübben: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. 6 Bände. Münster 1931.

tur zu erklären. Soest war im Mittelalter eine der größten und wohlhabendsten Städte im westfälischen Sprachraum. Die vielen Berufsnamen spiegeln die hohe Spezialisierung des Handwerks in Soest wider, die ab dem 15. Jahrhundert auftauchenden Beinamen für Spielleute wie pipere (Pfeifer), stokpiper, sprengere (Springer, Gaukler) zeugen zudem für den Reichtum der Stadt. Der im Vergleich mit den anderen Namensgruppen gering ausfallende Teil von Wohnstättennamen wie z. B. de Bruke (aus dem Brook/Brock für Sumpf), Lake (kleiner Tümpel), Dicman (Teichmann), Spiker (Speicher) und Patronyme wie z. B. Lodewighes (Ludwig), Engelbertes, Bruns (Bruno), Rodengher (Rüdiger), Tewes (Matthäus) scheint auch an der stark städtisch ausgeprägten Struktur zu liegen.

Inwiefern gegen Mitte des 15. Jahrhunderts sich ein Teil der Beinamen zu bereits erblichen Familiennamen gewandelt hatte, konnte die Examensarbeit nicht abschließend klären. Die Listen des Bürgerbuches können hierzu keine verbindlichen Aufschlüsse über Verwandtschaftsverhältnisse bieten. Lediglich der Wegfall der Präposition van (van Camen, van dem Langhenschede usw.) bei den Herkunftsnamen deutet eine Ausbreitung der Familiennamen an: Lag der Anteil an Herkunftsnamen ohne Präposition 1300 bis 1310 bei lediglich 9 %, sind es 1440 bis 1450 mit 45 % knapp die Hälfte aller Herkunftsnamen, die keine Präposition mehr aufweisen. Diese Zahlen sprechen somit für ein vermehrtes Aufkommen von Familiennamen im 15. Jahrhundert.

Wie das spezifische Namenprofil von Soest abschließend zeigt, sind die unterschiedlichen Namensgruppen über den untersuchten Zeitraum von 150 Jahren einem starken Wandel unterzogen und liefern dadurch, dass insbesondere im 14. Jahrhundert viele Beinamen noch nicht zu Familiennamen geworden sind und somit einen stark individuellen Bezug zum Namensträger haben, einen interessanten Einblick in das soziale und wirtschaftliche Leben der mittelalterlichen Gesellschaft.

WOLFGANG SCHMID

SOEST – EINE STADT DER WUNDER
KIRCHE UND FRÖMMIGKEIT IM SPIEGEL
HOCHMITTELALTERLICHER MIRAKELBERICHTE

An einem unbekanntem Tag in einem nicht bekannten Jahr – vermutlich zwischen 1220 und 1230 – näherte sich eine Prozession der westfälischen Großstadt Soest. Es handelte sich wahrscheinlich um Prämonstratenser-Chorherren aus der erst kurz zuvor gegründeten Abtei Sayn, die in einem Seitental des Westerwaldes lag. Die Geistlichen führten einen Reliquien-schrein mit, der den rechten Unterarm und die Hand des Apostels Simon barg. Folgen wir zunächst dem Mirakelbericht.

Die Prozession mit dem Schrein war eine Zeit lang durch das Rheinland gezogen und hatte danach nach einer Überquerung des Flusses zweimal Westfalen durchquert, wobei sie schließlich nach Soest kam (*venerunt ad urbem Zusatiensem*). Jetzt kündigt der Verfasser an, die Geschichte zu erzählen, wie er sie von dem Vater eines Mädchens erfahren habe. Sie berichtet von einer besonderen Gnade Gottes, zu der diesen die Verdienste des Seligen Simons bewegt hatten. Der Verfasser war offensichtlich kein Augenzeuge, hatte aber die Geschichte auf der Durchreise von Westfalen zu der Kirche zu Sayn (*de Westphalia primo contigit ad ecclesiam Seinnessem*) in Soest (*ad civitatem Zusatiensem*) vom Vater des genannten Mädchens erfahren. Dieser war ein Kaufmann mit Namen Werner Krebs (lat. *Cancer*), den er von früheren Handelsgeschäften her kannte.

Der Vater erwähnt, im Kloster Sayn (*Ad monasterium Heynense*) befindet sich der Unterarm des Apostels Simon Zelotes, der seine Tochter ins Leben zurückgerufen habe (*In Heim brachium sancti Simonis habetur, qui filiam meam de morte suscitavit*). Dann berichtet er, es seien vor einiger Zeit Abgesandte der Kirche von Sayn nach Soest gekommen, die den Schrein mit dem Unterarm des Heiligen mitgeführt und um Spenden für die Bezahlung dieses Schreins gebeten hätten (*Venerunt in hanc civitatem aliquandiu nuntii Heymensis ecclesiae, secum deferentes in capsella brachium beati Simonis, petentes eleemosynam pro capsellae solutione*). Während die Geistlichen aus Sayn öffentlich das Wort Gottes verkündeten, stellten sie ein Gefäß mit Wasser in die Mitte, in welches sie die Reli-

quien (!) eintauchten (*Quod faciendo, dum populo verbum Dei in ecclesia proponerent, posuerunt in medio dolium aqua plenum, in qua dum Sanctas Reliquias mersissent ...*). Zahlreiche Gläubige strömten herbei, um wundertägliches Wasser aus dem Gefäß herauszuschöpfen (*...et plures accurrissent ad exhauriendam aquam cum magna aviditate ...*). Dabei wurde seine kleine Tochter von der Menschenmenge mitgerissen und zu Tode gedrückt. Doch bald danach wurde sie durch die mehr als großen Verdienste des Seligen Simon wieder zum Leben erweckt. Diese Geschichte habe ihm Werner Krebs erzählt und sie sei ihm anschließend auch noch von anderen bestätigt worden¹.

I. Das Wunder von Soest

Der Mirakelbericht wirft eine ganze Reihe von Fragen auf. Bevor wir jedoch ihn und weitere Wundergeschichten aus dem hochmittelalterlichen Soest als stadt-, mentalitäts- und frömmigkeitsgeschichtliche Quelle auswerten, müssen wir ein paar Sätze zu Quellengrundlage, zum Kloster Sayn, zum hl. Simon und zu dem genannten Reliquienschrein vorausschicken.

Das Mirakel stammt aus dem nicht ganz treffend überschriebenen Bericht „De Perventione Brachii S. Simonis“. Der einzige Textzeuge ist eine Handschrift des Luxemburger Geschichtsschreibers Alexander Wiltheim († 1684), die 1794 als Grundlage seiner Ausgabe in den *Acta Sanctorum* diente. Mehrere Kapitel finden sich außerdem in der „*Historia abbatum*“ des Sayner Pfarrers Melchior Weirtz von 1649 und in der Trierer Bistums-geschichte der Jesuiten Christoph Brower und Jakob Masen von 1670. Die bisherige Forschung hat sich in der Regel auf eine Übersetzung in einem 1742 gedruckten Wallfahrtsbüchlein gestützt, die den Text aber deutlich gestrafft und modifiziert hat (Abb. 1)². Der verdienstvolle Lokalforscher

1 Abkürzungen: CHDM: Nikolaus Nösges/Horst Schneider (Hrsg.): *Caesarius von Heisterbach: Dialogus miraculorum. Dialog über die Wunder*. Bd. 1-5. Turnhout 2009 (*Fontes Christiani* 86). – MG: *Monumenta Germaniae Historica* (<http://www.mgh.de/dmgh/>). – REK: *Die Regesten der Erzbischöfe von Köln*. SZ: *Soester Zeitschrift*. – WKB: Karl Hengst (Hrsg.): *Westfälisches Klosterbuch. Lexikon der vor 1815 errichteten Stifte und Klöster von ihrer Gründung bis zur Aufhebung*. Bd. 1-3. Münster 1992-2003 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen 44, Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte 2). – WUB: *Westfälisches Urkundenbuch*. – Den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Stadtarchivs, der Stadtarchäologie und der wissenschaftlichen Stadtbibliothek Soest danke ich für ihre Gastfreundschaft und die vielfältige Unterstützung meiner Arbeit.

Acta Sanctorum Octobris. Bd. 6: 12.-14. Okt. Oktober 12. Tongerlo 1794, S. 429-430.

2 Godefrid Geller: *Kurtze Beschreibung des mit noch vielen anderen HH. Reliquien zu Sayn in einer Abtey Praemonstratenser Ordens, trierischen Ertz-Bischthumbs auffbehal-*



Abb. 1: Godefrid Geller: *Kurtze Beschreibung... Koblenz 1742*

Hermann Kemp hat ihn für seine in mehreren Auflagen zwischen 1952 und 2002 erschienenen *Klostergeschichte* ausgewertet³, und Joachim Halbekann hat ihn für seine *Geschichte der Grafen von Sayn* (1997) gründlich bearbeitet, wobei er als Landeshistoriker bei einer hagiographischen Quelle an seine Grenzen stieß⁴. Leider ist er Uta Kleine in ihrer verdienstvollen Monographie über die rheinische Mirakelliteratur des hohen Mittelalters entgangen, die jedoch wichtiges Vergleichsmaterial zur literarischen Gattung bereitstellt⁵.

tenen wunderthätigen Arms des heiligen Apostels Simonis ... Koblenz 1742. Faksimile: Originalgetreuer Nachdruck des Wallfahrtsbüchleins von Godefrid Geller. In: Förderkreis Abtei Sayn. 1981 bis 2011. Koblenz 2011, S. 46-127. Digital: <http://dfg-viewer.de/show/?set%5Bmets%5D=http%3A//www.dilibri.de%2Ffoai%2F%3Fverb%3DGetRecord%26metadataPrefix%3Dmets%26identifier%3D1038800, zuletzt aufgerufen am 6.11.2019>

3 Franz Hermann Kemp: *Abtei Sayn*. 3. Aufl. Koblenz 2002, S. 119-127.

4 Joachim J. Halbekann: Die älteren Grafen von Sayn. Wiesbaden 1997 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau. 61), S. 299-307 (mit vielen treffenden Beobachtungen).

5 Uta Kleine: *Gesta, Fama, Scripta. Rheinische Mirakel des Hochmittelalters zwischen Geschichtsdeutung, Erzählung und sozialer Praxis*. Stuttgart 2007 (Beiträge zur Hagiographie. 7). Zu dem Thema demnächst ausführlich: Wolfgang Schmid: *Der Schrein des*

In Sayn, in einem kleinen Seitental des Westerwaldes, wenige Kilometer vom Rhein, von Neuwied und von Koblenz entfernt, lag die Stammburg der Grafen von Sayn. Den Brüdern Eberhard I. und Hermann I. sowie ihren Söhnen Eberhard II. und Hermann II. war in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts im Dienst der Erzbischöfe von



Abb. 2: Die Abteikirche zu Sayn. Foto: Cäcilia Schabow

Köln, Trier und Mainz eine Aufsehen erregende Karriere gelungen. Sie konnten an der Nahtstelle dieser Territorien einen ausgedehnten und gut organisierten Herrschaftsbereich aufbauen, waren Stiftsvögte in Bonn und Domvögte in Köln sowie Parteigänger des Welfen Otto IV. Kurz vor ihrem Tod gründeten die Brüder 1202 in Sayn ein Kloster, in das sie Chorherren aus dem Prämonstratenserorden beriefen (Abb. 2).

Der nicht sehr lange Translationsbericht schildert zunächst die Herkunft der Reliquie und enthält danach neun Mirakelberichte. Im Jahre 1204 reiste ein namentlich nicht genannter armenischer Bischof zu den Heiligen Drei Königen, die seit 1164 in Köln verehrt wurden. Er führte eine Reliquie mit, den Arm des Apostels Simon. Kurz vor Köln hatte er Angst vor Räubern, die im Zusammenhang mit dem Krieg zwischen Otto IV. und Philipp von Schwaben die Gegend heimsuchten. Er versteckte das kostbare Stück auf dem Friedhof von Wesseling, wobei er allerdings beobachtet wurde. Der Zuschauer hatte eigentlich gehofft, in dem Versteck Geld zu finden, sah aber, dass es sich um einen heiligen Gegenstand handelte, und brachte ihn zu Propst Bruno von Sayn nach Bonn, der ihn reich belohnte. Es handelte sich um den Bruder der Grafen, einen wichtigen Parteigänger der Welfen, der bald danach Propst in Aachen und Erzbischof von Köln werden sollte⁶. In der Zwischenzeit wurde der armenische Bischof

Apostels Simon in Sayn. Heiligenverehrung, Schatzkunst und Politik um 1200. Lahnstein 2019.

6 Joachim J. Halbekann: Bruno IV. von Sayn. Erzbischof von Köln (um 1150-1208). In: Rheinische Lebensbilder 18 (2000), S. 27-48.

überfallen, ausgeraubt und verletzt. Zudem fand er das Versteck leer und reiste nach Köln, wo er sein Gelübde erfüllte. Auf der Rückreise besuchte er in Bonn Propst Bruno, der ihn durch seinen Arzt behandeln ließ. Er klagte seinem Gastgeber den Verlust und nannte dabei auch den Namen des Heiligen. Bei der Abreise bat der Propst ihn, die Reliquie behalten zu dürfen, wenn sie doch noch auftauche; im Gegenzug schenkte er ihm Kleider, Pferde und Geld, damit er mit seinen Begleitern standesgemäß zurückreisen konnte.

Bruno von Sayn übergab die Reliquie nicht etwa dem Bonner Münster, dem Aachener Marienstift oder dem Kölner Dom, sondern seinem Bruder Heinrich II. von Sayn, der sie nach Burg Blankenberg an der Sieg brachte, wo er sie weiterhin verborgen hielt. Nach zwei Jahren ließ er den Propst Hermann von Sayn kommen und übergab ihm die Reliquie. Dieser hielt sie weitere sechs Jahre lang versteckt. Danach wurde der Arm des Apostels zur Verehrung in Sayn ausgestellt. Dass Haut und Fleisch unverwest waren, faszinierte die Betrachter besonders (*cum carne cuteque super extensa et totum integrum praeter articulare digitum*).

Der Text ist in einem schlechten Latein abgefasst, er enthält zahlreiche Schreib- und Grammatikfehler und weist erhebliche Brüche und Sprünge auf⁷. Hinzu kommen Ungenauigkeiten: Heinrich II. von Sayn kann die Reliquie nicht im Jahre 1204 erhalten haben, weil er da schon zwei Jahre tot war. Allerdings genoss er als Hauptklostergründer besondere Verehrung. Eine Aufbewahrung auf Burg Blankenberg ist dagegen plausibel, denn Sayn war damals nicht mehr der Hauptwohnsitz der Familie. An anderer Stelle verlegt der Verfasser das Todesjahr des Trierer Erzbischofs Arnold von Isenburg († 5. November 1259) in das Vorjahr. Unser Text dürfte also nach 1258/59 entstanden sein. Der Autor stützt sich bei der Schilderung von Ereignissen, die drei, wenn nicht vier Jahrzehnte zurücklagen, auf schriftliche Dokumente oder die mündlich innerhalb der Klostergemeinschaft überlieferte Erinnerung. Er hat offensichtlich an der Schreinsprozession ins Rheinland und nach Westfalen nicht teilgenommen; von dem Wunder von Soest haben ihm der Vater des Mädchens und andere Augenzeugen berichtet.

Der Name des Verfassers wird nicht genannt, aber das Mirakel gibt mehrere Hinweise: Erstens reiste er zu einem späteren Zeitpunkt von Westfalen nach Sayn über Soest und zweitens kannte er den Vater des Mädchens, mit dem er früher einmal Handelsgeschäfte getätigt hatte. Die Überlieferung zur Klostergeschichte von Sayn ist in der Frühzeit nicht sehr dicht,

7 Für die Mithilfe bei der Übersetzung danke ich u. a. Vanessa Prezio, Dietrich Schabow, Anna Jagosova und Bertram Resmini. Da es zwar gelungen ist, eine korrekte, nicht aber eine lesbare Übersetzung zu erarbeiten, möchten wir es bei einer Paraphrase des Textes belassen.

von 1240 bis 1248 ist der fünfte Abt Liudger nachweisbar⁸. 1251 und 1255 ist dieser als Propst der westfälischen Propstei Clarholz belegt⁹. Zwar ist hier bereits von 1217 bis 1234 ein Liudger als Propst anzutreffen, er kann aber mit dem Sayner Prior aus zeitlichen Gründen nicht identisch sein. Der Vorname Liudger deutet darauf hin, dass dieser aus Westfalen stammte und später in seine westfälische Heimat zurückkehrte. Es wäre also zumindest hypothetisch denkbar, dass Abt Liudger der Verfasser des Translationsberichts war und seine Bekanntschaft mit Soest und dem Vater des Mädchens von einer früheren Tätigkeit in Westfalen herrührte¹⁰.

Im Übrigen reichte auch der Einfluss der Grafen von Sayn bis in das südliche Westfalen: Sie gründeten 1235 in Drolshagen, in der Nähe ihrer Herrschaft Waldenburg, ein Zisterzienserinnenkloster¹¹. Im Westen besaßen sie von 1244 bis 1247 die Burg Neu-Isenberg in Essen¹². Im Jahre 1200 besiegelte Graf Heinrich II. von Sayn eine Urkunde Erzbischof Adolfs von Altena in Soest¹³ und 1230 Graf Heinrich III. von Sayn ebenfalls in Soest eine Urkunde Erzbischof Heinrichs von Müllenark¹⁴. Durch ihre jahrzehntelangen Aktivitäten im Gefolge der Erzbischöfe waren sie sicherlich auch mit den Verhältnissen im Herzogtum Westfalen gut vertraut.

Der zweite Teil des Berichts enthält insgesamt neun Mirakelberichte. Zu einem unbekanntem Zeitpunkt wurde der Schrein mit dem Heiligen mit einer Prozession durch die Lande geschickt. Zunächst ging es am Rhein entlang nach Norden nach Andernach und dann nach Hersel bei Bonn, wo man in einem den Reisenden bekannten Haus einkehrte. Da in Hersel das Bonner Stift ein Oratorium besaß, könnte hier Bruno von Sayn über

8 Bruno Krings: Die Pröpste, Äbte und Administratoren des Prämonstratenserklosters Sayn. In: Franz Hermann Kemp: Abtei Sayn. 3. Aufl. Koblenz 2002, S. 189-232, hier S. 195.

9 Ludger Horstkötter: Die Anfänge des Prämonstratenserstiftes Hamborn und seine Entwicklung im ersten Jahrhundert seines Bestehens. Ein Beitrag zur Geschichte des Prämonstratenserordens im 12. und 13. Jahrhundert. Duisburg 1967 (Duisburger Forschungen. Beih. 9), S. 171 Anm. 706. - Wilhelm Honselmann: Adlige Chorherren. Verzeichnis der Mitglieder des Clarholzer Konvents. In: Johannes Meier (Hrsg.): Clarholtensis Ecclesia. Forschungen zur Geschichte der Prämonstratenser in Clarholz und Lette (1133-1803). Paderborn 1983 (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte. 21), S. 75-126, hier S. 79 Nr. 20, S. 124 Nr. 5.

10 Ein Nachkomme könnte ein Werner Krevet (Crivet, Cancer) sein, der von 1269 bis 1300 als Ministeriale in Soest belegt ist und wiederum einen Sohn mit dem Leitnamen Werner hatte. Weitere Angehörige der Familie saßen in Arnsberg, Geseke und Werl, WUB VII, S. 1387. 1269 wird er als *Wernerus dictus Cancer milites* bezeichnet und 1280 als *Wernerherus Cancer*, Nr. 1333, 1731.

11 WUB VII, Nr. 432. - Halbekann (wie Anm. 4), S. 364-368, 435. Vgl. auch die Karte zur Besitzgeschichte im Anhang.

12 Ebd., S. 436, 446.

13 REK II, Nr. 1584. - Halbekann (wie Anm. 4), S. 25.

14 REK III,1, Nr. 700. - Halbekann (wie Anm. 4), S. 82.

ein Anwesen verfügt haben. Hier geschah das erste Wunder: Eine Kerze, die auf einem Tuch stand, auf dem auch die Reliquien (*sanctis Reliquiis*) platziert waren, fiel um und das ganze Haus brannte ab. Das Reliquiar und das Tuch blieben jedoch unversehrt.

Dann ging es weiter zum *Mellenhove* bei Hersel, wo die Reisegruppe bei gottesfürchtigen Leuten unterkam. Nach ihrer Abreise wies die Hausfrau ein Mädchen, das ein lahmes Bein hatte, an, dieses auf die Stelle zu setzen, an der man die Reliquien (*sanctae Reliquiae*) abgelegt hatte. Das Mädchen wurde geheilt und die Reliquie des hl. Simon Zelotes erhielt großen Zulauf. Die dritte Station war dann Soest.

Der Weg der Prozession lässt sich nach diesen spärlichen Angaben nur unzureichend rekonstruieren: Von dem nördlich von Bonn gelegenen Hersel und von Mellenhove aus wird man sicherlich nach Köln weitergezogen sein. Über Neuss könnte es nach Duisburg gegangen sein und von dort aus auf dem Hellweg über Essen und Dortmund nach Soest. Als Abkürzung bot sich die Strecke Düsseldorf-Essen an. In jedem Fall ist dem Bericht über das Wunder von Soest zu entnehmen, dass man sich längere Zeit im Rheinland aufhielt und danach Westfalen zweimal durchquerte, bevor man nach Soest kam. Für die Rückreise bot sich alternativ die Straße von Soest über Siegen Richtung Frankfurt an¹⁵. Womöglich zog die Prozession durch das Jakobitor im Westen in die Stadt ein. Hier wurde 1304 *in vico, qui dicitur Helewech, apud portam beati Jacobi* ein Hospital für Pilger gegründet, das spätere „Neue Gasthaus“. Es war ausdrücklich für Aachener vorgesehen, die seit der Mitte des 13. Jahrhunderts in großer Zahl auf dem Hellweg ins Rheinland zogen, vielleicht auch für Pilger nach Santiago de Compostela¹⁶.

Anschließend kehrten die Chorherren nach Sayn zurück, wo in den nächsten Jahren weitere sechs Wunder geschahen, und zwar zumeist im

15 Hugo Weczerka: Mittelalterliche Verkehrswege. In: Köln – Westfalen 1180-1980. Landesgeschichte zwischen Rhein und Weser. Kat. Köln 1980, Bd. 1, S. 297-304, Karte S. 299. - Karl-Ferdinand Beßelmann: Der Hellweg als Wallfahrtsstraße des späten Mittelalters. In: Klaus Herbers/Hartmut Kühne (Hrsg.): Pilgerzeichen – „Pilgerstraßen“. Tübingen 2013 (Jakobus-Studien. 20), S. 29-47.

16 Ebd., S. 33, 40, 44. - Gerd Dethlefs: Reisende am Hellweg im Spiegel städtischer Rechnungen der Frühen Neuzeit. In: Herbers/Kühne (wie Anm. 15), S. 49-68, hier S. 54-64. In dem Tor befand sich eine bereits 1214 erwähnte (WUB VII, Nr. 106), dem hl. Jakobus geweihte Kapelle, die als Hinweis auf Santiago-Pilger gedeutet wird, vgl. Marga Koske: Soest und das mittelalterliche Pilgerwesen. In: SZ 98 (1986), S. 62-73, hier S. 66. - Karl-Ferdinand Beßelmann: Stätten des Heils. Westfälische Wallfahrtsorte des Mittelalters. Münster 1998 (Schriftenreihe zur religiösen Kultur. 6), S. 110-111. - Hugo Rothert: Zur Kirchengeschichte der „ehrenreichen“ Stadt Soest. Gütersloh 1905, S. 36-37. Die Kapelle besaß bis zur Reformation einen umfangreichen Reliquienschatz, neben Herren- und Marienreliquien Partikel von Matthias, Jakobus, Vitus, Anno und Walburga. - Eduard Vorwerck: Capella St. Jacobi. In: SZ 13 (1894/95), S. 69-80, hier S. 78.

unmittelbaren personellen Umfeld von Abtei und Burg Sayn. Ausnahmen sind die Gräfin Mechthild, die sich die Reliquie in ihr Schloss in Nassau bringen ließ, und der Siegburger Abt Gottfried II. (1238-1259), dem der in seinem eigenen Kloster verehrte hl. Anno nicht helfen konnte¹⁷. Mit dessen Amtsantritt, bei dem unser Verfasser nach eigener Aussage noch nicht in Sayn tätig war, hätten wir einen weiteren Hinweis zur Chronologie der Ereignisse.

Wenn wir die Angaben in dem Translationsbericht wortwörtlich nehmen, was wir aber nicht sollten, dann wurde in der Abtei ab dem Jahre 1212 eine wundertätige Apostelreliquie ausgestellt. Diese lag im Osten des Bistums, im Westen bildete das Apostelgrab in der vor Trier gelegenen Benediktinerabtei St. Matthias den Anziehungspunkt für eine bedeutende Wallfahrt. Im Osten wurde in einer Entfernung von etwa drei Tagesreisen am Grab der 1235 kanonisierten Elisabeth von Thüringen ein wirkmächtiger neuer Kult etabliert.

Für die Reliquie des hl. Simon gaben die Chorherren einen kostbaren Schrein in Auftrag, der an zwei Stellen als *capsella* bezeichnet wird (*capsellam fieri fecerunt, artificiose fabricatam, in qua sanctae reliquiae ponerentur et exponerentur*). Denkbar wäre, dass es sich bei der genannten *capsella* um einen Übergangsschrein gehandelt hat¹⁸. Auch die Reliquien der Heiligen Drei Könige wurden 1164 nach ihrer Überführung im Kölner Dom in drei Behältern aufbewahrt, und die sterblichen Überreste Karls des Großen befanden sich nach ihrer Erhebung 1165 in einem Interimschrein, bis 1215 der Karlsschrein fertiggestellt wurde; der Dreikönigsschrein folgte einige Jahre später.

Dass man diese weitaus kostbareren Schreine mit einer Prozession durch

17 Erich Wisplinghoff: Die Benediktinerabtei Siegburg. Berlin 1975 (Germania Sacra N. F. 2,9), S. 161. Zur Annoverehrung Zur Anno-Verehrung vgl. Annegret Wenz-Haubfleisch: *Miracula post mortem*. Studien zum Quellenwert hochmittelalterlicher Mirakelsammlungen vornehmlich des ostfränkisch-deutschen Reiches. (Siegburger Studien 26). Siegburg 1998, S. 179-186.; Wisplinghoff (wie Anm. 17); Norbert Ohler: *Zuflucht der Armen*. Zu den Mirakeln des Heiligen Anno. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 48 (1984), S. 1-33; Monumenta Annonis. Köln und Siegburg. Weltbild und Kunst im hohen Mittelalter. Kat. Köln 1975; Marc Steinmann: *Der Schrein des hl. Anno im Siegburger Kirchenschatz*. Köln 2014.

18 Die Terminologie mittelalterlicher Werke der Schatzkunst ist ein schwieriges Thema, Reliquienschreine werden häufig als *capsa* bezeichnet, *capsella* ist aber durchaus auch üblich. - Bernhard Bischoff: *Mittelalterliche Schatzverzeichnisse*. T. 1, München 1969 (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München. 4), S. 167. - Auch der Patroklischrein in Soest wird in den Quellen durchgängig als *capsa* bezeichnet; er ist 176 cm lang, der in Sayn nur 53 cm. - Hans-Walter Stork: *Urkunden zum Soester Patrokli-Schrein*. In: *Westfälische Zeitschrift* 148 (1998), S. 295-316. In dem Aufsatz finden sich zahlreiche Hinweise auf die Herstellung mittelalterlicher Reliquienschreine, so dass dieses Thema hier nicht näher vertieft werden soll.

die Lande führte, ist nicht bekannt. Der Text deutet Geldnot an, die Chorherren benötigten Spenden, ihn zu bezahlen. Dies erscheint noch nicht einmal unplausibel, denn die Gebäude der recht kleinen Abtei waren gerade erst fertiggestellt worden und der Sohn des Gründers – Graf Heinrich III. von Sayn – förderte ab 1222 vor allem die Mönche der Zisterzienserabtei Marienstatt. Ansonsten war es im 13. Jahrhundert keineswegs ungewöhnlich, Reliquien durch die Lande zu schicken, um Spenden zu generieren. Dies ist 1243 für die Finanzierung der Trierer Liebfrauenkirche belegt. Damals gestattete der Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden den Kollektanten aus der Trierer Kirchenprovinz, in seiner Diözese Spenden zu sammeln; dabei wird erwähnt, dass sie Reliquien mitführten¹⁹. Eigentlich hätten die Mönche aus Sayn ebenfalls eine solche Erlaubnis benötigt.

Caesarius von Heisterbach berichtet um 1220, die Mönche der Abtei Brauweiler hätten wortgewaltige Weltgeistliche (*sacerdotes saeculares in lingua potentes*), die es gewöhnt waren, den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen (*ad emungendam pecuniam efficaces*), durch die Lande geschickt (*ad diversas transmiserunt provincias*)²⁰. Mit einer Reliquie, einem Zahn des hl. Nikolaus, sollten sie Geld für eine Erweiterung ihrer Kirche sammeln. Dafür gibt es einen urkundlichen Nachweis, zwischen 1187 und 1190 erlaubte Erzbischof Philipp von Heinsberg dem Abt Bertram (1187-1196) von Brauweiler, eine Kollekte für den Bau der Klosterkirche durchzuführen²¹. Doch eines Tages benahmen sich die begleitenden angemieteten Geistlichen (*praedicatores ... conducticii*) würdelos (*inhoneste se gerendo*), und als der hl. Bischof Nikolaus ihre Gotteslästerereien (*blasphemias*) nicht mehr ertragen konnte, sprang der *cristallus*, in den sein Zahn geborgen war, geräuschvoll. Daraufhin brachten die Mönche die Reliquie unverzüglich nach Brauweiler zurück und ließen es nicht mehr zu, dass sie für solche Zwecke das Kloster verließ. Caesarius selbst habe den Sprung in dem Kristall (*rupturam eiusdem cristalli*) gesehen. Mit der größten Selbstverständlichkeit werden hier also geschliffene Bergkristalle erwähnt, wie sie in der Schatzkunst dieser Jahre in Mode kamen²². Es lässt sich festhalten, dass Caesarius vor-

19 REK III,1, Nr. 1085.

20 CHDM VIII, 68. - Zur Nikolausverehrung in Brauweiler vgl. Kleine (wie Anm.5), S. 189-229, zu den Wunderberichten des Caesarius ebd. S. 226-227; Heinz Erich Stiene: *Wucher, Wanzen und Dämonen*. Brauweiler und Frechen in den Wundergeschichten des Caesarius von Heisterbach (um 1220). In: *Pulheimer Beiträge* 21 (1997), S. 73-89.

21 REK II, Nr. 1372.

22 Hans R. Hahnloser: *Theophilus Presbyter und die Inkunabeln des mittelalterlichen Kristallschliffs an Rhein und Maas*. In: *Rhein und Maas. Kunst und Kultur 800-1400*. Kat. Köln 1973, Bd. 2, S. 287-296. - Ders./Susanne Brugger-Koch: *Corpus der Hartsteinschliffe des 12.-15. Jahrhunderts*. Berlin 1985. - Anne Kurtze: *Durchsichtig oder durchlässig. Zur Sichtbarkeit der Reliquien und Reliquiare des Essener Stiftsschatzes im Mittelalter*. Petersberg 2017.

nehmlich das Verhalten der Reliquiensammler, dieser geschwätzigen Mietgeistlichen, kritisiert, weniger ihre Reise und deren Zweck.

Eine Stütze für diese Vermutung lässt sich darin finden, dass sich bei Caesarius eine ganze Reihe von Hinweisen auf vagabundierende oder auch betrügerische Kleriker (*viatores*) finden, so auf einen *homo quidam religiosus de ordine viatorum*, der nach Köln kam, um Reliquien der hl. Ursula zu erwerben²³. In die Literaturgeschichte eingegangen ist 160 Jahre später ein Ablassprediger, der mit einer Pilgergruppe zum Grab des Thomas von Canterbury reiste, worüber die „Canterbury Tales“ anschaulich berichten. Er führte neben ganzen Bündeln von Ablassbriefen eine Reihe von gefälschten Reliquien, darunter einen Schleier Mariens, mit, die er unterwegs für viel Geld an unbedarfte Landpfarrer verkaufte²⁴.

Wie weit diese Praktiken damals verbreitet waren, zeigt der 1215 auf dem vierten Laterankonzil verkündete 62. Kanon. Dieser wandte sich gegen die Missbräuche im Zusammenhang mit dem Kauf oder der Verehrung fragwürdiger Reliquien, die sich nach dem vierten Kreuzzug und der Eroberung von Konstantinopel häuften. Der Konzilsbeschluss verbot nicht nur, Reliquien außerhalb ihrer Behältnisse zu zeigen (*extra capsam non ostendantur nec exponantur venales*), sondern erwähnt auch die Spendensammlungen, bei denen Reliquien mitgeführt wurden. Auch hier gab es Missstände, die Kollektanten wurden aufgefordert, sich nicht in Gasthäusern und anderen unpassenden Orten einzuquartieren, keine phantastischen Geschichten zu erzählen, keine gefälschten Dokumente vorzuweisen und nicht in betrügerischer Absicht eine Ordenstracht zu tragen²⁵.

Schließlich ist es ein außerordentlicher Glücksfall, dass die nach Soest mitgeführte *capsella* in Sayn erhalten ist (Abb. 3). Beim Schrein des hl. Simon handelt es sich um einen Schatzbehälter mit einer Länge von 53, einer Breite von 14 und einer Höhe von 33 cm. Seine Besonderheit beruht vor allem auf der Tatsache, dass er fast völlig aus Fenstern besteht: Jede Seite und jede Dachschräge besitzt vier Öffnungen, zwei weitere die Stirnseiten, so dass man auf 18 Öffnungen kommt, die ursprünglich wohl mit Bergkristallplatten verschlossen waren. Sie sitzen in Filigranrahmen aus vergoldetem Kupfer. Die Stirnseiten, die zudem mit mittelalterlichen Edelsteinen geschmückt sind, zeigen zwei Engel. An einer Stirnseite lässt sich eine Klappe öffnen. Die Lade ruht auf vier Löwenfüßen und ist auf dem Dach mit Palmettenkämmen und Kugelköpfen in Form von Granat-

23 CHDM VIII, 87, vgl. auch I,3, VI,20-21, VIII,68. - REK III,1, Nr. 551.

24 Heinz Bergner (Hrsg.): *The Canterbury Tales*. Stuttgart 1996 (Reclams Universal-Bibliothek. 7744), S. 44-47.

25 Gia Toussaint: *Kreuz und Knochen. Reliquien zur Zeit der Kreuzzüge*. Berlin 2011, S. 178-179.



Abb. 3: Der Schrein des Apostels Simon in der Abtei Sayn.

Foto: Michael van Ooyen, Schönstatt

äpfeln geschmückt²⁶. Im Barock wurde der Schrein umgearbeitet, auch an den Seiten mit Edelsteinen verziert, er erhielt eine verschließbare Öffnung am Dach und einen neuen Binnenschrein für die Reliquie. 2016 wurde das Reliquiar restauriert. Dabei hat man es auch dendrochronologisch untersucht und festgestellt, dass es ab 1218 entstanden sein dürfte²⁷.

In der Entwicklungsgeschichte der Reliquiare nimmt der Schrein des hl. Simon eine Schlüsselposition ein, da er die Reliquie erstmals in dieser Form sichtbar machte; viele Autoren sehen darin eine Reaktion auf das vierte Laterankonzil und auf den Import von Reliquien aus dem 1204 eroberten Konstantinopel. Kunstgeschichtlich wird das Reliquiar mit zwei Staurotheken in Zusammenhang gebracht, die sich in der Trierer Abtei St. Matthias und in St. Liutwin in Mettlach befinden²⁸. Beide nahmen sich die byzantinische Staurothek aus Stuben (Limburger Domschatz) zum Vorbild, setzten sie aber in eine aktuelle künstlerische Formensprache um. Die Staurothek in St. Matthias zeigt ebenfalls Reliquien hinter Bergkristallfenstern. Zu dem Werkstattkreis gehören noch zwei Buchdeckel eines Evangeliiars aus St. Matthias (Manchester), der des verlorenen goldenen

26 Caspar Melchior Balthasar. *850 Jahre Verehrung der Heiligen Drei Könige im Kölner Dom*. Kat. Köln 2014, Nr. III. 6.

27 Schreiben von Prof. Dr. Peter Klein, Hamburg, vom 15. Dezember 2015 in der Akte „Pfarrei Maria Himmelfahrt in Bendorf-Sayn“ im Amt für Kirchliche Denkmalpflege, Trier.

28 Wolfgang Schmid: *Die Limburger Staurothek und die Kreuzreliquiare in Trier und Mettlach. Zur Rezeption byzantinischer Schatzkunst im Westen*. In: Klaus Gereon Beuckers/Dorothee Kemper (Hrsg.): *Typen mittelalterlicher Reliquiare zwischen Innovation und Tradition*. Regensburg 2017 (Objekte und Eliten in Hildesheim 1130 bis 1250 2), S. 117-138.

Buches von St. Maximin und der Potentinusschrein aus Steinfeld in der Eifel, dem Sayn unterstellt war (Paris). Diese vermutlich Trierer oder auch Kölner Werkstatt wird auch mit den Armreliquiaren von St. Gereon und St. Kunibert in Köln, mit der Rückseite des Dreikönigsschreins in Köln und mit dem Marienschrein in Aachen in Verbindung gebracht. Aus dem Atelier sind eine Reihe von Siegeln für die Abteien St. Matthias, Mettlach und Hornbach überliefert; anhand der erhaltenen Urkunden ist es möglich, ihre Entstehung auf die 1220er-Jahre einzugrenzen²⁹. Das Wunder von Soest dürfte somit in den Jahren 1220 bis 1230 stattgefunden haben.

II. Mirakelberichte und andere hagiographische Quellen zur Stadtgeschichte

Wie auch andere Gattungen hagiographischer Literatur galten Mirakelberichte in der quellenpositivistischen Mediävistik des 19. Jahrhunderts als die „fake news“ des Mittelalters, und zwar insbesondere dann, wenn protestantische Autoren mit solchen Formen katholischer Erbauungsliteratur wenig anzufangen wussten. Lieber konzentrierte man sich auf „harte“ Quellengruppen wie Stadtrechtsprivilegien und Hanseurkunden. Freilich unterstellt man dabei den Menschen des Mittelalters in ihrem politischen und wirtschaftlichen Handeln eine modernen Ansprüchen entsprechende Rationalität, die aber weder Wallfahrten nach Santiago noch Kreuzzüge ins Heilige Land bzw. den Bau der Kathedralen und die Werke der Schatzkunst erklären kann. Zum Zweiten muss man in einer Zeit, in der mehr als kontrovers über den Klimawandel, die Windenergie, die Ansiedlung von Wölfen, über Impfgegner und Reichsbürger diskutiert wird, die angebliche Rationalität der Moderne in Frage stellen. Und zum Dritten haben sich gerade die Mirakelberichte – nach entsprechender Quellenkritik – als Schlüsseldokumente zur Alltags- und Sachkultur, vor allem aber zur Mentalitäts- und Frömmigkeitsgeschichte des Mittelalters erwiesen. Sie können dadurch die bei der Analyse urkundlicher und chronikalischer Quellen sowie archäologischer Befunde gewonnenen Ergebnisse wesentlich vertiefen³⁰.

²⁹ Zu diesen Kontexten ausführlich Schmid (wie Anm. 5).

³⁰ Literatur (in Auswahl): Peter Bernards: Die rheinische Mirakelliteratur im 12. Jahrhundert. In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 138 (1941), S. 1-78. - Ohler (wie Anm. 17). - Kleine (wie Anm. 5). - Constanze Rendtel: Hochmittelalterliche Mirakelberichte als Quelle zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte und zur Geschichte der Heiligenverehrung untersucht an Texten insbesondere aus Frankreich. Diss. phil. FU Berlin, 2 Bde., 1985. - Wenz-Haubfleisch (wie Anm. 17). - Martin Heinzmann u. a. (Hrsg.): Mirakel im Mittelalter. Konzeptionen Erscheinungsformen Deutungen. Stuttgart 2002 (Beiträge zur Hagiographie 3). - Klaus Herbers u. a. (Hrsg.): Mirakelberichte des frühen und hohen Mittelalters. Darmstadt 2005. (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 43).



Abb. 4: Translatio des hl. Potentinus von Karden nach Steinfeld. Fenster aus dem Kreuzgang in der Prämonstratenserabtei Steinfeld (Ausschnitt). London, Victoria & Albert Museum

Hagiographische Quellen wie Mirakel- oder Translationsberichte (Abb. 4), aber auch die *vita* und die *passio* eines Heiligen waren literarische Gattungen, die nach festen Regeln abgefasst wurden. Die Erhebung von Reliquien und die Prozesse der Heiligsprechung erfolgten nach einem strengen Verfahren, bei dem stets – nach damaligen Maßstäben – auch die Echtheit geprüft wurde. Eine Reliquie galt als Unterpfand für einen Heiligen, auf dessen Unterstützung man hoffte. Nach mittelalterlicher Vorstellung waren nicht nur Gott und die Heiligen, sondern auch der Teufel und seine Dämonen ständig präsent und konnten jederzeit in das Tagesgeschehen eingreifen. Heilige waren Stadtpatrone und Schlachtenhelfer, Patrone bestimmter Berufsgruppen, halfen gegen Zahnweh und Augenleiden und waren Nothelfer in allen Lebenslagen³¹. Ebenso griff der Teufel in das

³¹ Für das intensiv und kontrovers diskutierte Thema der Stadtpatrone ist gerade Soest mit seinem Patroklilikult ein anschauliches Beispiel, vgl. Wilfried Ehbrecht: Die Stadt und ihre Heiligen. Aspekte und Probleme nach Beispielen west- und norddeutscher Städte. In: Vestigia Monasteriensia. Westfalen – Rheinland – Niederlande. Bielefeld 1995, S. 197-261, hier S. 236-242. - Ders.: Das mittelalterliche Soest – eine Stadt der Heiligen. In: Ders.:

Tagesgeschehen ein, versuchte die Menschen zu Würfelspiel, Turnieren und schwarzer Magie zu verführen, zu Habgier und Kleiderluxus, zur Völlerei, zur Trunksucht und zur Wollust. Das Leben war also ein ständiger Kampf des Guten gegen das Böse, in dem die Heiligen eine wichtige Rolle spielten. Wie auch der Teufel konnten sie die Gesetze von Raum und Zeit durchbrechen, d. h. durch die Luft und durch die Zeit fliegen und zu jeder Zeit überall sein³².

Konstitutiv war der Heilige vor allem für geistliche Institutionen wie z. B. das Soester Patroklistift. Hier verwahrte man seine Reliquien und verehrte ihn in der Liturgie. Der monumentale Bau der Kirche und der Patroklischrein brachten die Wertschätzung für ihn zum Ausdruck³³. Hier-

Soest. Geschichte der Stadt, Bd. 1: Der Weg ins städtische Mittelalter – Topographie, Herrschaft, Gesellschaft. Soest 2010 (Soester Beiträge 52), S. 987-1042.

- 32 Das Thema kann im Rahmen dieser Studie nicht in seiner Komplexität dargestellt werden, vgl. die von mehreren Sachkennern bearbeiteten Artikel Dämonen, Dämonologie in: Lexikon des Mittelalter 3 (1986), Sp. 476-487, und: Teufel, in: Ebda. 8 (1997), Sp. 578-591. - Zu Caesarius vgl. Bruno Gloger/Walter Zöllner: Teufelsglaube und Hexenwahn. Wien 1984, S. 37-46. - Fritz Wagner: Teufel und Dämonen in den Predigtexemplen des Caesarius von Heisterbach. In: Ders.: Essays zur zisterziensischen Literatur. Heimbach 2009 (Mariawalder Mittelalter-Studien. 3), S. 77-93.
- 33 Im Gegensatz zur Geschichte der Stadt und ihrer Bürger sind die des Stifts, namentlich die Besitz- und Wirtschaftsgeschichte, die Prosopographie der Stiftsherren und ihrer Bediensteten, aber auch die der liturgischen Nutzung der Kirche noch wichtige Desiderate der Forschung, Hugo Rothert: Das St. Patroklistift zu Soest von seinen Ursprüngen bis in die Tage der Reformation. In: Jahrbuch des Vereins für die Evangelische Kirchengeschichte Westfalens 16/17 (1914/15), S. 1-92 (zur Liturgie S. 46-55). - Friedrich von Klocke: Die Standesverhältnisse der Stiftsherren von St. Patrokli zu Soest. In: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde 80 (1922), S. 70-90. - Hans J. Sperling (Hrsg.): Soest St. Patrokli. Geschichte und Kunst. Regensburg 2012. - Manfred Wolf: Kirchen, Klöster, Frömmigkeit. In: Heinz-Dieter Heimann: Soest. Geschichte der Stadt, Bd. 2: Die Welt der Bürger – Politik, Gesellschaft und Kultur im spätmittelalterlichen Soest. Soest 1966 (Soester Beiträge 53), S. 771-817. – Wilhelm Janssen: Soest – Kollegiatstift St. Patrokli. In: WKB, Bd. 2, S. 346-353 (hervorragende Übersicht mit guter Bibliographie, leider ohne Quellenangaben). Zum Stiftspatron und zur Gründungsgeschichte Joseph Jansen u. a.: Der heilige Patrokli. Festschrift zur 1000-Jahr-Feier der Reliquienübertragung nach Soest am 5. Juli 1964. Soest 1964; Wolfgang Sudkamp: St. Patrokli. Patron des Domes und der Stadt Soest. Zur Bedeutung des Heiligen in Geschichte und Gegenwart. Iserlohn 1991; Rolf Köhn: Die Translation der Patroklusreliquien nach Soest und ihre mittelalterliche Überlieferung. In: SZ 85 (1973), S. 21-38; Ders., Die Anfänge des Soester Patroklistiftes. Eine quellenkritische Studie. In: SZ 84 (1972), S. 5-23; Norbert Eickermann: Wann wurde der Bericht von der Übertragung der Patroklusreliquien verfaßt? Ein Nachtrag zum Translationsbericht in der Soester Zeitschrift 85 (1973). In: SZ 105 (1993), S. 8-12; Beate Weifenbach: Patrokli: Patron und kampfbereiter Beschützer der Stadt Soest. Zur bildlichen Darstellung und Deutung des Stadtheiligen. In: Maas-Steinhoff, Stadtbürger (wie Anm. 65), S. 11-28, 137-140; Ulrich Löer: Vom Märtyrer zum Schutzpatron. Zur Überlieferung der Vita des hl. Patrokli und seiner Reliquientranslation. In: Capsa gloria martiris beati Patrocli nostri patroni. Der Schrein des hl. Patrokli aus Soest. Berlin 2009, S. 15-20; Ehbrecht, Stadt der Heiligen (wie Anm. 31), S. 997-1010.

zu gehörten auch ein untadeliger Lebenswandel der Stiftsherren und eine geordnete Wirtschaftsführung. Dafür hielt der Heilige seine Hand über das Stift, schützte es und seine Angehörigen vor Schicksalsschlägen aller Art. Für die Wertschätzung eines Heiligen gab es noch eine Steigerung, die Prozession, die ihn aus der Kirche in die Stadt und ihr Umland hinausführte, und die Wallfahrt, die Pilger aus nah und fern zu ihm führte, wo er dann Wunder und Gebetserhörungen veranlasste, die dann dokumentiert und mit Zeugenaussagen protokolliert wurden³⁴. Seit dem Inkunabelzeitalter wurden hagiographische Texte auch gedruckt³⁵. Um die Wallfahrt nach Sayn zu beleben, ließ der Prior 1742 den Translationsbericht und die neun Wunder neu übersetzen und durch 33 weitere Gebetserhörungen ergänzen. Auch der Bericht über das Wunder von Soest wurde verkürzt wiedergegeben, er enthält zudem den ersten Hinweis auf die Wirkmächtigkeit des Simonswassers, das seit dem 17. Jahrhundert aus einem Brunnen vor der Abtei strömte und zahlreiche Wunder bewirkte³⁶.

Heiligenverehrung war stets auch eine Frage des Marketings, zumal auch die Konkurrenz nicht schlief und das Geschehen vor Ort kritisch beäugte. Entscheidend war dabei eine „story“, eine *historia*, eine glaubwürdige Erzählung, die den Heiligen, seine Geschichte und Wirkmächtigkeit darstellte. Neben Viten³⁷ und Translationsberichten³⁸ sind Mirakelsammlungen eine wichtige Gattung hagiographischer Literatur. Sie dienten nicht nur der Werbung für die Wallfahrt und der Selbstdarstellung geistlicher Institutionen, sondern wurden auch als Andachtsbücher innerhalb der Klostergemeinschaft benutzt. So sind auf den Rückseiten der Staurotheken in St. Matthias und Mettlach Bildergalerien angebracht, auf denen neben Heiligen und Stiftern auch die amtierenden Äbte und Prioren zu finden sind.

34 Ehbrecht, Stadt der Heiligen (wie Anm. 31), S. 987-997.

35 Wolfgang Schmid: Die Wallfahrtslandschaft Rheinland am Vorabend der Reformation. Studien zu Trierer und Kölner Heiltumsdrucken. In: Bernhard Schneider (Hrsg.): Wallfahrt und Kommunikation – Kommunikation über Wallfahrt. Mainz 2004 (Quellen und Abhandlungen zur mittelhochdeutschen Kirchengeschichte. 109), S. 17-195.

36 S. o. Geller (wie Anm. 2).

37 Dieter von der Nahmer: Die lateinische Heiligenvita. Eine Einführung in die lateinische Hagiographie. Darmstadt 1994. - Vgl. auch den Artikel Hagiographie. In: Lexikon des Mittelalters 4 (1989), Sp. 1840-1862.

38 Martin Heinzelmann: Translationsberichte und andere Quellen des Reliquienkultes. Turnhout 1979 (Typologie des sources du moyen âge occidental. 33). - Lexikon des Mittelalters 8 (1997), Sp. 947-949.

III. Wundergeschichten des Caesarius von Heisterbach aus Soest

Nun gibt es für das hochmittelalterliche Soest nicht nur ein Mirakel, sondern mehr als ein Dutzend. Soest war also eine Stadt der Wunder. Unsere Hauptquelle ist der *Dialogus miraculorum*, der sich von den bisher genannten Mirakelbüchern in einem wichtigen Punkt unterscheidet: Der Autor, der Zisterzienser Caesarius von Heisterbach, sammelte eine Vielzahl von Wundergeschichten, insgesamt ungefähr 750, die er erlebt oder von denen er über Vertrauenspersonen erfahren hatte, die er entsprechend kommentiert für die Novizenausbildung und als Predigtexempel benutzen wollte. Seine zwischen 1219 und 1223 entstandene Sammlung ist also weder auf ein Kloster noch auf einen Heiligen zentriert³⁹. Sie entstand im durchaus weiträumig organisierten räumlichen und sozialen Umfeld des Klosters Heisterbach im Siebengebirge, wozu auch die Grafen von Sayn zählten, und spiegelt die tiefgreifenden Auseinandersetzungen des staufisch-welfischen Thronstreits auf der einen und die Erschütterungen durch den 3., 4. und 5. Kreuzzug auf der anderen Seite wider, ein wahrhaft apokalyptisches Säkulum, in dem die Menschen verzweifelt den richtigen Weg zwischen Heiligen und Teufeln suchten, eine Zeit, in der auch der armenische Bischof unter die Räuber fiel.

Dass auch in Soest der Teufel los war, ist den Autoren der großen Stadtgeschichte, in der dieses Quellenmaterial nicht behandelt wird, unbekannt geblieben. Allein der mittellateinische Philologe Fritz Wagner⁴⁰, der sich jahrzehntelang mit dem Werk des Caesarius von Heisterbach befasst hat, schreibt 1964 einen kleinen Aufsatz über das Thema⁴¹. Da er einige Texte gekürzt hat, sich wenig für die stadt- und frömmigkeitsgeschichtlichen Zusammenhänge interessierte und zudem die Materialbasis verbreitert

39 Zur Geschichte und Funktion der Gattung vgl. Gabriela Signori: „Totius ordinis nostri patrona et advocata“: Maria als Haus- und Ordensheilige der Zisterzienser. In: Claudia Opitz u. a. (Hrsg.): Maria in der Welt. Marienverehrung im Kontext der Sozialgeschichte. 10.-18. Jahrhundert. Zürich 1993, S. 253-277. - Bruno Griesser: Ein Himmeroder Liber miraculorum und seine Beziehungen zu Caesarius von Heisterbach. In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 4 (1952), S. 257-274.

40 Fritz Wagner (1934-2011) hatte sich 1967 mit einer ungedruckt gebliebenen Vorarbeit zu einer kritischen Ausgabe des *Dialogus miraculorum* habilitiert, [https://de.wikipedia.org/wiki/Fritz_Wagner_\(Philologe\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Fritz_Wagner_(Philologe)). Veröffentlicht wurden nur eine Auswahlgabe der acht Bücher (Caesarius von Heisterbach. Libri VIII. miraculorum. Paderborn 1962 [Schönings lateinische Lesehefte. 26]) sowie zahlreiche kleinere Aufsätze (http://opac.regesta-imperii.de/lang_de/suche.php?qs=fritz+wagner+caesarius). Einige von ihnen sind in zwei Anthologien veröffentlicht: Wagner (wie Anm. 32). - Ders.: *Mente caelum inhabitans*. Kleine Schriften zur Philologie und Geistesgeschichte des Mittelalters. Göttingen 2009 (Göttinger Arbeiten zur Germanistik. 743).

41 Ders.: Wundergeschichten aus Soest in den Mirakelbüchern des Caesarius von Heisterbach. In: SZ 78 (1964), S. 24-34.

werden konnte, lohnt es sich durchaus, das Thema nochmals aufzugreifen, zumal jetzt erstmals eine vollständige Übersetzung des *Dialogus miraculorum* vorliegt, die Vergleiche und Querbezüge wesentlich erleichtert. Auch hat es einen gewissen Reiz, dass wir zwei Übersetzungen miteinander und mit dem lateinischen Text vergleichen können⁴². Da die Reihenfolge der Mirakel bei Wagner eine gewisse Logik erkennen lässt, wurde sie beibehalten. Im Anschluss werden zwei unberücksichtigte Wunderberichte vorgestellt.

Abschließend sei der Hinweis gestattet, dass nicht nur Caesarius durch verschiedene Quellen mit den Soester Verhältnissen vertraut war, sondern dass man auch in Soest seine Mirakelsammlung kannte, zumindest im 15. Jahrhundert: In der wissenschaftlichen Stadtbibliothek wird als Cod. 13 eine Sammelhandschrift aufbewahrt, die um 1430 am Niederrhein entstanden sein dürfte. Sie enthält eine unvollständige Abschrift des *Dialogus miraculorum* des Caesarius und außerdem die zwei Bücher seiner *Libri VIII miraculorum*⁴³. Ein Besitzvermerk des im 16. Jahrhundert lebenden Dominikaners Wilhelm Hanstein legt den Verdacht nahe, dass sie aus der Bibliothek des 1228/32 gegründeten Soester Dominikanerklosters stammen könnte⁴⁴.

III.1. Der selige Hermann – ein neuer Heiliger in Soest?

Vor noch nicht allzu langer Zeit habe in Soest (*in Susacia*) ein fremder Geistlicher (*clericus [...] peregrinus*) mit Namen Hermann gelebt, ein junger Mann, der groß und attraktiv war⁴⁵. Die Frau eines Soester Bürgers (*femina ... civitatis civis*) verliebte sich (*inflammata*) in ihn und machte ihm große Versprechungen. Da er sie aber nach dem Vorbild des überaus keuschen hl. Joseph verschmähte, verklagte sie ihn wegen Vergewaltigung (*de oppressione*). Die Richter von Soest glaubten ihr und verurteilten ihn zu einer Gefängnisstrafe (*claustrum murorum*).

42 Trotz der verdienstvollen Übersetzung von Nösges und Schneider mit ihren umfangreichen Kommentaren bleiben viele Fragen z. B. der Identifizierung von Personen offen. Auch die Erschließung durch die umfangreichen Register lässt zu wünschen übrig.

43 Alphons Hilka (Hrsg.): Die Wundergeschichten des Caesarius von Heisterbach. Bd. 3, Bonn 1937 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde. 43), S. 1-128.

44 Bernd Michael: Die mittelalterlichen Handschriften der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek zu Soest. Wiesbaden 1990, S. 99-102. - Wagner (wie Anm. 41), S. 26-27. - Marga Koske: Soest – Dominikaner. In: WKB II, S. 360-365. Unbekannt ist, aus welcher Quelle der Soester Stifsherr Albert Gottfried Clute 1696 zwei der Mirakel des Caesarius kannte, s. u. Anm. 47 u. 67.

45 CHDM. IV, 99. - Wagner (wie Anm. 41), S. 28-29. Über die Herkunft des Geistlichen und den Grund seines Aufenthalts in Soest erfährt man nichts. – Johann Suibert Seibert: Der h. Hermann von Soest. In: Ders.: Westfälische Legenden, Sagen, Aberglauben und Gebräuche. In: Westfälische Zeitschrift 18 (1857), S. 329-330.

Doch die Frau wurde von der Wollust getrieben (*stimulante luxuria*) und führte sich auf, als habe er ihr den Verstand geraubt. Sie überstieg mit einer Leiter die Gefängnismauer und stürzte sich auf den Geistlichen, um ihn zu verführen. Doch sie hatte keinen Erfolg. Die Richter holten den Unschuldigen aus dem Gefängnis, klagten ihn aber jetzt wegen des Liebeszaubers der Hexerei an und verurteilten ihn als Zauberer und Magier zum Tode auf dem Scheiterhaufen (*tanquam maleficum et magum miserunt in ignem*). Als er verbrannte und man schon die Lunge zwischen seinen Rippen sah, sang er laut hörbar das Ave Maria. Einer der Zuschauer, ein Verwandter der Frau, ergriff einen brennenden Scheit, stieß ihn ihm in den Mund und erstickte ihn. Seine Knochen wurden, weil er als Zauberer galt, nicht auf dem Friedhof beigesetzt, sondern auf einem Acker verscharrt.

Doch dann wurden an seinem Grab (*tumbam*) Lichter gesehen (*lumina-ria*), und es geschahen mehrere Wunder (*miracula*). Die Eltern der Ehebrecherin (*adulterae*) warfen sich vor den Stiftsherren von St. Patrokli (*canonicis sancti Patrocli*) zu Boden (*prostraverunt*)⁴⁶, baten um Verzeihung und erhielten für den Tod des Gerechten eine Buße. Was aus der Frau wurde und warum ihre Eltern und nicht etwa der nicht genannte Ehemann die Buße auf sich nahmen, bleibt offen. An Hermanns Grab wurde eine Kirche gebaut (*Super cuius tumulum ecclesia fabricata est*)⁴⁷. Mit einem Hinweis auf die Todsünde der Wollust, mit der die Frau den Geistlichen wie eine Schlange überfällt, endet das Exempel.

46 Zur Prostratio, die sowohl bei der Priester- und Bischofsweihe als auch im politischen Zeremoniell eine große Rolle spielte, vgl. Gerd Althoff: Das Privileg der ‚Deditio‘. Formen gütlicher Konfliktbeendigung in der mittelalterlichen Adelsgesellschaft. In: Otto G. Oexle (Hrsg.): Nobilitas. Funktion und Repräsentation des Adels in Alteuropa. Göttingen 1997 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. 133), S. 27-52. - Stefan Weinfurter: Das Demutsritual als Mittel zur Macht. König Heinrich II. und seine Selbsterniedrigung 1007. In: Claus Ambos u. a. (Hrsg.): Die Welt der Rituale. Darmstadt 2005, S. 45-50.

47 Marga Koske: Der Hinderking. Beispiel für eine Neubruchsiedlung im Weichbild der Stadt Soest. In: SZ 107 (1995), S. 39-50, hier S. 43, schlug eine Identifikation der Kirche mit der angeblich 1219 geweihten Kapelle der 10.000 Märtyrer in der Motte Hinderking bei Soest vor, die den Mittelpunkt eines ausgedehnten Güterbesitzes der Herren von Volmarstein darstellte. Die Identifizierung findet sich bereits 1696 bei Albert Gottfried Clute. Er datiert die Geschichte ohne nähere Begründung in die Zeit Erzbischof Engelberts 1219, wobei er sich neben Caesarius auf den im 15. Jahrhundert lebenden Dominikaner Jakob von Soest stützt. Nach seiner Erzählung hat sich die Frau nachts Einlass ins Gefängnis verschafft und Hermann wurde „durch das wütende Volk [...] ohne ihn verhört zu haben, zum Feuertode“ geschleppt. Die Frau habe noch auf der Richtstätte ihr Verbrechen und seine Unschuld bekannt, danach sei sie in die Patrolikirche geflohen, um Buße zu tun. Schließlich habe sie ein Gelübde abgelegt, auf dem Hinderking eine Kapelle zu errichten, vgl. Das alte und das neue Soest in Westfalen. Nach alten Autoren von Alb. Gottfr. Clute, Official des St. Patrocli-Kapitels, 1696. In: Friedrich Wiskott (Hrsg.): Beiträge zur Geschichte der Stadt Soest. H. 1. Soest 1857, S. 1-54, hier S. 41-42.

Einen Hinweis sollten wir noch aufgreifen: Caesarius vergleicht einleitend den Priester Hermann, der seine Keuschheit verteidigt, mit dem hl. Joseph. Damit ist wohl weniger der Gemahl Mariens⁴⁸ als vielmehr der Lieblingssohn des Patriarchen Jakob gemeint, den die Frau Potiphars, des Kämmerers des Pharaos, verführen wollte und der zur Strafe für die angebliche Vergewaltigung im Gefängnis landete (Gen 39, 7-21)⁴⁹. Parallelen gibt es auch zu der Geschichte von Susanna im Bade, die von den beiden Alten, denen sie die kalte Schulter gezeigt hatte, wegen Ehebruchs verklagt und vom Richter zunächst zu Unrecht verurteilt wurde (Daniel 13,1-14,42). Die beiden biblischen Geschichten, aber auch vergleichbare Themen (Genovevasage) waren in der mittelalterlichen Literatur und Kunst sehr populär⁵⁰.

Soest war also eine Stadt der Heiligen, aber auch ein Ort, an dem der Teufel die Gläubigen durch die Todsünde der Wollust vom rechten Weg abbringen wollte. Als Opfer suchte er sich ausgerechnet einen jungen und gut aussehenden Geistlichen aus. Und er konnte sogar noch einen weiteren Erfolg verbuchen, als dieser von den Richtern als Zauberer zum Tode verurteilt wurde. Soest war also auch ein Ort der Zauberei und der Schwarzen Magie, wobei der Hinweis auf den Liebeszauber von besonderem Interesse ist⁵¹. Doch die Schlange des Bösen kann den standhaften Kleriker nicht überwinden. Unschuldig verbrannt und dabei durch besondere Niedertracht zum Schweigen gebracht, bieten seine *vita* und seine *passio* das Potential, einen Heiligen aus ihm zu machen. Lichterscheinungen, Gebetserhörungen und der Bau einer Kirche sind die ersten Schritte dazu. Geistliche, die – womöglich für ihren Glauben – einen gewaltsamen Tod gefunden hatten, waren in dieser Zeit sehr populär, erinnert sei an die Bischöfe Kuno von Pfullingen († 1066), Thomas von Canterbury († 1170) und Engelbert von Berg († 1225) oder etwas später auch Johann Nepo-

48 Die mustergültige Keuschheit des hl. Joseph wird von Caesarius mehrfach thematisiert, vgl. CHDM, Bd. 1, S. 328 Anm. 144.

49 Über die schrecklichen Folgen der Unkeuschheit stellt CHDM, Bd. 4, S. 92 eine umfangreiche Sammlung von Belegstellen aus der Bibel zusammen, darunter auch die Geschichte von Potiphars Weib und die der Susanna im Bade.

50 Karen Delaplace: Freskenzyklen in Karden an der Mosel: Susanna und die beiden Ältesten – Heinrich der Löwe. In: Aachener Kunstblätter 62 (1998/2002), S. 201-237. - Svenja Trübenbach: Spätmittelalterliche Wandmalereien in Treis-Karden, Stiftsgasse 1. Zur Ikonographie der Küchenszenen. In: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft 42 (2015), S. 59-78. - Wolfgang Zäck: Und so wurde sein Körper in vier Teile geteilt. Auf den Spuren der Genovefa-Legende von der Fraukirch bis zum Goloring. Mayen 2004.

51 Zu dem Thema gibt es eine umfangreiche Literatur, vgl. z. B. Christa Baufeld (Hrsg.): Liebeszauber und Gesundheitstränke. Verhaltenslehren und Rezepturen aus einer mittelalterlichen Handschrift. Berlin 1989. - Irmgard Müller: Liebestränke, Liebeszauber und Schlafmittel in der mittelalterlichen Literatur. In: Xenja von Ertzdorff/Marianna Wynn (Hrsg.): Liebe, Ehe, Ehebruch in der Literatur des Mittelalters. Gießen 1984, S. 71-87.



Abb. 5: Die Spielsucht wird als Miniatur 11 im Soester Nequambuch (1315) dargestellt.
Foto: Stadtarchiv Soest

muk von Prag († 1393). Nicht alle von ihnen schafften es, zur Ehre der Altäre erhoben zu werden, und dies war auch das Schicksal des *clericus* Hermann.

III.2. Der Teufel holt einen spielsüchtigen Ministerialen

In Soest (*In Susacia, quae civitas est dioecesis Coloniensis*) lebte ein Ritter (*miles*) mit Namen Thimo⁵². Sein Laster war seine Spielsucht; er war

52 CHDM V, 34; Wagner (wie Anm. 41), S. 29-30; Franz Krüger: Ritter Thimo, der Würfelspieler von Soest. In: Ders.: Westphälische Volkssagen und Erzählungen für Jung und Alt.

so sehr dem Würfelspiel verfallen, dass er ständig einen Beutel mit Münzen mit sich führte, um ja keine Gelegenheit zu versäumen (Abb. 4). Da er sehr erfahren war und viel Glück hatte, gewann er zumeist, was für Neid und Streit sorgte; sündige Worte fielen und Feindschaften entstanden. Deshalb erlaubte Gott dem Teufel, mit dem Ritter zu spielen und diesem ebenso die Eingeweide herauszunehmen, wie dieser so vielen Menschen das Geld aus dem Beutel genommen hatte.

In einer Nacht betrat der Teufel das Haus des Spielers, hatte einen prall mit Geld gefüllten Beutel dabei, setzte sich an den Tisch, machte hohe Einsätze, würfelte und gewann. Als dem Ritter das Geld ausging, fragte er: „Du bist doch nicht etwa der Teufel?“ Dieser entgegnete, es sei bereits Morgen und Zeit zu gehen. Er packte ihn, zog ihn durch das Dach, und zwar so, dass die Dachziegel seine Gedärme herausrissen. Wo sein Körper geblieben ist, wissen weder sein Sohn noch die anderen. Es gab also für den Sünder auch kein christliches Begräbnis. Die Reste seiner Eingeweide, die an den Ziegeln hängen geblieben waren, wurden auf einem Friedhof vergraben. So verschaffte der Teufel seinen Dienern in der Welt Erfolge, richtete sie am Ende aber doch zugrunde⁵³.

Ist die Sünderin des ersten Mirakels eine verheiratete Bürgerin, so handelt es sich jetzt um einen Ritter. Es gab in Soest mehrere Ministerialen des Kölner Erzbischofs mit dem Namen Tiemo, die in zahlreichen Urkunden als Zeugen auftauchen. Einer ist von 1116 bis 1149 belegt, einer von 1166 bis 1196, einer von 1209 bis 1227 und ein weiterer von 1226 bis 1263⁵⁴.

Wiesbaden 1855, S. 56-66. Die Sage findet auch Erwähnung bei Franz Lotze: Sagen der Haar und Börde. Soest 1927, S. 44-50.

- 53 Glücksspiele, vor allem Würfelspiele galten geradezu als eine Erfindung des Teufels, vgl. Walter Tauber: Das Würfelspiel im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Eine kultur- und sprachgeschichtliche Darstellung. Frankfurt 1987 (Europäische Hochschulschriften 1, 959). - Frank Meier: Der Teufel schuf das Würfelspiel [...] Brett- und Glücksspiele im Mittelalter. In: Glück – Zufall – Vorsehung: Vortragsreihe der Abteilung Mediävistik des Instituts für Literaturwissenschaft im Sommersemester 2008. Karlsruhe 2010 (books.openedition.org/ksp/pdf/3151).
- 54 REK II, S. 393, REK III, 2, S. 411 - WUB VII, S. 1591. Vgl. zu den Tiemonen Friedrich von Klocke: Studien zur Soester Geschichte. Bd. 1: Aufsätze vornehmlich zur Sozialgeschichte. Soest 1925, S. 135-140, 142. - Ulrich Ritterfeld: Das Kölner Erzstift im 12. Jahrhundert. Verwaltungsorganisation und wirtschaftliche Grundlagen. Köln 1994 (Rheinisches Archiv. 132), S. 149. - Die mehrfach zitierte Urkunde von 1214, die die Stiftungen des Magisters Hermann Ocker, Stiftsherr an St. Patrokli, für zahlreiche Kirchen und Kapellen regelte, nennt ein Legat an *capellam Tymmonis*, WUB VII, Nr. 106. Vgl. zu der Urkunde Koske (wie Anm. 16), S. 66-67.

III.3. Ein Wirt wird unschuldig zum Opfer dämonischer Mächte

In Soest lebte ein Bürger mit dem Namen Heinrich und dem Beinamen Gemma (*In civitate Susacia civis quidam erat Henricus nomine, cognomento Gemma*, also Edelstein)⁵⁵. Er war wohl Weinhändler, da er Wein in den Schänken verkaufte (*vinum in tabernis vendere*), aber auch in einer eigenen Schänke (*tabernam*), die sich nicht in seinem Wohnhaus befand⁵⁶. Als er spät in der Nacht mit seinen Tageseinnahmen nach Hause ging, traf er an der Stelle, an der die Bürger Gericht halten, eine weibliche Gestalt in einem weißen Leinenkleid (*muliebrem in alba veste et linea*)⁵⁷. Sie fasste ihn am Rock und sagte, sie habe lange auf ihn gewartet und er müsse sie lieben. Er aber riss sich los, lehnte ihr unmoralisches Angebot ab und wollte zu seiner Ehefrau. Sie bestand aber weiterhin auf dem Beischlaf, und nachdem er sich weiterhin weigerte, umschlang sie ihn mit den Armen, trug ihn über das Stift St. Patrokli, das sehr hoch ist, hinweg (*ultra monasterium sancti Patrocli, quod satis altum est*)⁵⁸ und setzte ihn recht unsanft auf einer kleinen Wiese (*in pasculo*) ab. Dies könnte ein Hinweis auf das Gelände der damals im Bau befindlichen Pfarrkirche St. Maria zur Wiese sein⁵⁹.

Nach einer Stunde kam der Wirt wieder zur Besinnung und kroch auf Händen und Füßen zu seinem Haus, das in der Nähe des Stiftes lag. Er klopfte an der Tür, forderte aber zugleich seine Familie auf, kein Licht zu machen, da ihm dies Schmerzen bereiten würde. Drei Nächte hintereinander klopfte der Dämon an der Tür, doch er ließ ihn nicht herein. Körperlich schwach und geistig verstört lebte er noch ein Jahr.

Der Text ist nicht ganz stimmig und bietet für die Frage nach der Rolle und dem Tod des Wirtes Heinrich keine ganz überzeugende Antwort. Nös-

55 1218 besiegelt der Soester Bürger Gerlach Gemma eine Urkunde Erzbischof Engelberts über einen Grundstückstausch des Hospitals in Soest, REK III, 1, Nr. 189, zur Identifizierung REK III, 2, S. 360. 1210 ist ein Heinrich Perle (Gemma) Stiftsherr an St. Patrokli belegt, Klocke (wie Anm. 33), S. 77 Nr. 10.

56 CHDM III, 11. - Wagner (wie Anm. 41), S. 30-31.

57 Das Gericht zu den vier Bänken befand sich direkt nördlich des Rathauses, zwischen den Versammlungshäusern „Stern“ und „Seel“, Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern. Bd. 1-5. Soest 1955-1961, Bd. 1, S. 144.

58 Zur Verwendung des Begriffs *monasterium* bei Caesarius vgl. CHDM, Bd. 2, S. 536-537, Anm. 355.

59 Das Wort *pasculum* kann eine Wiese, aber auch den Kräutergarten eines Klosters oder einen Friedhof bezeichnen. Ist es Zufall, dass um 1180 St. Maria zur Wiese gegründet bzw. zur Pfarrkirche erhoben wurde? Sie wird als St. Maria in palude (1229) oder in pratis (1257, 1271) bezeichnet, da sie bei einem Sumpf gelegen haben soll, Walter Melzer: Von „St. Maria im Sumpf“ zu „St. Maria zur Wiese“. In: Jürgen Prigl (Hrsg.): St. Maria zur Wiese. München 2013, S. 66-73. - Elisabeth Bellot-Beste: Das Werler Gnadenbild und Soest. In: SZ 69 (1956), S. 55-70, hier S. 60.

ges und Schneider vermuten einen Textverlust, da der Fürst der Finsternis und sein Gefolge das Licht scheuen. Sollte es also doch zum Beischlaf gekommen sein? Freilich spricht das folgende Mirakel gegen diese Deutung. Demnach konnte man allein schon durch den bloßen Kontakt mit einem Dämon Schaden erleiden. In diese Richtung deutet auch das folgende Gespräch zwischen dem Novizen und seinem Meister, in dem dieser sich danach erkundigt, ob aus der Paarung von Menschen und Dämonen Kinder hervorgehen, ob also Dämonen Frauen und ob Männer weibliche Dämoninnen schwängern können. Nösches und Schneider verwiesen in ihrem Kommentar darauf, dass die Frage der sexuellen Beziehungen zwischen Menschen und Engeln bereits bei Augustin († 430) diskutiert wurde, dass sich Isidor von Sevilla († 636) und Michael Psellus († 1078) damit befassen und noch Innozenz VIII. († 1492) Geschlechtsverkehr zwischen dem Teufel, den Dämonen und den Menschen für denkbar hielt⁶⁰. Eine große Rolle spielt dieses Thema auch in den Hexenprozessen der Frühen Neuzeit, und das nicht nur in Soest⁶¹.

Von Interesse ist nicht zuletzt auch die Beglaubigung des Mirakels: Caesarius stützt sich auf einen in Heisterbach lebenden Mönch mit Namen Theoderich von Soest (*monachus noster Theodericus Susaciensis*), dessen Bruder heute noch Stiftsherr an St. Patrokli in Soest sei (*cuius frater adhuc vivit in ecclesia sancti Patrocli canonicus*). Caesarius gibt seinen Mitbruder Theoderich dreimal als Gewährsmann für Mirakel an, von denen zwei in Soest stattfanden⁶². Da der im übernächsten Mirakel genannte Soester Kanoniker Gotmar nach 1193 nicht mehr in den Urkunden genannt wird, dürfte es sich bei dem Bruder des Mönchs um einen zweiten Kanoniker an St. Patrokli gehandelt haben, den Caesarius kannte. Außerdem schreibt er, um weitere Zweifel auszuräumen, sei die Geschichte von dem Wirt in der Stadt sehr bekannt.

60 Einzelnachweise bei CHDM, Bd. 2, S. 538-539 Anm. 336-337 und in der in Anm. 32 genannten Literatur.

61 Barbara Krug-Richter: Magie und Konflikt – Hexenprozesse in Soest 1570 bis 1616. In: Ellen Widder (Hrsg.): Soest. Geschichte der Stadt, Bd. 3: Zwischen Bürgerstolz und Fürstenstaat – Soest in der Frühen Neuzeit. Soest 1995, S. 637-685.

62 CHDM I, 21 berichtet von seinem Klostereintritt. Er war vom Begräbnis eines Mitbruders so beeindruckt, dass er in den Orden eintrat, wogegen er sich vorher trotz der Fürsprache des Abtes Gevard gestäubt hatte. Zur Person vgl. Swen Holger Brunsch: Das Zisterzienserkloster Heisterbach von seiner Gründung bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Siegburg 1998 (Bonner Historische Forschungen. 58), S. 388 Nr. 95 (Danach hieß der Bruder, der Kanoniker in Soest war, Bernhard; eine Quellenangabe fehlt). Der zweite Abt Gevard, der zuvor Stiftsherr an St. Mariengraden in Köln war, leitete das Kloster in Heisterbach von 1195/96 bis zu seinem Tod 1208, Ebd., S. 360 Nr. 2.

III.4. Ein künftiger Mönch will in Lübeck sündigen

Eine ähnliche Geschichte berichtete ihm Theoderich von Soest, vermutlich zu einem früheren Zeitpunkt, da dieser noch als Konverse und nicht als Mönch bezeichnet wird (*Theodericus Susaciensis conversus noster*)⁶³. Dieser Theoderich lebte wohl vor seinem Eintritt in den Orden als junger Mann in Lübeck, wo er einen anderen Mann bat, bei einem Mädchen für ihn zu werben. Doch während sich Theoderich noch auf den Beischlaf freute, betrog ihn sein Freund und schlief selbst mit dem Mädchen. Als Theoderich das erfuhr, war er verärgert und sagte, der Teufel hat mich hierhin geführt, er wird mich auch wieder von hier [nach Soest?] zurückbringen.

Darauf erschien der Teufel, packte ihn, flog mit ihm über die ganze Stadt und setzte ihn am Ufer eines Sees wieder ab. Hätte er kein Kreuzzeichen gemacht, dann hätte er ihn umgebracht. Der Teufel setzte ihn so unsanft ab, dass er Blut spuckte. Auf allen vieren kroch er zum Wasser, wusch sich und trank. Mit großer Anstrengung erreichte er seine Herberge. Als er das Licht erblickte, wurde er bewusstlos. Man rief einen Priester, der den Anfang des Johannesevangeliums vorlas, dem man apotropäische Wirkung zuschrieb, und der ihn mit weiteren Gebeten gegen Angriffe des Teufels stärkte⁶⁴. Ein ganzes Jahr lang zitterte er so sehr, dass er keinen Becher zum Trinken halten konnte. Glaubhaft versicherte ihm der Konverse, er habe auf seinem Flug die St.-Nikolaus-Kirche und alle Gebäude der Stadt im Mondschein gesehen. Sollte damit nicht eine Lübecker Nikolaikirche gemeint sein, dann sah er vermutlich die um 1200 errichtete Nikolaikapelle innerhalb der Immunität von St. Patrokli von Soest⁶⁵.

63 CHDM V, 27; Wagner (wie Anm. 41), S. 31.

64 CHDM, Bd. 3, S. 1050-1051, Anm. 853.

65 Der Lübecker Dom besaß eine Vorgängerkirche mit einem Nikolaipatrosinium, das aber dann in den Hintergrund getreten ist. Die Nikolaikapelle in Soest hat in den letzten hundert Jahren die Forscherphantasie beflügelt, ohne dass jedoch ein Grund erkennbar ist, warum das 1214 erstmals erwähnte (WUB VII, Nr. 106) und als Kapelle des Propstes sowie als Memorialort dienende Gebäude bereits die Aufmerksamkeit des Caesarius erregt hat. Vgl. Schwartz (wie Anm. 57), Bd. 2, S. 180-184. - Eberhard Linnhoff: St. Patrokli in Soest. Nikolaikapelle und Dommuseum. Königstein 1984, S. 18-23. - Hans Josef Böker: Die Nikolaikapelle zu Soest. Irrwege einer Symbolinterpretation. In: SZ 104 (1992), S. 25-38. - Othmar Rütting: Die Nikolaikapelle zu Soest, ihre künstlerische Gestalt und liturgische Funktion – eine Neuinterpretation. In: SZ 113 (2001), S. 14-32 (S. 24-27 wichtige Hinweise zur Quellenlage). - Ders.: Die Nikolaus-Ikonographie in der Nikolai-Gedächtniskapelle des Propstes. In: Ilse Maas-Steinhoff (Hrsg.): Stadtbürger im Schutz ihrer Heiligen. Neue Beiträge zur mittelalterlichen Kunst und Stadtkultur in Soest. Essen 2003, S. 55-79. - Ders.: Neue Einsichten zum Nikolaus-Votivbild in der Soester Nikolaikapelle. In: SZ 118/119 (2006/07), S. 24-28. - Hans Josef Böker: Die romanische Sakralarchitektur der Stadt Soest. In: Ehbrecht (wie Anm. 32), S. 751-874, hier S. 835-839. - Anna Skriver: Die

Anschließend verweist Caesarius noch einmal auf das vorhergehende Mirakel und hebt hervor, dass die Dämonen so bösartig und giftig seien, dass die Menschen schon bei ihrem bloßen Anblick Schaden erlitten. Der Wirt hatte sich eigentlich nichts zu Schulden kommen lassen und der spätere Konverse – vielleicht ein aus Soest stammender Kaufmannsgehilfe, der in der Hansestadt Lübeck tätig war – hatte kein Rendezvous mit seiner Herzensdame, sondern nur in seiner Verärgerung den Teufel angerufen, bevor es auf die Luftfahrt ging, die ansonsten ein häufiges Reisemittel von Heiligen sind⁶⁶. Beide erlitten schwere Schmerzen, beide wurden bereits durch ihre Kontakte mit den Mächten der Finsternis lichtempfindlich, und der Wirt musste sogar sterben.

III.5. Ein böser Dämon treibt einen Soester Bürger in den Selbstmord

In derselben Stadt, so berichtete ihm der Magister Gozmar, ein frommer Mann und Stiftsherr an St. Patrokli (*magister Gozmarus, vir religiosus et sancti Patrocli canonicus*), lebte ein Mann, der behauptete, er würde, um Ehre zu gewinnen (*posset honoris*) sogar vom Turm des hl. Julian (*de turri sancti Juliani*) springen; dies ist wohl die an den Marktplatz grenzende Pfarrkirche St. Georgi⁶⁷. Als kluge Männer sagten ihm die Bürger von Soest (*Respondentibus civibus, sicut viris prudentibus*), für einen Selbstmord würden sie ihm nichts geben. Daraufhin wollte er zur Ehre der Stadt springen (*Propter honorem civitatis saltabo*). Nach dieser Ankündigung versammelte sich eine große Menschenmenge auf dem Markplatz, an dem der Turm angrenzte (*Congregata multitudine populi circa forum, cui turris eadem contigua est*). Viele schauten auch aus den Fenstern. Dann bestieg der Mann den Turm. Die Leute riefen ihm zu, er solle den Namen des Dämons nennen, der ihn beschützte, und warnten ihn, dass dieser bösartig sei. Stattdessen empfahl man ihm, sich dem Dämon Oliver anzuvertrauen; dieser wird als ritterlich und treu bezeichnet (*curialis est et fidus*)⁶⁸.

spätromanischen Wandmalereien in der Soester Nikolaikapelle. In: Ebd., S. 875-928. Dass die Nikolaikapelle die des Propstes war, wusste bereits 1696 Albert Gottfried Clute, der zudem von einem wundertätigen Marienbild in der Kapelle berichtet, Wiskott (wie Anm. 47), S. 28-29.

66 Weitere Hinweise zum Thema der Luftreisen bei CHDM, Bd. 3, S. 1050 Anm. 852.

67 CHDM V, 35. - Wagner (wie Anm. 41), S. 32 mit Anm. 28. Bei dem Turm am Marktplatz dürfte es sich um den von St. Georgi handeln, Schwartz (wie Anm. 65), Bd. 2, S. 185-203. St. Georgi lag zunächst außerhalb der Stadtmauer am neuen Markt und wurde 1180 zur Pfarrkirche erhoben. Sie wurde 1823 abgebrochen. Gabriele Isenberg/Walter Melzer: Die Stadt Soest. Archäologie und Baukunst. Stuttgart 2000, S. 78-83. - Böker, Sakralarchitektur (wie Anm. 65), S. 858-862. Das Mirakel kannte bereits 1696 Albert Gottfried Clute, der ebenfalls die Georgikirche vorschlug, Wiskott (wie Anm. 47), S. 27-28.

68 Oliver wird noch einmal bei CHDM V, 4 in dem Mirakel der Nigromanten von Toledo

Schließlich sprang der Mann vom Turm (*turrim ascendit*) und stand danach nicht mehr auf. Die Menge wunderte sich, weil sie nicht mit seinem Tod gerechnet hatte, da er einen weiten Mantel trug, um den Wind aufzufangen. Als sie ihn schließlich aufhoben, quollen seine Eingeweide heraus. So, erläutert Caesarius seinem Novizen, belohnt der Teufel seine Diener. Erst tötet er sie und dann wartet auf ihre Seelen die ewige Pein. Der Novize fragt, ob denn alle Dämonen böse seien. Caesarius belehrt ihn darüber, dass bei der Empörung Luzifers gegen Gott die Dämonen, die herausgehobene Ränge bekleideten, auch besonders tief gestürzt und deshalb besonders böse seien. Es gebe aber auch weniger böse Dämonen, die den Menschen nicht schaden, wie er anhand der folgenden Beispiele erläutert. Mit dem Stiftsherrn Gozmar haben wir einen weiteren Gewährsmann von Caesarius kennengelernt. Er dürfte mit einem Gotmar identisch sein, der mit den anderen Stiftsherren von St. Patrokli zusammen 1193 zwei erzbischöfliche Urkunden bezeugte⁶⁹.

III.6. Ein Priester hat eine Konkubine, die auch ihn betrügt

Ein namentlich nicht genannter Priester in Soest hatte eine Konkubine (*Sacerdos quidam in Susacia habuit concubinam*)⁷⁰. Diese hatte zudem ein Verhältnis mit einem jungen Mann (*adolescens*). In der Fastenzeit ging dieser zur Beichte zu eben diesem Priester und nannte auch den Namen der Person, mit der er gesündigt hatte. Der Priester war außer sich, tadelte ihn mit scharfen Worten und legte ihm eine viel zu harte Buße auf. Dies habe ihm der Mönch Theoderich aus Soest erzählt (*Theodericus Susacien-sis monachus noster*). Das Verhalten des Beichtenden, der den Namen der Frau genannt hatte, und des Priesters, der sich von persönlichen Rachegefühlen leiten ließ, wird anschließend mit dem Novizen diskutiert.

III.7. Gott prüft einen Kreuzfahrer

Ein namentlich nicht genannter Soester Bürger (*Apud Susaciam civitatem Dioecesis Coloniensis civis*) hatte ein Kreuzzugsgelübde abgelegt (*cruce signatus fuit*)⁷¹. Dies könnte sich auf den 5. Kreuzzug von 1217/21 be-

erwähnt, s. u. Anm. 103. - Wagner (wie Anm. 41), S. 32 Anm. 30, bezeichnet ihn als einen den Menschen zugeneigten Dämon, der bei Rechtsstreitigkeiten als Richter angerufen wurde.

69 REK II, Nr. 1441-1442.

70 CHDM III, 29; Wagner (wie Anm. 41), S. 32-33.

71 CHDM X, 32; Wagner (wie Anm. 41), S. 33.

ziehen, der zur erfolglosen Belagerung von Damiette führte⁷². Zu dieser Zeit ließ Gott zu, dass sein Haus niederbrannte. Dies geschah, um seinen treuen Ritter (*militem suum*) auf die Probe zu stellen, wie man dies in der Geschichte des hl. Hiob (*sancto Job*) im Alten Testament nachlesen könne, der trotz zahlreicher, vom Teufel verursachter Schicksalsschläge den Herrn nicht verfluchte (Hiob 1,6-2,10)⁷³. Als das Feuer gelöscht wurde, war alles Brennbares bis auf einen kleinen Teil seines Gewandes, den das Kreuz bedeckt hatte, zu Asche geworden. Alle staunten und verbreiteten die Kunde von dem Kreuzwunder.

Ähnliche Wunder geschahen auch an anderen Orten, wie Caesarius von einem weiteren Gewährsmann, von Magister Johannes, dem Dekan des Aachener Marienstifts (*a magistro Johanne decano Aquensi*), erfahren hatte. Caesarius verfügte nicht nur über ein weit gespanntes Netzwerk innerhalb des Zisterzienserordens, sondern auch zu den Kanonikerstiften in Köln, Bonn und Aachen, das bis nach Soest reichte. Der gelehrte Magister Johann ist sein Gewährsmann für eine ganze Reihe von Mirakeln, er wurde 1222 Abt in St. Trond und 1223 Abt in Deutz⁷⁴.

1215 hatte König Friedrich II. unmittelbar nach seiner Krönung in Aachen eigenhändig den Karlsschrein verschlossen und ein Kreuzzugsgelübde abgelegt, dem neben Heinrich III. von Sayn und Heinrich von Ulmen zahlreiche Adelige aus der Region folgten. Heinrich von Ulmen, der bereits am 4. Kreuzzug teilgenommen hatte, war 1204 bei der Plünderung von Konstantinopel in den Besitz einer byzantinischen Staurothek gelangt, die er dem Kloster Stuben an der Mosel stiftete (Limburg, Domschatz).

72 Leider keine näheren Hinweise bei Helmut Lahrkamp: Mittelalterliche Jerusalemfahrten und Orientreisen westfälischer Pilger und Kreuzritter. In: Westfälische Zeitschrift 106 (1956), S. 269-346. 1234 und 1236 beauftragte Papst Gregor IX. den Propst von St. Ansgar in Bremen und den Propst des Domkapitels in Verden mit der Schlichtung eines Streits zwischen neun Lübecker Bürgern und *Geradus et Henricus, laici Susatienses* [bzw. *Socienses*] *crucesignati*, denen man eine größere Geldsumme abgenommen hatte, WUB VII, Nr. 428, 442; Druck: Urkundenbuch der Stadt Lübeck. Bd. I, Lübeck 1843, Nr. 45, 74. - Rothert (wie Anm. 16), S. 71. Aus der Lübecker Überlieferung lassen sich keine weiteren Hinweise auf diesen Konflikt gewinnen, freundliche Auskunft von Dr. Dominik Kuhn, Archiv der Hansestadt Lübeck. Das 1302 einsetzende Bürgerbuch der Stadt Soest verzeichnet wohl zum Jahre 1309 40 Personen, darunter eine Frau, die mit dem Kreuz gezeichnet wurden und in fünf Gruppen ins Heilige Land ziehen wollten. Adelige und Patrizier befanden sich nicht darunter, Koske (wie Anm. 16), S. 62;

73 Zahlreiche Hinweise bei CHDM, Bd. 5, S. 2389.

74 CHDM VI, 5, VIII, 77 (anschauliche Schilderung eines Partikulargerichts am Sterbebett, bei dem Hölzer auf die Waagschale geworfen werden und die drei berühmten Bekenner Martin von Tours, Godehard von Hildesheim und Bernhard auftreten), IX, 18-19, X, 9. - Wagner (wie Anm. 41), S. 33 Anm. 32. - CHDM, Bd. 4, S. 1684 Anm. 1539. - Johannes Pschmidt: Der „dialogus miraculorum“ des Cäsarius von Heisterbach in seinen Beziehungen zu Aachen. In: Aus Aachens Vorzeit 13 (1900), S. 1-16, hier S. 9.

Weitere Reliquien schenkte er der Abtei St. Matthias bei Trier, St. Pantaleon in Köln, Maria Laach, dem Stift Münstermaifeld und dem Kloster Heisterbach, so dass Caesarius über diese Reliquien bestens unterrichtet war⁷⁵. Quellen für St. Pantaleon in Köln, Halberstadt und Pairis im Elsass belegen, dass die Reliquien von Klerus und Volk in einer feierlichen Prozession eingeholt wurden⁷⁶.

III.8. Vom Sterben eines Soester Bürgers

Neben dem *Dialogus miraculorum* verfasste Caesarius von Heisterbach um 1225/26 eine weitere, auf acht Bücher angelegte Mirakelsammlung, die *Libri VIII miraculorum*, von der vermutlich nur zwei „Bücher“ mit insgesamt 87 Erzählungen fertiggestellt wurden⁷⁷. Nach einer Wundergeschichte rang ein namentlich nicht genannter Bürger von Soest (*In Susacia, oppido dyocesis Coloniensis civis*) mit dem Tod. Dabei erschrak seine Frau, die um Mitternacht an seinem Bett saß, so heftig, dass ihre Kerze erlosch. Sie stand auf, um sie wieder anzuzünden, doch als sie zurückkehrte, war ihr Mann bereits gestorben. Dieser Mann hatte eine fromme Tochter, die als Chorfrau in das Kloster St. Walburgis außerhalb von Soest eingetreten war (*filiam sanctimoniam in cenobio sancte Walburgis, quod est extra murum eiusdem civitatis*). In der Stunde seines Todes soll der Geist des Verstorbenen das Bett seiner Tochter geschüttelt und sie um Hilfe gerufen haben: *Filia, adiuva me*. Die Tochter wachte auf und fand ihr Bett mitten im Schlafsaal⁷⁸. Auch andere Schwestern wurden wach. Als sie am nächsten Tag vom Tod des genannten Bürgers erfuhren, erkannten sie, dass dessen Seele den Kampf mit den bösen Geistern nicht mehr ausgehal-

75 Schmid (wie Anm. 28). - Ders. (wie Anm. 5). - Hans Wolfgang Kuhn: Heinrich von Ulmen, der vierte Kreuzzug und die Limburger Staurothek. In: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 10 (1984), S. 67-106.

76 Toussaint (wie Anm. 25), S. 164-167. In Halberstadt holte man die Reliquien in einer Prozession „einen feierlichen Dreischritt tanzend“ (*triputio*) ein. Man denkt dabei an die Echternacher Springprozession. - Nikolaus Gussone: Adventus Zeremoniell und Translation von Reliquien. Victricius von Rouen, De laude sanctorum. In: Frühmittelalterliche Studien 10 (1976), S. 125-133. - Bruno Reudenbach: Reliquien in Bewegung – eine Formaufgabe für Reliquiare? In: Volker Honemann u. a. (Hrsg.): Jakobus und die Anderen. Mirakel, Lieder und Reliquien. Tübingen 2015 (Jakobus-Studien. 21), S. 145-160. - Heinzelmann (wie Anm. 38), S. 66-77. – Hinsichtlich einer detaillierten Beschreibung der Vitis- und der Modoad-Translatio wird auf Teil 2 zu diesem Aufsatz, geplant für den Folgeband der Soester Zeitschrift, verwiesen.

77 Hilka (wie Anm. 43), hier S. 113-114, II, 30. - Wagner (wie Anm. 41), S. 33-34.

78 Das Mirakel enthält hier einen wichtigen Hinweis auf die *vita communis* der Chorfrauen. Vgl. Rolf Dieter Kohl: Soest – Augustinerinnen, gen. St. Walburgis. In: WKB, Bd. 2, S. 354-360. - Ulrich Lör: Walburgiskloster und Walburgis-Antependium zu Soest. In: Westfälische Zeitschrift 143 (1993), S. 9-30. - Wolf (wie Anm. 33), S. 818-842.

ten und die Hilfe der jungfräulichen Tochter gegen die Macht des Teufels erfleht hatte (*quod anima egressa, importunitatem malignorum spirituum sustinere non valens, contra illorum incursus et occursus filie, que sacra virgo fuit, inploravit auxilium*). Der Bürger sei ein schlechter Mensch mit sündigem Lebenswandel gewesen und bedurfte so in der schrecklichen Stunde seines Todes des Gebetes seiner frommen Tochter.

Der Eintritt einer Tochter in eine angesehene geistliche Kommunität war also nicht nur ein Akt individueller Frömmigkeit oder ein Zeichen des sozialen Prestiges, sondern sicherte der Familie die Fürbitten der Klostergemeinschaft, und zwar nicht nur durch das Totengedenken, sondern vor allem auch in der Stunde des Todes. Die Darstellungen der *Ars moriendi* zeigen, wie Engel und Teufel an das Totenbett treten und um die Seele des Verstorbenen streiten, bis dann der Erzengel Michael bei diesem Partikulargericht ein vorläufiges Urteil fällt⁷⁹. Als Gewährsmann für das Mirakel nennt Caesarius den *vir venerabilis* Lupert, den Prior der Prämonstratenserinnenabtei Füssenich bei Zülpich, zu deren *magistra* Mechthild er ebenfalls Beziehungen hatte⁸⁰.

III.9. Zwei Bauern beschwerten sich über ihren Pfarrer beim Dekan von St. Patrokli

Zwei Mirakel hatte Fritz Wagner in seinem Aufsatz nicht berücksichtigt, weil sie zunächst nicht unmittelbar Soest betreffen. In der Nähe der Stadt leitete ein Priester namens Hegenard eine Pfarrei (*Juxta Susaciam, quae*

79 Der Klassiker ist immer noch Rainer Rudolf: *Ars moriendi – Tod im Mittelalter*. Von der Kunst des heilsamen Lebens und Sterbens. Köln 1957 (Forschungen zur Volkskunde. 39). Neuere Literatur im Lexikon des Mittelalters 1 (1980), Sp. 1039-1044, vgl. auch 8 (1997), Sp. 898-901 zu Totentanz.

80 Hilka (wie Anm. 43), Bd. 3, S. 77. Drei Mirakel können hier nicht näher untersucht werden: In Nr. 67 spielt ein *vir quidam Theodericus nomine* eine Rolle, den Friedrich von Klocke für einen Bruder des Soester Edelvogts Eberhard hielt, was Hilka (S. 322 mit Anm. 1) aber nicht überzeugte. In Nr. 68 geht es um einen Weber mit Namen Glöckner (*campanarius quidam, textor*) aus *Pupindorp ex illa parte Susati oriundus*, also nicht aus Puffendorf bei Geilenkirchen, sondern aus einem Vorort von Soest (S. 323-324 mit Anm. 2). Dieser litt seit zehn Jahren unter einer Lähmung der Beine, unternahm dann, gestützt auf zwei Krücken und unter Tränen, eine Wallfahrt *in loco passionis* des Erzbischofs in Gevelsberg, warf sich zu Boden (*prostraverit* – s. Anm. 46) und wurde geheilt. Unzählige Male habe er seitdem den Gnadenort aufgesucht. Nr. 69 handelt von einer jungen Frau in der benachbarten Pfarrei Vorda (Vörde bei Hagen) in der Nähe von Schwelm (S. 315 mit Anm. 5). Ihr Vater war Erwin *videlicet de Menighusen*, den Hilka (S. 323 mit Anm. 2 nach WUB VII, S. 1510) als einen Angehörigen der Herren von Meiningsen, Ministerialen der Grafen von Arnsberg, identifizierte. Die Tochter war durch ihre Schmerzen entsetzt, weshalb sich ihr Vater dauerhaft in seinem Bett vergrub. Bereits auf dem Weg nach Gevelsberg wurde sie geheilt und machte dem Heiligen große Geschenke. Über 200 Männer können dieses Wunder bezeugen.

est civitas Dioecesis Coloniensis)⁸¹. In der Fastenzeit kam eines seiner Pfarrkinder und beichtete ihm, in diesen heiligen 40 Tagen die Sünde der Unkeuschheit begangen zu haben. Mit harten Worten wies ihn der Priester darauf hin, dass diese Zeit dem Gebet, dem Fasten, der Enthaltbarkeit und den Werken der Barmherzigkeit vorbehalten sei. Zur Strafe legte er ihm eine Buße von 18 Denaren auf, die für das Lesen von ebenso vielen Messen verwendet werden sollten, um die Schuld seiner Unkeuschheit abzuwaschen. Der nächste Gläubige beichtete ihm, er habe während der ganzen Fastenzeit enthaltsam gelebt. Der Pfarrer rügte ihn, sich so lange von seiner Frau ferngehalten zu haben, denn sie hätten Nachkommen bekommen können, die er durch seine Enthaltbarkeit verhütet habe. Auch ihn verurteilte der Pfarrer zu einer Buße von 18 Denaren für das Lesen von Messen.

Nach einigen Tagen ergab es sich durch göttliche Fügung, dass die beiden Männer zum Markt zogen; jeder hatte ein mit einem Sack beladenes Pferd dabei⁸². Durch einen Straßenschaden straukelte eines der Pferde und der Sack fiel in den Schlamm. Der andere Mann lief herbei, um zu helfen, doch der Besitzer des Pferdes schimpfte, der Teufel solle es dem Pfarrer heimzahlen, dass er seinetwegen so große Mühen auf sich nehmen müsse. Der Teufel schritt jedoch nicht ein. Als der andere Bauer nach dem Grund fragte, berichtete er, er habe seine Unkeuschheit gebeichtet und müsse jetzt sein Getreide vor der Zeit verkaufen, um das erforderliche Geld zu beschaffen. Darauf erzählte ihm der andere, dass er wegen der gleichen Notlage zum Markt ziehen müsse. Sie hätten einen schlechten Pfarrer, der wegen seiner Habgier nicht wie ein Priester handelte. Darauf gingen sie in die Stadt und zeigten ihn beim Dekan und bei den Stiftsherren von St. Patrokli an, die ihn bestrafte (*Intrantesque civitatem, accusaverunt illum apud decanum et canonicos sancti Patrocli, magnam ei facientes confusionem*)⁸³.

81 CHDM III,40.

82 Vgl. zum Markt Wilfried Ehbrecht: Soest: „Mutter der Hanse“. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Überlegungen. In: Ders., Soest (wie Anm. 32), S. 521-622, hier S. 538-548, auch zu den tabernae.

83 Der Propst von St. Patrokli musste seit 1221 aus dem Kölner Domkapitel stammen. Er war Kollator der sechs Pfarreien der Stadt, zudem unterstanden dem Stift insgesamt 54 Pfarreien. Der Stiftsdekan war in Personalunion Dekan des Landkapitels und neben dem von Bonn, Köln und Xanten einer der vier Kölner Archidiakone, Rothert (wie Anm. 33), S. 55-92. - Paul Leidinger: Soest und das Erzstift Köln. Zum Verhältnis von Landesherrschaft und Stadt im 13. Jahrhundert. In: SZ 92/93 (1980/1981), S. 85-113, hier S. 100-101. - Manfred Groten: Priorenkolleg und Domkapitel von Köln im Hohen Mittelalter. Zur Geschichte des kölnischen Erzstifts und Herzogtums. Bonn 1980 (Rheinisches Archiv. 109), S. 96-109. - Wolf (wie Anm. 33), S. 800-804.

III.10. Gottschalk von Volmarstein, Caesarius von Heisterbach und Engelbert von Berg

In einem weiteren Mirakel, in dem es auf den ersten Blick nicht um Soest geht, berichtet Caesarius, einer seiner Mönchsbrüder (*monachus noster*), Gottschalk von Volmarstein, habe ihm erzählt, während der großen Teuerung sei er dem Kellner (*cellerarium*) eines der Zisterzienserklöster begegnet⁸⁴. Auf die Frage, wohin er ginge, erwiderte dieser: zum Tauschen. Sein Kloster habe nämlich vor der Ernte wegen der Not der Armen sein Vieh geschlachtet und seine Kelche und Bücher verpfändet. Dann habe ihm Gott einen Mann geschickt, der ihnen so viel Gold gegeben habe, dass es dem doppelten Wert des Verausgabten entsprach. Jetzt sei er auf dem Weg – wohl in eine Stadt, vielleicht Soest –, das Gold gegen Silber einzutauschen, um die Pfänder wieder auszulösen und neues Vieh zu kaufen.

Der Name des Klosters wird nicht genannt, lässt sich aber anhand der von Peter Johanek erarbeiteten Karte der Zisterzienser- und Prämonstratenserklöster in Nordrhein-Westfalen zumindest eingrenzen: Danach kommt eher ein Männer- als ein Frauenkloster des Ordens in Frage, da diese zumeist erst ab 1220 gegründet wurden und weniger finanzkräftig waren⁸⁵. So kommt man auf Hardehausen (1140)⁸⁶, Bredelar (1170)⁸⁷ und Marienfeld (1185)⁸⁸. Für Hardehausen berichtet Caesarius eine Mirakelgeschichte, wonach in dem Dorf Holten in der Diözese Utrecht ein Mörder von einem Dämonen gequält und ein beteiligter Geistlicher aufgrund dieser Erlebnisse Mönch in Hardehausen wurde⁸⁹. In Marienfeld, einer Tochtergründung von Hardehausen, kennt Caesarius den Abt Florentius, der von 1194 bis 1211 amtierte und der Familie der Edelherren zur Lippe entstammte⁹⁰. Er war der Beichtvater von Aleidis, der ersten Äbtissin

84 CHDM IV, 67.

85 Peter Johanek: ‚Klosterlandschaft‘ Ruhrgebiet. Klöster und Orden im Umbruch des 12. und 13. Jahrhunderts. In: AufRuhr 1225! Ritter, Burgen und Intrigen. Das Mittelalter an Rhein und Ruhr. Kat. Mainz 2010, S. 93-105, hier S. 95. - Edeltraud Klüeting: Die Klosterlandschaft des Herzogtums Westfalen im Hochmittelalter. In: Harm Klüeting (Hrsg.): Das Herzogtum Westfalen: Das kurkölnische Herzogtum Westfalen von den Anfängen der kölnischen Herrschaft im südlichen Westfalen bis zur Säkularisation 1803. Bd. 1, Münster 2009, S. 55-100, hier S. 85-89. - Kaspar Elm: Das männliche und weibliche Zisterziensertum in Westfalen von den Anfängen bis zur Reformation. In: Monastisches Westfalen. Klöster und Stifte 800-1800. Kat. Münster 1982, S. 44-59.

86 Wilhelm Kuhne: Hardehausen – Zisterzienser. In: WKB, Bd. 1, S. 389-395.

87 Harm Klüeting: Bredelar – Prämonstratenserinnen, dann Zisterzienser. In: WKB, Bd. 2, S. 142-147.

88 Paul Leidinger: Marienfeld – Zisterzienser. In: WKB, Bd. 1, S. 560-568. - Wilhelm Kohl: Die Zisterzienserabtei Marienfeld. Berlin 2010 (Germania Sacra. 3. F. 2).

89 CHDM II,6.

90 Wilhelm Kohl: Das Zisterzienserinnen-, später Benediktinerinnenkloster St. Aegidii zu

von Münster in Westfalen (*primae abatissae Monasterii civitatis Westfaliae*), das ist das Zisterzienserinnenkloster St. Aegidii, das sie von 1206 bis 1208/09 leitete. Aleidis war die Witwe des Grafen Helmold von Schwerin und eine Nichte des Bernhard II. zur Lippe⁹¹. Wenn sie das Sakrament empfing, so berichtet Caesarius, dann spürte sie nicht die Festigkeit des Brotes, sondern dieses floss wie Honig von ihrem Mund in den Magen und verbreitete sich in wunderbarer Süßigkeit in alle Organe. Dies verkündete ihr Vater und Beichtvater (*qui pater eius fuerat spiritualis*) Abt Florentius bei ihrer Beerdigung – Aleidis wurde im Dom in Münster bestattet und hatte den Ruf einer Seligen – den Anwesenden⁹².

An anderer Stelle dokumentiert Caesarius ein Messwunder, an dem ein Konverse aus Marienfeld beteiligt war⁹³. Von einem weiteren Messwunder in Livland berichtete ihm Bernhard II. zur Lippe⁹⁴. Bernhard ist außerdem der Gewährsmann für ein Mirakel, das im Bistum Utrecht – wo sein Sohn Otto II. zur Lippe von 1215 bis 1227 Bischof war – stattfand. Ein Fischer hatte lange Zeit mit einer Frau Unzucht getrieben (*multo tempore fuerat fornicatus*). Er befürchtete, beim Sendgericht (*in synodo*) verklagt zu werden. Wenn er dann gestehe, müsse er die Frau heiraten, und wenn nicht, dann werde er durch das glühende Eisen der Lüge überführt. Er ging zu einem Priester und gelobte, nie wieder mit der Frau zu sündigen. So konnte er das Eisen in die Hand nehmen und tragen, ohne Schaden zu erleiden. Ein paar Tage später wunderte sich ein anderer Fischer über den Freispruch, und der Sünder rühmte sich seiner Schandtät und kündigte an, sein Treiben fortzusetzen. Er hielt seine Hand ins Wasser und diese verbrannte bis auf die Knochen⁹⁵.

Von besonderem Interesse ist die Person des Gewährsmannes: Bernhard II. zur Lippe war zunächst Domherr in Hildesheim, beendete dann nach dem Tod seines Bruders seine geistliche Laufbahn, um die Erbfolge zu sichern, und war u. a. ein streitbarer Gefolgsmann Heinrichs des Löwen, ein tatkräftiger Landesherr, der Gründer der Städte Lippstadt (1185) und Lemgo (1190) sowie ein Mitgründer des Klosters Marienfeld (1185). Von seinen fünf Söhnen wurde Otto II. Bischof von Utrecht (1215-1227), Gerhard II. Erzbischof von Bremen (1219-1259), Bernhard IV. Bischof von

Münster. Berlin 2009 (Germania Sacra. 3. F. 1), S. 270 Anm. 3, S. 406. – Ders. (wie Anm. 88), S. 372-373. – Ders.: Münster – Zisterzienserinnen, dann Benediktinerinnen zu St. Ägidii. In: WKB, Bd. 2, S. 64-68 - Leidinger (wie Anm. 88), S. 566.

91 Zur Person vgl. Kohl, St. Aegidii (wie Anm. 90), S. 269-275, zur Klostergründung S. 38-44.

92 CHDM IX, 40.

93 CHDM IX, 45.

94 CHDM IX, 37.

95 CHDM X, 35. Ein Abt aus Livland wird noch öfters als Gewährsmann genannt (XI, 35), bei dem es sich aber um eine andere Person handeln dürfte, CHDM, Bd. 1, S. 65 Anm. 255.

Paderborn (1228-1247) und Theoderich Propst in Deventer; seine Nachfolge trat der Sohn Hermann II. zur Lippe († 1229) an. Von den Töchtern wurde Ethelinde Äbtissin in Bassum, Gertrud Äbtissin in Herford, Kunigunde Äbtissin in Freckenhorst und Adelheid nach dem Tode ihres Mannes Äbtissin in Elten.

Nach einer schweren Erkrankung (Lähmung der Füße) trennte sich Bernhard zur Lippe um 1200 von seiner Frau Heilwigis von Are-Nürburg († 1227) und verzichtete zugunsten seines Sohnes auf alle seine Güter. Er trat in den Zisterzienserorden ein, wurde Mönch in Marienfeld, wo er 1207 und 1211 nachweisbar ist, und beschäftigte sich mit theologischen Texten. Bereits 1198 hatte er an einem Kreuzzug in Livland teilgenommen, was in seinen letzten Jahren seine Lebensaufgabe werden sollte. Ab 1211 finden wir ihn als Abt der Zisterzienserabtei Dünamünde (Daugavgrīva) in Lettland, einer Tochtergründung von Marienfeld. 1218 wurde er von seinem Sohn Otto II., Bischof von Utrecht, zum Bischof von Selonien (Sembgallen) in Lettland geweiht, einem neu gegründeten Suffraganbistum von Riga. Hoch betagt versuchte Bernhard auf zahlreichen Reisen, immer wieder Krieger für den Kreuzzug zu gewinnen⁹⁶. 1224 starb er, bei der Überführung seines Leichnams nach Dünamünde sank das Schiff, der Leichnam wurde jedoch geborgen, und der Nekrolog von Marienfeld bezeichnet ihn als *beatus*⁹⁷. Die beiden nicht weit von Soest entfernt gelegenen Zisterzienserklöster kämen also für eine Lokalisierung dieser Geschichte in Frage, wobei ich Marienfeld mit einem zumindest in Ansätzen schon als Heiligen verehrten Zisterzienser, der mehrfach Gewährsmann des Caesarius war, den Vorrang einräumen würde⁹⁸.

96 Literatur (in Auswahl): Eduard Winkelmann: Des Magisters Justinus Lippiflorium. Nebst Erörterungen und Regesten zur Geschichte Bernhard II. von der Lippe, des Abts von Dünamünde und Bischofs der Selonien. In: Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands 11 (1868), S. 418-496. – Kohl (wie Anm. 88), S. 424-425. – Werner Goetz: Herr Bernhard II. von Lippe. In: Ders.: Gestalten des Hochmittelalters. Personengeschichtliche Essays im allgemeinhistorischen Kontext. Darmstadt 1983, S. 272-289, 401-402. – Jutta Prieur (Hrsg.): Lippe und Livland. Mittelalterliche Herrschaftsbildung im Zeichen der Rose. Bielefeld 2008 (Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe. 82). – Ulrich Meier: Fast ein Heiliger. Bernhard II. zur Lippe. In: Gabriela Signori (Hrsg.): „Heiliges Westfalen.“ Heilige, Reliquien, Wallfahrt und Wunder im Mittelalter. Bielefeld 2003 (Religion in der Geschichte. 11), S. 79-110. – Ders./Roland Linde: Wann und in wessen Auftrag wurden die Externsteine-Anlagen und das Kreuzabnahmerelief geschaffen? Neue Überlegungen zu alten Forschungsfragen. In: Larissa Eikermann u. a. (Hrsg.): Die Externsteine. Zwischen wissenschaftlicher Forschung und völkischer Deutung. Münster 2018 (Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe. 92), S. 267-289, hier S. 278-288. Ulrich Meier, Bielefeld, sei für Auskünfte gedankt.

97 Winkelmann (wie Anm. 96), S. 478. – Meier, Heiliger (wie Anm. 96), S. 105-106. – Ders./Linde (wie Anm. 96), S. 288.

98 Zu den Nennungen von Bernhard zur Lippe bei Caesarius vgl. auch Winkelmann (wie Anm. 96), S. 478-482; Meier, Heiliger (wie Anm. 96), S. 90 Anm. 32, S. 93.

Doch zurück zu unserem Mirakelbericht. Der folgende Dialog mit dem Novizen kreist um die Themen Habgier der Mönche und Freigiebigkeit bei Almosen für die Armen. Im Jahre 1197 herrschte – wie Caesarius in den vorhergehenden Kapiteln darlegt, wodurch sich die genannten Ereignisse auch näher datieren lassen – eine große Hungersnot. In der Gegend von Heisterbach wurden viele Todesfälle beklagt⁹⁹. Der junge und bescheiden ausgestattete Konvent verköstigte an der Klosterpforte täglich bis zu 1.500 Arme. An den Tagen, an denen Fleischgenuss erlaubt war, ließ der Abt in drei Öfen jeweils einen Ochsen mit Gemüse kochen und mit Brot, Eiern und anderen Lebensmitteln an die Armen verteilen. Als er den Bäcker tadelte, dass die Brote zu groß seien, wies dieser darauf hin, dass die Brote im Ofen wuchsen und sich seine Getreidevorräte auf wunderbare Weise vermehrten. Ähnliches weiß er aus Himmerod zu berichten, das deutlich reicher war als Heisterbach¹⁰⁰. Auch hier standen in diesem Jahr die Hungernden vor der Klosterpforte Schlange, eine Frau hatte hier sogar ihre Niederkunft. Durch Gottes Fügung erhielten die Mönche eine großzügige Schenkung von Gerhard, dem Propst des Stiftes St. Simeon in Trier (*Gerardus enim praepositus sancti Simeonis in Treveri*), ca. 600 Pfund Silber, von denen 100 für die Armen an der Klosterpforte bestimmt waren¹⁰¹. Der Pfortner (*portarius*) kaufte von dem Geld aber nicht Äcker und Weinberge, sondern auf dem Koblenzer Markt viele Malter Getreide, womit er die Armen bis zur Ernte ernähren konnte.

Was uns aber hier noch viel mehr interessiert, ist die Person des noch in fünf weiteren Wundergeschichten als Kronzeuge erwähnten Gottschalk von Volmarstein. In der Ersten wird vermerkt, dass der *monachus noster Godescalcus de Volmuntsteine* bereits verstorben sei (*bonae memoriae*). Er habe eine Geschichte von einem gewissen Philipp berichtet, der sich in Toledo mit jungen Männern aus Schwaben und Bayern unter Anleitung eines Lehrers (*magistro*) dem Studium der Schwarzen Kunst (Nigromantie, *arte nigromantica*) gewidmet habe¹⁰². Dabei mussten sie sich in einen magischen Kreis begeben. Daraufhin rief Philipp mit Zaubersprüchen die Dämonen herbei, die versuchten, die Schüler als Ritter mit Kampfspielen und als schöne Mädchen, die Reigentänze aufführten (*puellas speciosissi-*

99 CHDM IV, 65.

100 CHDM IV, 66.

101 Franz-Josef Heyen: Das Stift St. Simeon in Trier. Berlin 2002 (Germania Sacra. N. F. 41), S. 742-743.

102 <https://de.wikipedia.org/wiki/Totenbeschw%C3%B6rung>. Das Mirakel ist Bestandteil einer ganzen Serie von Wundergeschichten, die um das Thema Nigromantie kreisen und bei denen der magische Kreis und der Priester Philipp erwähnt werden, CHDM V, 1-4. Philipp wird mehrfach als Priester und Nigromant erwähnt, ohne dass man Näheres zu seiner Person erfährt, CHDM, Bd. 5, S. 2404.

mas [...] choreas [...] ducebant), dazu zu bewegen, den Kreis zu verlassen. Eine Tänzerin streckte einem Schüler einen goldenen Ring entgegen, und als er ihn ergriff, wurde er durch ihre Körperbewegungen zur Liebe entflammt (*motu corporis ad amorem suum illum inflammando*), durchbrach den Kreis und wurde von den teuflischen Bösewichtern in die Unterwelt gebracht.

Seine Mitschüler klagten, und vor allem die als gewalttätig geltenden Bayern (*Bauwaros esse furiosos*) bedrohten ihren Lehrer mit dem Tod, wenn er ihren Kameraden nicht zurückhole. Dieser wandte sich an den Fürsten der Dämonen, der ein Konzil der bösen Geister einberief, bei dem der Dämon Oliver sich für den Mann einsetzte, so dass er aus der Hölle herauskam. Dieser war totenbleich, berichtete seinen Mitschülern, was er in der Hölle gesehen hatte, und trat in den Zisterzienserorden ein¹⁰³. Die Schwarzen Künste nehmen neben der Ketzerei und der Häresie in den Wundergeschichten des Caesarius einen breiten Raum ein und zeigen uns anschaulich, wie wenig sich die offiziellen Formen von Frömmigkeit durchgesetzt hatten. Freilich ist auch eine gegenteilige Deutung möglich, vielleicht sahen nicht alle Zeitgenossen überall so viele teuflische Mächte am Werk wie unser Novizenmeister, der förmlich danach suchte und diesen Themen bei der Ausbildung der Novizen und in der Predigt einen hohen Stellenwert beimaß¹⁰⁴.

An anderer Stelle berichtet Caesarius, in seinem Orden habe einst ein Mönch mit Namen Gottschalk gelebt, der von der Burg Volmarstein stammte und Kanoniker am Kölner Dom war (*Godescalcus nomine de castro quidem Volmuntsteine oriundus, et in maiori ecclesia Coloniae canonicus*)¹⁰⁵. Vor seinem Klostereintritt habe er ein unruhiges, aber sittenreines Leben geführt (*Ante conversionem satis exstiterat lubricus, sed bene morigeratus*)¹⁰⁶. Wissenschaftliche Studien hätten ihn wenig interessiert, aber der Geist der Geduld und Milde (*Modica ei scientia litterarum inerat; sed spiritus patientiae et pietatis*) ihn zur Vervollkommnung seines Lebens geführt.

Als dieser Gottschalk an Weihnachten an seinem privaten Altar (*privatum [...] altare*) die Messe las, verwandelte sich das Brot in das Christkind,

103 CHDM V, 4.

104 CHDM V, 18 (Besançon), 19 (Köln unter Rainald von Dassel), 20 (Metz), 21 (Albigenserkreuzzug mit Dompropst Engelbert von Berg), 22 (Paris), 23 (Troyes), 24 (Verona).

105 Brunsch (wie Anm. 62), S. 388-389 (mit weiteren Nachweisen, gestorben wohl vor 1220). Nicht identisch mit einem um 1228 bis 1238 belegten Kölner Domherren Goswin von Volmarstein, s. u. Anm. 120. Die Identifizierung der bei Caesarius genannten Dom- und Stiftsherren stößt in vielen Fällen auf Probleme, obwohl Caesarius die Domschule besucht hatte und viele Chorherren persönlich kannte.

106 CHDM IX,2. Über die Konjektur Bd. 4, S. 1750-1751 Anm. 1620, lässt sich streiten.

das er küsste und wieder auf den Altar legte, wie er mehreren namentlich genannten Zeugen wie dem Krankenmeister Winand – der Gottschalk während seines Aufenthaltes im Krankensaal (*infirmatorio*) befragte – und dem Abt Heinrich bestätigte¹⁰⁷.

Gottschalks Autorität und die dadurch beglaubigte Erscheinung dient Caesarius an anderer Stelle als Vergleichsbeispiel, als es darum geht, in einem dritten Mirakel die Echtheit einer weiteren Wundererscheinung zu beweisen, bei der während der Meßfeier menschliches Blut im Kelch erschien (*formam humani sanguinis in calice vidit*)¹⁰⁸. Aber allein schon die Person des Geistlichen, Abt Daniel von Schönau, der in Paris studiert hatte und Kanoniker in Köln war, bevor er 1208 Prior in Himmerod und 1209 Abt in Schönau wurde, verbürgte den Wahrheitsgehalt¹⁰⁹. Ein weiterer Zeuge war der Mönch Gerhard, der mit Daniel zusammen Domherr in Köln gewesen sein soll (*concanonicus eius in maiori ecclesia Coloniae*)¹¹⁰.

An anderer Stelle berichtet Caesarius, der Mönch Gottschalk, damals noch Domkanoniker in Köln¹¹¹, sei mit seinem Bruder Eberhard, Kanoniker an St. Gereon in Köln¹¹², zu einem Treffen zwischen Friedrich Barbarossa und Papst Lucius III. nach Verona gereist. Bei dieser Gelegenheit – der Hoftag fand im November und Dezember 1184 statt¹¹³ – schildert

107 Abt Heinrich amtierte von 1208 bis 1244, Brunsch (wie Anm. 62), S. 360-362 Nr. 3. Zu dem Krankenmeister Winand (der uns beim Tod Erzbischof Engelberts von Berg nochmals begegnen wird, s. u. Anm. 155) vgl. ebd., S. 384 Nr. 74. CHDM, Bd. 4, S. 1752 Anm. 1623 trägt weitere Belege zu Wundergeschichten zusammen, in denen er erwähnt wird: So war er mit Abt Heinrich Zeuge einer Kreuzerscheinung am Tag des hl. Bonifatius in Dokkum in der Diözese Utrecht, X, 39. Er berichtet von seinem gleichnamigen Onkel, der wie ein Mönch in Elsloo in der Diözese Lüttich lebte und eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unternommen hatte. Als Belohnung für seine Christusliebe wurde er auf wundersame Weise an einem Tag von Jerusalem nach Elsloo gebracht und unternahm aus Dankbarkeit eine Wallfahrt nach Santiago de Compostela, X, 2.

108 CHDM IX, 17.

109 Brunsch (wie Anm. 62), S. 380 Nr. 30. Vgl. auch die weiteren Belegstellen CHDM, Bd. 4, S. 1780 Anm. 1665.

110 Nicht zu identifizieren bei Brunsch (wie Anm. 62), S. 543-544, und bei Ulrike Höroldt: Studien zur politischen Stellung des Kölner Domkapitels zwischen Erzbischof, Stadt Köln und Territorialgewalten 1198-1332. Untersuchungen und Personallisten. Siegburg 1994 (Studien zur Kölner Kirchengeschichte. 27).

111 Robert Krumboltz (Bearb.): Urkundenbuch der Familien von Volmarstein und von der Recke bis zum Jahre 1437. Münster 1917, S. 20 Anm. VIII, stellte die Belege zusammen, die er um 1184 datierte, und schrieb in der Stammtafel, Gottschalk sei darin „nicht unterzubringen.“ Groten (wie Anm. 83), S. 232 Anm. 140, erwähnt ihn ohne genealogische Zuordnung.

112 Krumboltz (wie Anm. 111), S. 20-21 Anm. VIII, datierte ihn um 1184 und vermutete eine Verwechslung mit Eberhard von Volmarstein, der Stiftsherr an St. Patrokli war, s. ebd., S. 38, Nr. 126. Klocke (wie Anm. 54), S. 194, Nr. 5, sowie ders. (wie Anm. 33), S. 77, Nr. 4, zieht die Angaben zu einer Person zusammen.

113 Knut Görich: Friedrich Barbarossa. Eine Biographie. München 2011, S. 524-527. - REK II,

er anschaulich die entsetzlichen Ausschweifungen der italienischen Ketzer¹¹⁴. Ihr Gastwirt ging fast jede Nacht mit Frau und Tochter aus dem Haus. Eberhard wurde neugierig und bat darum, mitgenommen zu werden. In einem großen unterirdischen Raum versammelten sich zahlreiche Menschen. Ein „Häresiarch“ hielt eine Predigt voller Gotteslästereien (*haeresiarches sermonem blasphemii*). Danach wurden die Lichter gelöscht und die Ketzer fielen über die Frauen her, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob sie Witwen oder Jungfrauen, Herrinnen oder Mägde oder sogar Schwestern oder Töchter waren. Eberhard von Volmarstein, der als junger Mann ein Vagabund war, der zu Ausschweifungen neigte (*utpote iuvenis luxuriosus atque vagus*), tat, als ob er ein Jünger (*simulans se discipulum*) sei, und gesellte sich schon während der Predigt zu der Tochter des Wirts oder einem anderen Mädchen, um zu sündigen. Nach einem Jahr sprach ihn der Ketzermeister (*magister*) an und sagte, da er so fleißig die Versammlungen besuche, könne er bald die anderen unterrichten. Darauf ging er nicht mehr hin. Sein Bruder Gottschalk tadelte ihn, doch er rechtfertigte sich damit, dass er die Versammlungen der Ketzer (*conventicula haereticorum*) nicht wegen der Irrlehren, sondern wegen der Mädchen (*propter puellas*) besucht habe. Bis auf die Drohung, dass die Anhänger der Irrlehren nicht ungestraft davonkommen, hatten Eberhards Ausflüge keine Konsequenzen.

Bei einem letzten Mirakel berichtet Caesarius, der Mönch Gottschalk von Volmarstein habe mit dem Sakristan des Klosters ein Korporale zum Glätten aufgehängt und dieses dabei versehentlich zerrissen, danach zusammengefasst und in die Truhe gelegt¹¹⁵. Als sie es wieder hervorholten, war es unbeschädigt. Die wundersame Wiederherstellung schrieb man der Heiligkeit des Priesters (*sanctitati praedicti sacerdotis illud ascribens*), also Gottschalk, zu¹¹⁶. Neben dem zu Unrecht auf dem Scheiterhaufen verbrannten Priester Hermann, der zudem den Märtyrertod erlitten hatte, hätten wir mit Gottschalk von Volmarstein einen zweiten potentiellen Soester Heiligen vor uns, der es allerdings, wie auch der auf dem Patroklischrein dargestellte Kölner Erzbischof Bruno, nicht schaffte, zur Ehre der Altäre erhoben zu werden.

Um 1100 ließ Erzbischof Friedrich I. von Köln Burg Volmarstein an der Ruhr, die an der zentralen Straße vom Ennepetal nach Soest lag, errich-

Nr. 1232. Über eine Kölner Gesandtschaft ließ sich nichts in Erfahrung bringen.

114 CHDM V, 24.

115 CHDM IX, 67.

116 Als Vergleichsbeispiel verweist Caesarius noch auf die Verdienste der Jungfrau von Quido. An anderer Stelle (VII, 20) erfährt man, dass in dem Dorf Quido im Königreich Frankreich (Le Quiou bei Dinan oder Le Guildo, CHDM, Bd. 3, S. 1346 Anm. 1157) eine gelähmte Jungfrau lebte, die fast keine Nahrung zu sich nahm.

ten. Seit 1134 saßen hier Ministerialen der Erzbischöfe von Köln, die das Burggrafnamt bekleideten. Diese sollen die Motte Hinderking bei Soest besessen haben. Ein 1072 erwähnter Henricus de Sotatio gilt als Stammvater. Aus Zeugenreihen lässt sich nachweisen, dass Heinrich I. von Volmarstein (1134-1169) den Erzbischof bei zahlreichen Aufenthalten in Köln, Neuss und Soest begleitete. Unterstützt wurde er in den Jahren 1169 und 1170 insbesondere in Soest von seinem Bruder Goswin I. Sein Sohn Heinrich II. von Volmarstein (1169-1217), der in zahlreichen erzbischöflichen Urkunden unter den Zeugen häufig an erster Stelle genannt und mehrfach sogar als *comes* bezeichnet wurde, setzte diese Karriere mit seinen Brüdern, dem Mundschenken Gerhard Snar (1170-1214), der zum engeren Gefolge des Erzbischofs zählte, wo man ihn als dessen ständigen Berater und Begleiter bezeichnen kann, und Goswin II. (1170-1189), fort; ihre Schwester Hedwig war Äbtissin von Herdecke¹¹⁷. Die dritte Generation führte wiederum den Leitnamen Heinrich III. von Volmarstein (1209-1258).

Ein Everhard von Volmarstein war 1196 Kandidat für die Propstei des Stiftes St. Patrokli, unterlag aber gegen einen Neffen des Erzbischofs¹¹⁸. 1207 ist ein Eberhard von Volmarstein als Stiftsherr in Soest belegt, der vermutlich nicht mit diesem identisch ist¹¹⁹. Von frühestens 1219, spätestens aber 1228 und dann bis 1238 ist ein Goswin von Volmarstein als Domherr in Köln nachzuweisen. Er war vermutlich ein Sohn Heinrichs II. und somit ein Bruder Heinrichs III. von Volmarstein. Im Domkapitel bekleidete er das Amt eines Kustos¹²⁰. Dieser hochangesehenen Klerikergemeinschaft gehörten außerdem von 1235 bis 1260 (1270) ein Eberhard und 1260 ein Gerhard von Volmarstein an¹²¹.

117 Da die Geschichte der Burg und der Familie im Rahmen dieser Studie nicht vertieft werden können, sei hier nur auf Ritzerfeld (wie Anm. 54), S. 125-126, 169-175, verwiesen. - Groten (wie Anm. 83), S. 63, 102, 232, 269, 270. - Cornelia Knepppe: Burgen und Städte als Kristallisationspunkte von Herrschaft zwischen 1100 und 1300. In: Klüeting, Herzogtum (wie Anm. 85), S. 203-234, hier S. 210.

118 Krumbholtz (wie Anm. 111), Nr. 102. - REK II, Nr. 1505, 1507. - Höroldt (wie Anm. 110), S. 606, schlägt Dietrich von Bilstein vor, Groten (wie Anm. 83), S. 100, Theoderich von Isenburg, ebenso Janssen (wie Anm. 33), S. 352. Die Angaben bei Klocke (wie Anm. 33), S. 72, sind überholt. Vgl. auch ders. (wie Anm. 54), S. 190, 194.

119 Krumbholtz (wie Anm. 111), Nr. 126. - Höroldt (wie Anm. 110), S. 605.

120 Krumbholtz (wie Anm. 111), Nr. 151, 154. - Höroldt (wie Anm. 110), S. 604-605. - Groten (wie Anm. 83), S. 164 Nr. 6. - Kleine (wie Anm. 5), S. 435 mit Anm. 14.

121 Höroldt (wie Anm. 110), S. 603-606. Eberhard könnte ein Bruder von Goswin von Volmarstein sein, beide zusammen beurkundeten als Kölner Domherren 1234 (1235) eine Regelung über die Einkünfte des Dompropstes, WUB VII, Nr. 434. Nach dem Stammbaum bei Krumbholtz (wie Anm. 111) müsste es sich um Onkel und Neffe handeln. In der Gründungsurkunde von Gevelsberg von 1235 wird Goswin von Volmarstein ausdrücklich als *canonicus et custos Coloniensis* bezeichnet, zu seinen Brüdern Heinrich und Eberhard gibt

Nicht klären lässt sich dagegen, ob der von Caesarius mehrfach genannte Zisterzienser Gottschalk von Volmarstein, der angeblich vorher Domkanoniker in Köln war, mit unserem Domherrn Goswin identisch ist. Die für den genannten überlieferten biographischen Daten widersprechen einem bei Caesarius erwähnten deutlich früheren Tod. Da dieser beide gut kannte, dürfte eine Verwechslung auszuschließen sein, und wir hätten (vielleicht in der zweiten Generation) einen Gottschalk von Volmarstein, der aus dem Domkapitel ausschied und Zisterzienser wurde, und in der dritten Generation einen Goswin, der Domkustos war und blieb, Mitstifter von Gevelsberg wurde und ebenfalls enge Beziehungen zu Caesarius unterhielt. Weiterhin gehörte zu diesem Kreis der Mönch Theoderich von Soest, dessen namentlich nicht genannter Bruder Stiftsherr an St. Patrokli war. Nimmt man dann noch den Stiftsherrn Gozmar/Gotmar an St. Patrokli hinzu, dann ergibt sich ein außerordentlich dichtes Beziehungsnetz, das dem nach Köln und Aachen kaum nachsteht.

1225 wurde Erzbischof Engelbert von Berg in Gevelsberg erschlagen¹²². Kurz danach entstanden an seiner Grabstätte im Kölner Dom und *am locus occisus* in Gevelsberg zwei Stätten der Verehrung, an denen Wunderheilungen und Gebetserhörungen geschahen. Diese wurden aufgezeichnet, ebenso eine *Vita, passio et miracula b. Engelberti Coloniensis archiepiscopi*, die Caesarius von Heisterbach im Auftrag Erzbischof Heinrichs von Müllenark verfasste, in der das Vorbild des 1070 ermordeten Thomas von Canterbury eine wichtige Rolle spielte¹²³.

Die Vita enthält zwei Passagen, die für die Stadtgeschichte von Soest nicht uninteressant sind. Caesarius berichtet, dass Erzbischof Engelbert zahlreiche Auseinandersetzungen mit dem Adel hatte und diesen eher durch Klugheit als durch Kriege unterwarf. In seinen beiden Hauptstädten Köln und Soest habe er durch seine eifrige Gerechtigkeit größere Gewalt als jeder Erzbischof vor ihm ausgeübt (*In civitatibus suis principalibus, Colonia scilicet et Susatia, maiorem exercuit potestatem zelo iustitie quam aliquis episcoporum ante eum*)¹²⁴. Bei einem potentiellen Heiligen musste der Verfasser einer Vita das recht diplomatisch formulieren; die Bürger und die Stiftsherren von Soest hätten deutlichere Worte gewählt.

Weiter berichtet Caesarius über die dreitägigen erfolglosen Verhandlungen zwischen Engelbert und dem Grafen Friedrich von Isenburg über die Essener Vogtei. Diese fanden in Soest statt, von wo aus Engelbert am 7.

es keine näheren Angaben, WUB VII, Nr. 435.

122 Gute Einführung zu dem viel diskutierten Thema: AufRuhr 1225! (wie Anm. 85).

123 Hilka (wie Anm. 43), Bd. 3, S. 234-328. - Thorsten Schulz: Die „verhinderte“ Heiligsprechung Erzbischof Engelberts II. von Berg. In: Geschichte in Köln 52 (2005), S. 33-68.

124 Hilka (wie Anm. 43), Bd. 3, S. 241.

November 1225 auf dem Weg nach Schwelm, wo er die Kirche weihen wollte, in Gevelsberg in einen Hinterhalt geriet und erschlagen wurde. Die Vorbereitung auf seinen Tod wird ausführlich geschildert, Abt Heinrich habe einen Mönch seines Ordens, den Krankenmeister (*infirmarius*) Winand¹²⁵ zu Engelbert geschickt, nachdem er eine Vision hatte, die das Unheil ankündigte. Winand schwieg jedoch, während ein ungenannter Briefeschreiber den Erzbischof vor einem Anschlag warnte. Dieser legte in seiner Kapelle vor dem Bischof von Minden, das ist Konrad von Rügenberg, die Beichte ab. Die Bischöfe von Münster und Osnabrück klopfen an der Tür, doch er wollte wegen seiner verweinten Augen nicht öffnen; es handelte sich um Dietrich III. und Engelbert I. von Isenberg, die Brüder des Friedrich von Isenberg, der den Anschlag auf den Erzbischof organisierte, weshalb beide ihre Bistümer verloren¹²⁶. Immerhin erfahren wir aus der Vita ganz am Rande, dass es in der stark befestigten Burg in Soest ein Oratorium gab¹²⁷.

Goswin von Volmarstein, offenkundig der Kölner Domherr, protokollierte kurz danach die Wunder am Grab Erzbischof Engelberts, das sich neben einem eigens errichteten Altar in der Stephanuskapelle des „Alten Domes“ befand. Caesarius bezeichnet ihn in seiner Engelbert-Vita mehrfach als Gewährsmann. Die erzbischöflichen Ministerialen, die sich von ihm als Heiligen verehrten Dienstherrn Fürsprache im Jenseits erhofften, bildeten eine wichtige Trägergruppe des neuen Kults. Mit seinen Brüdern Heinrich III. und Eberhard von Volmarstein gründete Goswin 1235 in Gevelsberg, wo ebenfalls zahlreiche Wunder geschehen waren, ein Zisterzienserkloster¹²⁸. Die Bürger von Soest hatten an dem neuen Heiligen offensichtlich kein Interesse, sondern zerstörten nach seinem Tod erst einmal die bischöfliche Pfalz (*palatium*) in ihrer Stadt¹²⁹.

125 Winand haben wir bereits im Umkreis des Zisterziensers Gottschalk von Volmarstein kennen gelernt, s. o. Anm. 107. Abt Heinrich brachte nach Engelberts Ermordung dessen Gebeine nach Frankfurt, wo auf einem Hoftag Friedrichs II. Klage gegen die Mörder erhoben wurde, Brunsch (wie Anm. 62), S. 332.

126 Hilka (wie Anm. 43), Bd. 3, S. 254-256.

127 Leider wird bei Caesarius kein Patrozinium genannt. Vgl. zur Burg Walter Melzer: Soest – Von den Anfängen zur mittelalterlichen Großstadt. In: Ehbrecht (wie Anm. 32), S. 39-146, hier S. 98-100, 124-125. Vgl. allg. Ulrich Stevens: Burgkapellen. Andacht, Repräsentation und Wehrhaftigkeit im Mittelalter. Darmstadt 2003.

128 WUB VII, Nr. 435. - Krumboltz (wie Anm. 111), Nr. 152. - Uta Kleine: Mirakel zwischen Kult-Ereignis und Kult-Buch. Die Verehrung Erzbischof Engelberts von Köln im Spiegel der *Miracula Engelberti* des Caesarius von Heisterbach. In: Heinzelmann (wie Anm. 30), S. 271-310. - Dies.: Von Thomas Becket zu Engelbert von Köln. Die Erneuerung der Idee des blutigen Martyriums im Zeichen der „*libertas ecclesiae*“. In: Andreas Bührer/Fiona Fritz (Hrsg.): Heiligkeiten. Konstruktionen, Funktionen und Transfer von Heiligkeitskonzepten im europäischen Früh- und Hochmittelalter. Stuttgart 2019 (Beiträge zur Hagiographie. 21), S. 175-204. - Dies. (wie Anm. 5), S. 292-310. - Schulz (wie Anm. 123), S. 40-44.

129 REK III,1, Nr. 582-583. - Wilhelm Janssen: Soest – „Hauptstadt“ des Erzstifts Köln rechts

III.11. Exkurs: Weitere Reliquien, ein wundertätiges Marienbild und ein heilskräftiges Kreuz in Soest

In St. Patrokli besaß man neben den Überresten des Stiftspatrons Reliquien des Erzmärtyrers Stephanus, der hl. Margarete, des hl. Willibrord, der Thebäischen Legion, einen Arm des heiligen Kölner Erzbischofs Heribert († 1021) – dessen Überreste in einem kostbaren, aus der Zeit um 1160/80 stammenden Schrein in Deutz liegen¹³⁰ – und ein großes Stück vom Heiligen Kreuz¹³¹. Auch St. Walburgis besaß einen Reliquienschatz: Hirnschale und Stab der heiligen Walburga hatte Erzbischof Anno zwischen 1056 und 1069 in Eichstätt erhalten und nach Walberberg gebracht; sein Nachfolger Rainald von Dassel konnte Partikel zur Weihe der Kirche des Damenstifts 1166 nach Soest mitgebracht haben¹³². Weiter besaß man Haupt und Brust von Felix und Nabor; diese hatte Rainald von Dassel 1164 von Mailand nach Köln überführt, sie liegen heute in dem ab ca. 1190 entstandenen Dreikönigsschrein im Kölner Dom¹³³. Wir wissen, dass Rainald Reliquien dieser Heiligen verschenkt hat, haben aber ebenfalls keinen urkundlichen Nachweis für Soest¹³⁴.

Die Nachrichten für die anderen Kirchen sind noch spärlicher: Die Pfarrkirche St. Petri besaß bis 1639 einen Reliquienschrein, der in diesem Jahr vom Soester Rat zum Ärger des Stiftspropstes zu einem ungenannten Preis an die Münze in Münster verkauft wurde. Nach den vagen Angaben handelte es sich um eine *gantz Silberne undt übergoldete tumba*, an der – wie beim Patroklischrein – die zwölf Apostel dargestellt waren. Sie barg *sacris reliquiis* des *heil. Albino*¹³⁵. Die Reliquien des römischen Märtyrers brachte 983/991 Kaiserin Theophanu, die Gattin Kaiser Ottos II., von Rom nach Köln und schenkte sie der Abtei St. Pantaleon¹³⁶. Hier wurden

des Rheins. In: Ehbrecht (wie Anm. 32), S. 243-288, hier S. 253-254. Für eine Engelbert-Verehrung in Soest gibt es auch später keine Hinweise, vgl. bei Peter Ilisch/Christoph Kösters: Die Patrozinien Westfalens von den Anfängen bis zum Ende des alten Reiches. Münster 1992 (Westfalia sacra. 11), S. 232.

130 Martin Seidler: Der Schrein des Heiligen Heribert in Köln-Deutz. Regensburg 2016. - Ilisch/Kösters (wie Anm. 129), S. 304-305.

131 Wiskott (wie Anm. 47), S. 13. - Rothert (wie Anm. 33), S. 42. - Janssen (wie Anm. 33), S. 348.

132 Löer (wie Anm. 78), S. 11. - Hans-Joachim Kracht/Jakob Torsy: Reliquarium Coloniense. Siegburg 2003 (Studien zur Kölner Kirchengeschichte. 34), S. 514-515. - REK I, Nr. 982.

133 Kracht/Torsy (wie Anm. 132), S. 252-253.

134 Löer (wie Anm. 78), S. 16. - Kohl (wie Anm. 78), S. 356.

135 Rolf Dieter Kohl: Ein mittelalterlicher Reliquienschrein des hl. Albinus aus der Soester Petrikirche. In: Westfalen 52 (1974), S. 118-125. - Schwartz (wie Anm. 57), Bd. 2, S. 149. - Ulrich Schäfer: Skulptur und Plastik im mittelalterlichen Soest. In: Heimann (wie Anm. 33), S. 527-622, hier S. 596.

136 Kracht/Torsy (wie Anm. 132), S. 128-129.

sie 1186 in den romanischen Albinusschrein übertragen¹³⁷. In dieser Zeit, von 1167 bis 1191, amtierte Erzbischof Philipp von Heinsberg, dem die Stadt Soest ihren planvollen Ausbau verdankt¹³⁸. Auch wenn die Belege recht spärlich sind, zeigt sich auch hier die große Bedeutung der Kölner Erzbischöfe für die Soester Kirchen und ihre Heiligen: Man kann die Stadt geradezu als Dependance von Köln bezeichnen, die von der Kathedralstadt mit Reliquien versorgt wurde, und zwar mit Kölner Reliquien. Der enge Zusammenhang von Heiligenverehrung und Kirchen- bzw. Territorialpolitik wird auch hier deutlich¹³⁹. Zudem wird ersichtlich, dass in diesem Beziehungsnetz neben dem Kölner Dom die Abtei St. Pantaleon eine Schlüsselposition einnimmt¹⁴⁰.

Über das wundertätige Marienbild in der Pfarrkirche St. Maria zur Wiese gibt es eine Reihe von frühneuzeitlichen Nachrichten, die freilich einer gründlichen Quellenkritik bedürfen¹⁴¹. Referieren wir kurz die Geschichte: In der Wallfahrtskirche St. Mariä Heimsuchung in Werl, 15 km westlich von Soest und ebenfalls am Hellweg gelegen, wird ein Gnadenbild, die sog. „Ringpfostenstuhlmadonna“ verehrt¹⁴². Sie befand sich ursprünglich angeblich in der Wiesenkirche in Soest und wird 1351 und 1418 bei Prozessionen und 1371 in einem Ablassbrief erwähnt. Nach der Reforma-

137 Kohl (wie Anm. 135), S. 122-123.

138 Wilfried Ehbrecht: Einwohner und Bürger. Von der Stadt- zur Gemeindebildung. Soest in spätsalischer und staufischer Zeit (etwa 1100 bis 1250). In: Ders.: Soest (wie Anm. 32), S. 311-427, hier S. 369-386.

139 Jürgen Petersohn (Hrsg.): Politik und Heiligenverehrung im Hochmittelalter. Sigmaringen 1994 (Vorträge und Forschungen. 42). - Stefan Burkhardt: Mit Stab und Schwert. Bilder, Träger und Funktionen erzbischöflicher Herrschaft zur Zeit Kaiser Friedrich Barbarossas. Die Erzbistümer Köln und Mainz im Vergleich. Ostfildern 2008 (Mittelalter-Forschungen. 22), S. 470-489 (klammert bei seinen interessanten Untersuchungen zur Rolle von Reliquien als symbolischem Kapital leider das Beispiel Soest aus).

140 Man darf diese Beobachtung jedoch nicht verallgemeinern, denn z. B. bei der Abgabe von Reliquien von Trier nach Helmarshausen waren andere Motive ausschlaggebend.

141 Womöglich aus einem Altarsepulkrum der Vorgängerkirche stammt ein Beutelchen mit drei Reliquien und einer *cedula*, wonach es sich um ein geweihtes Korporale – bei Caesarius mehrfach erwähnt – sowie um Überreste des Bischofs Peregrinus von Auxerre und des hl. Exuperius handelte, wohl eines Angehörigen der Thebäischen Legion; spärliche Belege bei Ilisch/Kösters (wie Anm. 129), S. 242. - Kracht/Torsy (wie Anm. 132), S. 248. Vgl. Reinhard Mumm: Reliquienfund in der Kirche St. Maria zur Wiese. In: SZ 79 (1966), S. 37-40, 74-75.

142 Bellot-Beste (wie Anm. 59), S. 55-70. - Dies.: Die Wallfahrt zum Gnadenbild von Werl in Westfalen. Werl 1958 (Schriften der Stadt Werl. A 4). - Klaus Endemann: Das Marienbild von Werl. In: Westfalen 53 (1975), S. 53-80. - Gerhard Best u. a. (Hrsg.): 350 Jahre Marienwallfahrt Werl 1661-2011. Paderborn 2011, darin insbes. Tobias Kunz: Die Werler Madonna im 12. und 13. Jahrhundert. Zur ursprünglichen Funktion und Herkunft des späteren Gnadenbildes, S. 181-192. - Ulrich Löer: Unterwegs von Soest nach Werl. Vom Marienbild zum Gnadenbild, S. 193-209. - Beßelmann (wie Anm. 16), S. 92. - Schäfer (wie Anm. 135), S. 561-567.

tion 1531 wurde sie 1534 weggeschlossen und gelangte 1676 mit einer silbernen Tafel unbekanntem Alters, auf der drei Mirakel verzeichnet waren, in das katholische Werl. Angeblich mussten die Bürger von Soest das Marienbild als Buße für einen Jagdfrevel herausgeben. In Werl errichteten die Kapuziner mit Unterstützung des Kölner Kurfürsten eine prachtvolle Wallfahrtskirche. Werl war bis zu seiner Zerstörung 1583 selbst ein bedeutender Wallfahrtsort, ein wundertätiges Kreuz wurde einmal im Jahr in einer Prozession nach Soest geführt und in St. Patrokli ausgestellt¹⁴³.

Dann gibt es eine weitere Legende, die sich erstmals 1707 in den Acta Sanctorum findet: *De BB Bertholdo et Menrico* geht auf Nachrichten zurück, die der 1669 verstorbene Jesuit Caspar Jongelinus in der Region gesammelt haben soll¹⁴⁴. Der Text wurde vermutlich um 1230 von dem Lübecker Domherrn Menrich in Fröndenberg, wo er Propst war, verfasst. In der Forschung ist umstritten, ob der Bericht im Kern alt ist, ob er im Barock unter dem Einfluss der Gegenreformation umgestaltet und erweitert wurde oder aber eine Neuerfindung darstellt. Stellt man dem Bericht jedoch die Texte der Kölner, Trierer oder Aachener Wallfahrtspublizistik gegenüber, die nach dem Dreißigjährigen Krieg einen großen Aufschwung erlebte, oder auch den Pilgerdruck aus Sayn von 1742, dann lässt sich den Autoren ein durchaus sorgfältiger Umgang mit den historischen Quellen bescheinigen. Dies erschien angesichts der Kritik aus dem protestantischen Lager oder auch der konkurrierenden Wallfahrtskirchen durchaus geboten. Dem entspricht, dass sich die in dem Bericht genannten Personen und Orte identifizieren lassen. Hinzu kommt, dass er viele Elemente enthält, die für seine angebliche Entstehungszeit charakteristisch sind und die wir auch in vergleichbaren Texten aus dem Umfeld der Zisterzienser (Heisterbach) und Prämonstratenser (Sayn) finden¹⁴⁵.

Nach der Legende lebte im Jahre 1214 Berthold, ein Konverse (*conversus*) der 1183 gegründeten Prämonstratenserabtei Scheda¹⁴⁶, als Einsiedler

143 Wilhelm Halekotte: Stadt und Kreuz – Beiträge zur Werler Stadt-, Kirchen- und Kunstgeschichte von den Anfängen bis 1661. Werl 1997. - Gerhard Best: Wallfahrt und Heiligenverehrung in Werl. Münster 1990 (Unterricht in westfälischen Museen, Sonderreihe: Exkursionsführer. 2.); Beßelmann (wie Anm. 16), S. 165 (eher skeptisch).

144 Acta Sanctorum. Iunii. Bd. 4: 20.-24. Juni. Antwerpen 1707, S. 58-64; 3. Aufl. Juni 5, Antwerpen 1867, S. 51-55. Für die Unterstützung bei der Beschaffung der Texte danke ich Florian Zenner, Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars, Trier. Eine Übersetzung bei Franz Lueg: 1197 Fröndenberg – 1997 Fröndenberg. Spuren der Vergangenheit. Fröndenberg 1997 (Stadt Fröndenberg. Beiträge zur Ortsgeschichte 10), S. 19-43. Auf eine eingehende Analyse des Textes muss hier verzichtet werden, vgl. https://www.geschichtsquellen.de/repOpus_01882.html.

145 Vgl. Klüeting, Klosterlandschaft (wie Anm. 85), S. 73-76, 85-89. - Johaneck (wie Anm. 85), S. 96-97, 99-100.

146 Marie-Theres Potthoff: Scheda – Prämonstratenser. In: WKB, Bd. 2, S. 324-329. - Gerlinde

auf dem Haßleiberg bei Fröndenberg¹⁴⁷. Hier wollte er die heidnischen Bräuche – die Einheimischen trafen sich bei der großen Linde zu Gelagen, Tänzern und Spielen – ausrotten und erbat von seiner Schwester, Nonne im Kloster Ahlen¹⁴⁸, ein Marienbild. Dieses soll aus einem Stück des Heiligen Kreuzes, das ihr Vater (beim 4. Kreuzzug?) aus dem Heiligen Land mitgebracht hatte, geschnitzt gewesen sein. Nach einer Marienerscheinung erhielt er das Bild. Damit sei er durch die Lande gezogen, um die Mittel für den Bau einer Kapelle in Fröndenberg zu beschaffen. Bei dieser Reise sei die Madonna in die zugefrorene Ruhr gefallen und von der Strömung abgetrieben worden, kehrte aber wunderbarerweise wieder zurück. In Menden (im Sauerland, zwei Stunden von Fröndenberg entfernt) beschuldigte der Pfarrverwalter Berthold, die Spendengelder missbräuchlich für Trinkgelage zu verwenden, und trat den Tisch mit dem Marienbild um. Daraufhin wurde sein Bein gelähmt. Die Wunder sprachen sich herum und beeindruckten die Gläubigen. Berthold errichtete am Fuß des Haßleibergs eine kleine Kapelle, die aber seine Mitbrüder zerstörten. Nachdem er sie wiederhergestellt hatte, starb er und wurde in Scheda begraben.

Nach Bertholds Tod kam sein Bruder Menrich, der Domherr in Lübeck war, nach Fröndenberg. Er war zunächst von der ärmlichen Hütte entsetzt, doch dann zog auch er mit dem Marienbild durch die Lande und kam dabei mehrfach nach Soest, wo ihn die Bürger, insbesondere der ebenso reiche wie fromme Bürgermeister Gottmar Anglicus (*Proconsulis scilicet Gotmari Angelici, hominis divitis & timentis Deus*, an anderer Stelle: *Gothmari praedicti Magistri Civium*) – der wohl aus der bedeutenden Soester Patrizierfamilie *de Anglia* stammte –, nachdrücklich unterstützten. Zudem unterrichtete er die wissbegierigen Söhne der Soester Kaufleute, die dazu nach Fröndenberg kamen. Nach einigen Jahren baute er in Sichtweite seiner Zelle ein dem hl. Michael geweihtes Kapellchen (*oratoriolum*).

Das Kloster Scheda missbilligte seine Initiative und beschwerte sich bei dem Kölner Erzbischof Heinrich von Müllenark, als dieser auf einer Visitationsreise nach Scheda kam. Nachdem er Menrich kennengelernt und

Niemeyer: Das Prämonstratenserstift Scheda im 12. Jahrhundert. In: Westfälische Zeitschrift 112 (1962), S. 309-333, insbes. S. 333.

147 Edeltraut Klueting: Fröndenberg – Zisterzienserinnen. In: WKB, Bd. 1, S. 320-324. Zu der komplizierten Gründungsgeschichte vgl. Gerhard Lemke: Die frühe Entwicklung des Fröndenberger Klosters. Von der Einordnung des regionalen Frauenkonventes in den Zisterzienserorden bis zur Standortwahl der landesherrlichen Grablege. In: Westfälische Zeitschrift 156 (2006), S. 179-200, insbes. S. 180.

148 Dabei ist bemerkenswert, dass sich das Kloster erst 1466 nachweisen lässt. Wilhelm Kohl: Ahlen – Schwesternhaus Maria Rosa. In: WKB, Bd. 1, S. 33-35. Für freundliche Auskünfte sei Jan Krieff vom Kreisarchiv Warendorf gedankt. Tatsächlich spricht die Quelle von einer *inclusam in inclusorio in Aflen*.

geprüft hatte, gründete er hier 1225/30 ein Kloster, in das er eine Äbtissin und zwölf Zisterzienserinnen aus Hoven bei Zülpich berief. Die Gründung wurde von mehreren Adligen aus der Region, insbesondere von dem Grafen von Altena-Mark, unterstützt. Die Nonnen lebten zunächst in großer Armut. Menrich forderte sie zum Gebet auf, und noch während sie beteten, kam ein Wagen mit Lebensmitteln, den Soester Bürger geschickt hatten, denen Maria aufgetragen hatte, die Nonnen zu unterstützen. Schließlich starb Graf Otto von Altena-Mark (1262), der die Kirche (*basilica*) des Klosters errichtet hatte, und wurde darin auch begraben.

Um den Unterhalt der Nonnen zu sichern, kaufte Menrich für 40 Mark von einem Not leidenden Adligen einen Zehnten; mehrere Soester bürgten für ihn. Da er kein Geld hatte, um seine Schuld zu bezahlen, zog er mit dem Marienbild nach Soest. Die bereits verschlossenen Stadttore öffneten sich von selbst. Er ging zu Bürgermeister Gottmar, dessen unverheirateter Tochter Elisabeth beim nächtlichen Gebet vor dem Marienbild zwei Engel erschienen; daraufhin trat sie in das Kloster ein. Als Mitgift brachte sie 100 Mark Soester Münze mit. Am nächsten Tag traf Menrich nach einem Gebet in der Stephanuskapelle (*ad capellam Stephani Protomartyris*) seinen Gläubiger, der ihn mit harten Worten mahnte, seine Schulden zu bezahlen. Daraufhin ging er in die Kirche zurück (*templum S. Patrocli*). Auf der Treppe traf er eine Frau, die ihm das fehlende Geld gab. Wir haben hier nicht nur einen Hinweis auf ein Wunder, an dem der hl. Patroklos beteiligt war, sondern auch einen weiteren, bisher unbeachteten Hinweis auf die Stephanuskapelle, die am nördlichen Seitenschiff der Stiftskirche lag und 1797 abgebrochen wurde. Sie wird 1214 erwähnt – es ist dieselbe Urkunde, die auch die Nikolaikapelle nennt – und diente als Kapelle des Dekans, als Begräbnisstätte der Stiftsherren und als Gerichtsort des Offizials¹⁴⁹. Daraufhin ließ Erpo, der Dekan des Patroklistifts (*Decanus Ecclesiae praedictae, Erpo nomine*, nachweisbar 1224 bis 1234), alle Geistlichen der Stadt und des Dekanats rufen und forderte sie auf, Menrich und sein Kloster zu unterstützen.

Die Ringpfostenstuhlmadonna dürfte um 1180 in Köln entstanden sein. Intensive Umarbeitungen seit dem 13. Jahrhundert deuten darauf hin, dass

149 Rütting, Nikolikapelle (wie Anm. 65), S. 24. - WUB VII, Nr. 106, vgl. auch Nr. 1369 (1270). - Schwartz (wie Anm. 57), Bd. 2, S. 25. - Rothert (wie Anm. 33), S. 37-38, 41. - Ders. (wie Anm. 16), S. 40. - Wiskott (wie Anm. 47), S. 30. Die Existenz der Kapelle geht bereits aus einem nur durch eine Abschrift des Kölner Historikers Aegidius Gelenius erhaltenen Eintrag in einem Graduale des Patroklistifts hervor. Danach weihte am 29. Dezember 1149 der Lütticher Bischof Heinrich II. – sein Kölner Amtskollege Arnold I. war vom Papst abgesetzt worden – die Stephanuskapelle. In ein Altarsepulkrum wurden Partikel vom Heiligen Kreuz (*de ligno domini*) und der Krippe (*presepio*) des Herrn sowie von „Spetonilla“ und „Spinosa“ eingefügt, Köhn (wie Anm. 33), S. 19-21. - REK II, Nr. 474.

mehrfach der Aufstellungsort und die Funktion verändert wurden. Eine Umgestaltung des Gesichts und der Haartracht kann durchaus in zeitlichem Zusammenhang mit dem Beginn der Bauarbeiten in der Wiesenkirche stehen; Überfassungen des 14./15. Jahrhunderts deuten auf eine hohe Wertschätzung hin¹⁵⁰. Schließlich spielen wundertätige Marienbilder bei Caesarius von Heisterbach eine bedeutende Rolle, so dass sich die Madonna gut in den Kontext der Marienverehrung der Zisterzienser einordnet¹⁵¹. Auch die Gebetserhörungen, die Klostergründung und die Spendenkollektoren kommen in Mirakelberichten der Zeit um 1200 häufig vor, wozu nicht zuletzt auch die Prozession mit dem Schrein des hl. Simon nach Soest gehört.

Zu einem unbekanntem Zeitpunkt soll das Gnadenbild aus Fröndenberg in die um 1180 gegründete Wiesenkirche nach Soest überführt worden sein, deren Neubau ab 1313 man angeblich mit den Opfergaben für das Marienbild finanzierte¹⁵². Menrich ist bis 1245 als Propst in Fröndenberg nachweisbar. Ab 1351 wird das Gnadenbild mehrfach in der Wiesenkirche erwähnt¹⁵³. In der Reformation 1534 weggepackt, hat man es 1676 nach Werl abgegeben, wo es zum Mittelpunkt einer großen Wallfahrt wurde.

Nicht aufgerollt werden kann an dieser Stelle die Geschichte des angeblich aus der Zeit Karls des Großen stammenden wundertätigen Kreuzes in St. Patrokli, das der „Große Gott von Soest“ genannt und in der Nacht vom 29. auf den 30. Oktober 1770 gestohlen wurde. Nach der damals angefertigten Beschreibung war an dem Kreuz eine drei Fuß hohe, aus Silber getriebene oder gegossene Figur mit einem großen Kristall auf der Brust angebracht. Der Lendenschurz war vergoldet, an dem Kreuz waren Evangelistensymbole angebracht. Das Kruzifix war aufwendig gesichert und in der Kirche offensichtlich gut sichtbar angebracht¹⁵⁴. 1696 werden von dem Stiftsherren Albert Gottfried Clute viele Wunder erwähnt und der Schutz von Stadt und Land durch das wundertätige Kreuz. 1573 wird es im Soester Bierbuch des Heinrich Knaust erwähnt und um 1640 in Grim-

150 Schäfer (wie Anm. 135), S. 566.

151 Endemann (wie Anm. 142), S. 78.

152 Sonja Hermann: Die Bauinschrift im Hauptchor der Wiesenkirche. In: Prigl (wie Anm. 59), S. 74-80. - Rothert (wie Anm. 16), S. 67 geht von einer Konkurrenz der Marienbilder in den beiden Marienkirchen aus.

153 Bellot-Beste, Gnadenbild (wie Anm. 142), S. 59-60.

154 Wiskott (wie Anm. 47), S. 14. - Rothert (wie Anm. 33), S. 43. - Schwartz (wie Anm. 57), Bd. 2, S. 84. - Georg Wagner: Volksfromme Kreuzverehrung in Westfalen von den Anfängen bis zum Bruch der mittelalterlichen Glaubenseinheit. Münster 1960 (Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe. 11), S. 19-20. - Manuela Beer: Triumphkreuze des Mittelalters. Ein Beitrag zu Typus und Genese im 12. und 13. Jahrhundert. Mit einem Katalog der erhaltenen Denkmäler. Regensburg 2005, S. 171-172. - Janssen (wie Anm. 33), S. 352.

melshausens Abenteuerlichem Simplizissimus. Der Hamburger Reformator Johannes Aepinus erwähnte es 1543 in seiner Auslegung des 15. Psalms und nennt dabei Soest mit seinem *groten Gade mit der gülden brock* (Lendentuch) neben bedeutenden Wallfahrtsorten wie Jerusalem, Rom, Santiago und Aachen¹⁵⁵.

(wird fortgesetzt)

155 Hubertus Schwartz: Der Große Gott von Soest. In: SZ 72 (1959), S. 43. - Beßelmann, Hellweg (wie Anm. 15), S. 34-35.

ROLAND GÖTZ

DIE AUSSTATTUNG DER EVANGELISCHEN KIRCHE
ST. ALBANUS UND CYRIACUS IN WELVER MIT ALTAR,
KIRCHENBÄNKEN, KANZEL UND ORGEL (1822-1831) -
ZUGLEICH EIN BEISPIEL PREUSSISCHER VERWALTUNG

Einsturz und Wiederaufbau der Kirche

„Euer Hochwohlgeborn werden gütigst erlauben, daß wir Ihnen mit einer gehorsamsten Bitte beschwerlich fallen dürfen.“ So ergeben leitete das Presbyterium der evangelischen Gemeinde Welper sein von Pfarrer Ludolph Brockhaus¹ am Ende seiner Amtszeit und sechs Presbytern unterzeichnetes Schreiben vom 18. August 1822 an Friedrich von Essellen ein. Das Presbyterium bat den Landrat des Kreises Soest um den Altar und die Hälfte der Kirchenbänke aus der Soester Walburgisstiftskirche, weil bei der „nun bald beendigten Haupt Reparatur unserer Kirche [...] neue Bedürfnisse wegen der innern Einrichtung“ entstanden seien. Denn die alte, mit dem Altartisch verbundene Orgel werde nach dem Plan des Landbaumeisters Wilhelm Tappe in dem südlichen Querschiff aufgestellt, „und dann steht das Chor ganz frey ohne Altar.“ Auch seien „die alten Bänke, welche sonst in der Kirche gewesen, alle [...] verfaulet, so daß wir keine einzige von denselben mehr gebrauchen können.“ Und da die „Reparatur Kosten“ der Kirche über 2000 Reichstaler betragen würden, bitten die Unterzeichner des Schreibens, „daß uns das in der Stift St. Walburg Kirche zu Soest nunmehr entbehrlich gewordene Altar und die Bänke möchten für unsere Kirche geschenkt werden, damit wir einen abermaligen bedeutenden Kostenaufwand überhoben werden.“ Die Unterzeichner sind überzeugt, dass ihre Bitte erfüllt würde, wenn der Landrat sie „höhern Orts“ unterstützte, und relativieren zugleich den Wert des Geschenks, indem sie konstatieren: „Zwar hat das erwehnte Altar keinen großen Werth;

¹ Ludolph Volrath Arnold Brockhaus, geb. 6. September 1744 in Welper, Pfarrer in Welper vom 11. Februar 1776 bis 30. August 1822, gest. 25. Oktober 1824.

es befinden sich keine Kunstgemälde darin, aber es passt doch sehr gut für unsere Kirche.“²

An Friedrich von Essellen, den Landrat des Kreises Soest, wandte sich der Welperaner Kirchenvorstand, weil jener als untere staatliche Instanz für die Abwicklung der 1822 profanierten Walburgisstiftskirche zuständig war. Diese war entweiht worden, um als Kornmagazin umgenutzt zu werden. Damit standen die „kirchlichen Utensilien“ im Wege und zur Verfügung. Das um 1164 durch den Kölner Erzbischof Rainald von Dassel gegründete Walburgis-Augustinerinnenkloster war, nachdem es während der Soester Fehde zerstört worden war, innerhalb der Soester Stadtmauern in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts neu erbaut worden. Ab 1568 hatte sich Luthers Lehre im Kloster ausgebreitet, sodass kurz darauf das gemeinsame Leben der Klosterfrauen endete und 1625 das Walburgiskloster in ein freiweltliches Damenstift umgewandelt wurde, das 1812 aufgelöst wurde³.

Die im Schreiben des Presbyteriums hervorgehobene „Haupt Reparatur unserer Kirche“ bezieht sich auf den Wiederaufbau der eingestürzten evangelischen Kirche St. Albanus und Cyriacus in Welper. Bereits während der französischen Herrschaft hatte der Landbauinspektor 1812 „die gänzliche Baufälligkeith“ der evangelischen Kirche festgestellt. Der Maire und spätere Bürgermeister des Bezirks Schwefe, Arnold Smiths aus Meyerich bei Welper, hatte sie daraufhin mehrere Monate lang für den öffentlichen Gottesdienst geschlossen. In den nächsten Jahren hatten Bausachverständige die Kirche begutachtet, Pläne und Kostenvoranschläge gemacht. Die Gemeinde hatte für das günstigste Angebot die Kostenübernahme zugesagt. Zwar hatte Maire Smiths einen Vergabetermin festgesetzt. Aber weil die Kosten zu niedrig angesetzt worden waren, wurde von keinem Handwerksbetrieb ein Auftrag übernommen.

Nachdem im September 1816 Steinbrecher und Maurer eine schadhafte Seitenmauer der Kirche abgebrochen hatten, stürzte in der Nacht zum 3. Oktober „ein beträchtlicher Theil des Gewölbes und des übrigen Mauerwerks ein. Mittlerweile war auch die Orgel aus der Kirche genommen und das Dach losgebrochen. So lag denn das Gebäude großen Theils in Trümmern, die Arbeiten wurden eingestellt und man bezweifelte nun fast die Möglichkeit einer Reparatur desselben.“ In dieser Situation plante

2 Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abt. Westfalen (im Folgenden abgekürzt LAV NRW), Regierung Arnberg II A 686, 18. August 1822. Ich danke Dr. Ulrich Lör, der mich im Landesarchiv Münster auf diese Akte aufmerksam gemacht hat.

3 Rolf Dieter Kohl: Soest – Augustinerinnen St. Walburgis. In: Karl Hengst (Hrsg.): Westfälisches Klosterbuch, Teil 2. Münster 1994, S. 354-360, hier S. 354-356. Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern, Bd.3: Gotische Kirchen. Soest 1957, S. 136-155, hier S. 138f.

die Regierung in Arnberg im Mai 1817 die Auflösung der evangelischen Gemeinde. Entschieden wehrte sich dagegen das Presbyterium und versicherte Bürgermeister Smiths, dass die Gemeinde „das Schwerste zur Reparatur der Kirche übernehmen wolle. Beiträge an Geld und Baumaterialien, Spann- und Handdienste wollte man nach Kräften ja gern leisten.“ Nachdem die Gemeinde erneut im November 1818 die Restaurierung ihrer Kirche beantragt hatte, genehmigte sie die Regierung im Februar 1819, und im September 1819, drei Jahre nach dem Einsturz der Kirche, wurde der Grundstein für den Wiederaufbau gelegt.

Und immer noch hatte die evangelische Gemeinde mit ihren etwa 800 Mitgliedern keinen Raum für Gottesdienste. Mehrmals hatte „der in seinem Amte in Ehren ergraute evangel[ische] Pfarrer Brockhaus“, zusammen mit den Presbytern und unterstützt von der Regierung in Arnberg, den katholischen Pastor Werner darum gebeten, die katholische Kirche mitbenutzen zu dürfen, was dieser ablehnte. Pastor Werner war seit 1807 in Welper im Amt, und seither gab es dort wieder eine katholische Gemeinde. Nachdem Ende 1809 das Kloster aufgehoben worden war, diente die ehemalige Klosterkirche als katholische Gemeindekirche.

Da nun seit 1819 die Wiederherstellung der evangelischen Kirche absehbar schien, bat das Presbyterium die katholische Gemeinde erneut, ihre Kirche bis zur Fertigstellung der evangelischen mitbenutzen zu dürfen. Das wurde wieder abgelehnt. Immerhin setzte die Regierung durch, dass die evangelische Gemeinde ihre Gottesdienste vorläufig in einem Saal des ehemaligen Gasthauses des Klosters halten durfte. Die abweisende Haltung des katholischen Pfarrers und seines Kirchenvorstands erklärt sich aus den feindseligen Beziehungen zwischen der evangelischen Kirchengemeinde und dem Kloster Welper im 18. Jahrhundert. Und Ludolph Brockhaus hatte noch im Mai 1818 zusammen mit seinen Amtskollegen aus Dinker, Borgeln und Schwefe bei der Regierung in Arnberg beantragt, die katholische Pfarrei in Welper wieder abzuschaffen. In ihrer Begründung hoben sie hervor, dass Werner „der evangelischen Gemeinde in Welper den Mitgebrauch der dem Landesherrn allein zugehörigen katholischen Kirche“ verweigern würde.

Nachdem der Bau wegen unvorhergesehener Schwierigkeiten ins Stocken geraten war, setzte die Regierung 1821 den erfahrenen Landbaumeister Wilhelm Tappe, der seit 1819 in Soest wohnte, als Bauleiter ein. Dieser ließ die Arbeiten durch das Presbyterium im Tagelohn vergeben, um auf unvorhergesehene Notwendigkeiten flexibel reagieren zu können.

Realistisch schätzte der Kirchenvorstand in seinem Brief vom August 1822 die Baukosten auf über 2000 Reichstaler. Da die zunächst veran-

schlagten 1500 Reichstaler bereits 1820 ausgegeben waren, kalkulierte Landbaumeister Tappe noch 750 Reichstaler zusätzlich. Schließlich beliefen sich die Baukosten auf 2800 Reichstaler⁴. Nur bruchstückhaft lässt sich die Finanzierung nachvollziehen: 1820 wurden vom Armenfonds der Gemeinde 390 Reichstaler aufgenommen. Dafür zahlte der Rendant aus der Kirchenkasse über ein Jahrzehnt jährlich 5 % Zinsen in den Armenfonds ein. Ebenfalls 1820 lieh sich die Gemeinde von einer Witwe über ein Jahrzehnt 110 Reichstaler zu 4 % Zinsen. Nur ein geringer Teil der Baukosten (ca. 25 Reichstaler) wurde in den jährlichen Kirchenrechnungen ausgewiesen, zum Beispiel als Ausgaben für Bretter, Nägel und Handwerker⁵. Die einzelnen Gemeindeglieder mussten nach ihren finanziellen Möglichkeiten je 12, 20 oder 30 Reichstaler zu den Baukosten beitragen. Zusätzlich sah sich der Kirchenvorstand gezwungen, zwischen 700 und 800 Reichstaler zu leihen. Für die fälligen Zinsen wurden wiederum die Gemeindeglieder herangezogen⁶. Ferner mussten sie Hand- und Spanndienste leisten, zu denen sie durch das Allgemeine Landrecht für die Preussischen Staaten (1794) verpflichtet waren⁷.

Um den Wiederaufbau zügig voranzubringen, achtete der Kirchenvorstand genau auf die Leistung dieser Dienste. So meldete der Rendant Kötter, der zugleich Küster und Lehrer der evangelischen Gemeinde war, drei Männer bei Bürgermeister Smiths, weil sie im August 1822 einen Tag Handdienst versäumt hatten. Smiths lud diese umgehend vor. Jeder sollte zwölf Stüber bezahlen. Soviel kostete ein Tagelöhner als Handlanger, durch den ein jeder ersetzt worden war. Zwei konnten sich herausreden, sie seien nicht informiert worden. Der dritte erklärte, dass er katholisch, seine Frau evangelisch sei. Deshalb könne man ihn nicht wie Familien behandeln, in denen beide Eheleute evangelisch seien. Er werde bereits zu allen Reparaturen an der katholischen Kirche herangezogen. Diesmal sei er ausnahmsweise bereit, 12 Stüber zu bezahlen. Bürgermeister Smiths

4 Die Beschreibung der Schließung, des Einsturzes, des Wiederaufbaus und der Suche nach Ausweichmöglichkeiten stützt sich auf die Festschrift: Predigt zur erneuerten Weihe der Evangel[ischen] Kirche zu Welver bei Soest, am zweiten Sonntage nach Trinitatis, als den 27sten Juni 1824, gehalten und mit einer geschichtlichen Darstellung des Verfalls und Wiederaufbau's jener Kirche begleitet von Friedr[ich] Hentzen. Zum Besten des Kirchenfonds, Soest 1824. Hier 1. Teil: Kurzgefaßte geschichtliche Darstellung des Verfalls und Wiederaufbau's der Evangel. Kirche zu Welver. Archiv der evangelischen Kirchengemeinde Welver(im Folgenden abgekürzt GA) 1,5, 23. Mai 1818.

5 GA KR 1.

6 LAV NRW W, Regierung Arnberg II A 686,19. Mai 1824.

7 Siehe Preussisches Allgemeines Landrecht (im Folgenden abgekürzt ALR), §§ 714-717, Teil 2, 11. Titel, § 714 lautet: „Auch müssen, bey Landkirchen, die Eingepfarrten in jedem Falle, ohne Unterschied, die nöthigen Hand- und Spanndienste unentgeltlich leisten.“ Das ALR ist abrufbar: <http://ra.smixx.de/pralr.html>, zuletzt aufgerufen am 21.10.2019.

war einverstanden⁸. Wie umfangreich die Baumaßnahmen waren, wird auch dadurch deutlich, dass bis zum Abschluss des Wiederaufbaus 3000 Handdienste erforderlich waren und zudem 670 Spanndienste, mit denen Baumaterial befördert wurde.

Altar und Kirchenbänke als Geschenk, Kauf der Kanzel

Wie es der Kirchenvorstand im August 1822 in seinem Schreiben an den Landrat erhofft hatte, setzte sich dieser „höher Orts“ für die Schenkung des Altars und der Hälfte der Bänke aus der Walburgisstiftskirche ein, indem er diese bei der Regierung in Arnberg beantragte, welche seinen Antrag an das Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten (im Folgenden: Geistliches Ministerium) und das Finanzministerium weiterleitete, die gemeinsam für die Zuweisung der Mobilien aus der aufgelösten Stiftskirche zuständig waren. Bereits am 10. Oktober genehmigten diese beiden Ministerien den Antrag der Arnberger Regierung. Und schon am 10. November 1822 wurde der Landrat von der Regierung darüber informiert, „dass der Altar der geschlossenen Walburger-Stiftskirche zu Soest an die benannte evangelische Gemeinde als ein Geschenk verabreicht“ werde und außerdem die Hälfte der Kirchenbänke. Zugleich wurde der Domänen-Rentmeister Vosfeldt in Soest „zur Verabfolgung dieser Stücke angewiesen.“⁹

Ebenfalls im Sommer 1822 bot sich eine weitere Möglichkeit, die evangelische Kirche in Welver weiter auszustatten. Weil die Soester Georgskirche abgebrochen werden sollte, inserierte deren Presbyterium in der Allgemeinen Zeitung Elberfeld und dem Westphälischen Anzeiger Hamm im August und bot die Kirche samt Friedhof, den Altar, die Kanzel und andere Mobilien zum Kauf an. Ein Verzeichnis der einzelnen Gegenstände mit der Angabe ihres Verkaufswertes hatte Landbaumeister Tappe angefertigt und darin vermerkt: „Die Kanzel mit der Treppe kann nicht gut ohne Beschädigung weggeschafft werden und ist auch von keinem Kunstwerthe. Demnach der Werth anzugeben zu 30 R[eichs]t[ale]r.“¹⁰ Zusätzliches gibt die Inschrift auf einer Innenseite des Kanzelkorbes an: „Wenckel Insp[ector] Orph[anotrophii] fec[it] 1785. Kleine Illuminavit, 1786, d[en] 6. Octob[ris].“ (Abb. 1) Demnach hat der Leiter des Soester Waisenhauses, Johann Christoph Wenckel, 1785 die Kanzel gestiftet und

8 GA 6,2, 14. und 16. August 1822. – 72 Stüber entsprechen einem Reichstaler.

9 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (im Folgenden abgekürzt GSTA PK), I. HA Rep. 76 III Sekt. 29 Abt. XX Nr. 20 Bd. 1, 18. September und 10. Oktober 1822; LAV NRW W, Regierung Arnberg II A 686, 10. Oktober und 10. November 1822.

10 Archiv der Wiese-Georgs-Gemeinde Soest, A.1.Bd 3, 17. März und 2. August 1822.



Abb. 1: Inschrift des Waisenhaus-Inspektors Wenckel an der Innenseite der Kanzel in der ev. Pfarrkirche in Welper. Foto: Verf.

anfertigen lassen, im folgenden Jahr hat sie dann Heinrich Wilhelm Kleine mit Rokoko-Ornamenten verziert samt der am palmenförmigen Kanzelfuß vor der Predigt fliehenden Eidechse, die als kleiner Drache als Attribut des Teufels galt.

Wahrscheinlich wurde das Welperaner Presbyterium nicht durch die Zeitungsannoncen auf die verkäuflichen „Kirchenutensilien“ aufmerksam, sondern wird von dem mit dem Wiederaufbau der Kirche befassten Tappe einen Hinweis bekommen haben. Es nutzte die günstige Gelegenheit: Dass es die Kanzel erworben hatte, teilte Pfarrer Friedrich Hentzen, der seit Februar 1823 als Nachfolger von Pfarrer Brockhaus amtierte, dem Landrat von Essellen im September mit und informierte ihn zugleich über den „Fortgang unseres Kirchenbaues“. Die Maurer würden binnen kurzem ihre Arbeit beenden, der Fensterbauer sei bereits beauftragt, der Schreiner werde in etwa drei Wochen die Orgelbühne aufgebaut haben. „Alsdann fehlt nur noch die Aufrichtung der von uns aus der St. Georgi-Kirche in Soest angekauften Kanzel, so wie des uns aus der Stifts-Kirche allergnädigst geschenkten Altars [...] und endlich die Einrichtung der Stühle; so hoffen wir noch jetzt, mit Gott, vor Eintritt des Winters den ganzen Bau zu vollenden.“¹¹ (Abb. 2)

11 LAV NRW W, Regierung Arnsberg II A 686, 4. September 1823. Dabei handelt es sich um die Bühne für die von Tappe vorgesehene Aufstellung der vorhandenen Orgel im südlichen Querschiff. Vgl. unten Anm. 30. - Friedrich Conrad Hentzen, geb. 7. Mai 1792 in Oesterholz/Lippe, Pfarrer in Welper ab 16. Februar 1823, ab 13. November 1831 Pfarrer



Abb. 2: Altar der ev. Kirche in Welper. Foto: Verf.

Verzögerungen der „Verabfolgung“ des Geschenks

Anders als bei der Kanzel zog sich die Überbringung des Altars nach Welper wegen einer Häufung von Schwierigkeiten hin: Zunächst sorgte Rentmeister Vosfeldt im Juni 1823 für Verärgerung, indem er unterstellte, es solle wohl nur „das Gemälde“ des Altars nach Welper gebracht werden. Gegen eine solche Zerstückelung des geschenkten Altars protestierte Pfarrer Hentzen bei der Regierung. Es sei offensichtlich, „daß zu einem Altare auch der Altar selbst, d. h. das Hauptstück desselben, nämlich die steinerne Platte, nebst ihrem Fußgestelle gehört.“ Auf dieser Auffassung beruhe auch die Anordnung des Berliner Geistlichen Ministeriums, „die Wegnahme des Altars bis zur nähern Verfügung über die Orgel zu verschieben, indem der Grundpfeiler derselben auf dem Altare ruhet.“ Die Regierung gab Pfarrer Hentzen Recht: „Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Schenkung sich nicht bloß auf das Altarbild, sondern auf den ganzen Altar erstreckt.“ Außerdem forderte sie den Domänen-Rentmeister Vosfeldt auf, über die Schwierigkeiten bei der Abnahme des Altars zu berichten.

Nachdem er die Beschwerde von Pfarrer Hentzen zur Kenntnis genommen hatte, redete der Rentmeister sich heraus. Er sei nur angewiesen worden, den Altar aus der Walburgiskirche nach Welper zu transportie-

der Wiese-Georgs-Gemeinde Soest, ab 1835 Superintendent, gest. 13. Oktober 1836.

ren, „ohne daß jedoch bestimmt wurde, ob hierunter blos die Altar Platte und der Empor-altar oder auch zugleich das unter der Platte befindliche Mauerwerck und die Altarstufen verstanden würden.“ Natürlich werde er nun den ganzen Altar nach Welper bringen, sobald die Orgel abgenommen worden sei. Eine kritische Anmerkung versagte er sich nicht. Durch die Baumaßnahme in Welper seien dort noch genug Steine für den Unterbau des Altars vorhanden, „wo hingegen die Domaine die schönen Sandsteine, womit der Altar jetzt unterbauet ist, zu der sehr nötigen Einrichtung eines Kornhauses sehr gut brauchen könnte.“¹²

Den von der Regierung geforderten Bericht verfasste Landbaumeister Tappe im September 1823. Seine Argumentation veranschaulichte er durch eine einfache Skizze (Abb. 3) und kam zu dem Ergebnis: „So ist die Wegnahme des Altars nicht thunlich,“ da zwei auf der Altarplatte stehende Ständer nicht nur die Orgelbühne tragen, „sondern es hangen! auch daran die Windbälge der Orgel.“ Wenn der ganze Altar entfernt würde, müsste die Orgelbühne neu abgestützt werden, und dabei sei es unumgänglich, die alten Stützen zu bewegen. „Eine solche Bewegung würde den Bälgen nachtheilig sein.“ Weil der Altaraufsatz jedoch nur an den Ständern befestigt sei, könne „dieser ohne Bedenken weggenommen werden.“ Tappe mahnte zur Eile. Denn es sei riskant, die Orgel über den Herbst und Winter an ihrem jetzigen Ort zu lassen, „wo sie nicht hinlänglich sowohl gegen feuchte Luft als selbst gegen Regen geschützt ist, der bei Sturm durch die zerbrochenen Fenster der Orgel zu nahe kommt.“ Überdies sei die Walburgiskirche nicht einbruchssicher, so dass Diebe die bleiernen Orgelpfeifen und Eisenteile stehlen könnten. Angesichts dieser Umstände riet Tappe, „die Orgel noch vor der eintretenden Regenzeit des Novembers abzunehmen und alle kleinen Dinge derselben in der Sacristei [der Walburgisstiftskirche] in Verwahrung zu bringen. Könnte aber alles gleich zu seinem nächsten Bestimmungsorte gebracht werden, so wäre dieses noch vorzuziehen.“

Da er für sein Gutachten und andere „kleine Mühen bei der Stiftskirche“ nichts berechnet habe, bat Tappe den Landrat, sich bei der Regierung dafür einzusetzen, dass er einen alten, wertlosen Lehnstuhl aus der Sakristei geschenkt bekomme.

Der Landrat unterstützte die Position Tappes. Er bat die Regierung, den Abbau der Orgel zu veranlassen, sowohl um diese zu schützen, als auch, damit die Gemeinde in Welper endlich den Altar bekommen könne, da „die Wegnahme des Altars ohne Abbruch der Orgel nicht wohl angehet.“ Zur Abnahme der Orgel schlug der Landrat „den hiesigen sehr geschick-



Abb. 3: Skizze von Wilhelm Tappe zur Entfernung des Altars aus der Soester Walburgisstiftskirche. LAV NRW W, Regierung Arnsberg II A 686, 13. September 1823.

ten Orgelbauer Fromme“ vor und konstatierte, dass die Kosten des Abbaus nicht der durch den Wiederaufbau ihrer Kirche zu sehr belasteten Gemeinde zugemutet werden dürften. Zumal diese „von dem Abbruche der Orgel keinen weitem Nutzen hat, als daß der Altar dadurch frei wird, der jedoch strenge genommen den Werth der Abbruchskosten nicht übersteigen möchte.“

12 LAV NRW W, Regierung Arnsberg II A 686, 28. Juni – 24. Juli 1823.

Die Regierung machte sich die Vorschläge des Landbaumeisters Tappe und des Landrats zu eigen und trug dem Rentmeister Vosfeldt auf, „die Orgel unter Aufsicht des Tappe u. Organisten[!] Fromme abnehmen zu lassen. Dieselbe ist alsdann an einem sichern Ort, entweder in der Sakristei oder sonst an einem dasigen herrschaftlichen Local bis zu weiterer Verfügung darüber aufzubewahren.“

Nachdem noch einmal überprüft worden war, dass der von Tappe gewünschte alte Lehnstuhl keinen besonderen Wert hatte, genehmigte die Regierung am 25. September 1823, ihm diesen „für seine Mühewaltungen [...] zu verabfolgen.“ Ob er ihn noch erhalten hat, muss offen bleiben. Denn schon am 1. Oktober war er von Soest nach Dortmund gezogen und dort am 20. Dezember 1823 gestorben.

Rentmeister Vosfeldt war überzeugt, dass der Orgelbauer Johann Nikolaus Anton Fromme den Abbau der Orgel allein leiten könne. Dieser forderte für die Abnahme und Verpackung sämtlicher Teile der Orgel einschließlich der Bälge und der Orgelbühne 30 Reichstaler, 23 Silbergroschen und 2 Pfennig. Nachdrücklich wies Fromme darauf hin, dass die Orgelpfeifen und sonstigen Teile „auf keinen Fall diesen Winter in der Sakristei liegen bleiben dürften, ohne der Gefahr zu verderben, ausgesetzt zu seyn, indem die Sacristey feucht und dumpfig ist und zum Theil Regenwasser einläßt.“ Rentmeister Vosfeldt wollte von der Regierung wissen, „wie verfahren werden soll“ im Hinblick auf das relativ hohe Honorar des Orgelbauers und angesichts der ungünstigen Lagerung der Orgel in der Sakristei der Walburgiskirche.

In dieser schwierigen Situation wich die Regierung einer grundsätzlichen Entscheidung aus und lehnte am 23. Oktober 1823 die kurzzeitige und kostspielige Zwischenlagerung der Orgel ab und ordnete an, die Orgel bis zur Entscheidung über ihren zukünftigen Standort in ihrer „gegenwärtigen Lage zu belassen u[nd] diejenigen fehlenden Fenster der Kirche, durch welche Sturm u[nd] Regen die Orgel erreichen kann, mit alten Brettern verschlagen zu lassen.“¹³

Damit war der Versuch gescheitert, den bereits ein Jahr zuvor geschenkten Altar in St. Albanus und Cyriacus aufzustellen. Zwar hatte der Welveraner Pfarrer Hentzen bereits am 23. März 1823 die Regierung in Arnsberg gebeten, sich dafür einzusetzen, dass seiner Gemeinde außer dem Altar und der Kirchenbänke auch die Orgel aus der Walburgiskirche geschenkt werde. Aber dieses Gesuch leitete die Regierung nicht weiter, da sie überzeugt war, dass die 1817 neu gegründete evangelische Gemeinde in Arnsberg der Orgel „am bedürftigsten war.“ Der naheliegende, pragmatische

13 LAV NRW W, Regierung Arnsberg II A 686, 13. September 1823 - 23. Oktober 1823.

Antrag der Welveraner Gemeinde hätte dieser ohne Komplikationen beide baulich verbundenen Elemente verschafft.¹⁴

Hatte die Tatsache, dass zuerst der Altar geschenkt wurde und nicht die Orgel, was von der Konstruktion her geboten gewesen wäre, die Überstellung des Altars bereits ein Jahr lang verhindert, so kam bald noch ein schwerwiegender kirchenrechtlicher Hinderungsgrund hinzu. Denn das Finanz- und Geistliche Ministerium hatten im Oktober 1822 den Altar und eine Hälfte der Kirchenbänke „vorläufig“ der evangelischen Gemeinde Welver und die andere Hälfte der Bänke der Filialgemeinde von Arnsberg, Galiläa bei Meschede, zugestanden „unter dem Verhoffen [...] allergnädigster Genehmigung“ des Königs. Und als sie dieses ihm im Februar 1823 mitteilten und ihn „ehrfurchtvollest“ baten, diese Schenkung „allergnädigst zu genehmigen,“ tat er dies wenige Tage später in seiner Kabinettsorder vom 28. Februar 1823 – aber mit der Bedingung, „daß diese Gemeinen der Union beygetreten sind und die Liturgie der hiesigen Dom-Gemeine angenommen haben. Bis dahin soll die Verabfolgung der erwähnten Stücke ausgesetzt bleiben.“¹⁵

„Verabfolgung“ von Altar und Kirchenbänken trotz entgegenstehender Bedingungen des Königs

Das Geistliche Ministerium und das Finanzministerium informierten die Regierung in Arnsberg in ihrer Verfügung vom 16. April über die neuen Bedingungen für die Zustellung von Gegenständen aus der geschlossenen Walburgiskirche und legten die Kabinettsorder vom 28. Februar mit der handschriftlichen Unterschrift von Friedrich Wilhelm III. bei¹⁶.

Diese Kabinettsorder spiegelt die Absicht des Königs, aus der reformierten und der lutherischen Kirche in Preußen eine einheitliche „evangelische Kirche“ zu bilden durch eine gemeinsame Verwaltung und eine einheitliche Liturgie. Seine Intention geht zurück auf das Reformationsjubiläum 1817. 1821 erschien die erste Ausgabe der „Kirchen-Agenda für die Hof- und Domkirche in Berlin“, 1822 die zweite, die im obigen Zusammen-

14 Dass Pfarrer Hentzen bereits am 23. März 1823 die Schenkung der Orgel beantragt hatte, erwähnt die Regierung in folgendem Schreiben an das Geistliche und Finanzministerium. Siehe LAV NRW W, Regierung Arnsberg II A 686, 11. Juni 1824. Offensichtlich hat sie diesen Brief 1823 nicht weitergeleitet und auch nicht zu den Akten genommen, weil sie die Orgel der evangelischen Gemeinde in Arnsberg zukommen lassen wollte. In seinem Schreiben vom 19. Mai 1824 erwähnt Pfarrer Hentzen ebenfalls das Schreiben des Vorjahres (ebd.).

15 GSTA PK I. HA Rep. 76 III Sekt. 29 Abt. XX Nr. 20 Bd.1, 10. Oktober 1822, 21. und 28. Februar 1823.

16 Ebd., 16. April 1823.

hang relevante. Die darin vorgeschriebene Form von Gottesdiensten, die Taufordnung, die Vorgaben für die Ordination und die Vorschriften für das Ausschmücken des Altars lehnten in einer Befragung sowohl reformierte als auch lutherische Pfarrer in Westfalen und besonders auch in der märkischen Gesamtsynode ab, der lutherische und reformierte Pfarrer angehörten. Sie bemängelten das Fehlen alternativer Vorgaben und kritisierten, dass die Agende angestammte Rechte der Synode und die lokalen Gegebenheiten missachte. Im Januar 1823 berichtete das Konsistorium in Münster, die Mittelinstanz für das evangelische Kirchenwesen in der Provinz Westfalen, an das Geistliche Ministerium in Berlin über die Einwände gegen die Annahme und Einführung der Berliner Agende¹⁷.

Die Auseinandersetzung um die Annahme der Agende stand bis 1834 im Vordergrund. Und da die Annahme der Agende von 1822 im Bereich der märkischen Synode, zu der auch der Kirchenkreis Soest gehörte, vehement abgelehnt wurde, benutzte der König den Sonderfall der Schenkung, um diese partiell durchzusetzen. Ausdrücklich bezog er sich in seiner Kabinettsorder vom Februar 1823 auf die evangelische Gemeinde von Welper, welcher der Altar und die Hälfte der Kirchenbänke aus der Walburgiskirche zugesprochen worden war, ferner die Filialgemeinde Galiläa bei Meschede, welche die andere Hälfte der Kirchenbänke erhalten sollte. Außerdem berücksichtigte die Kabinettsorder die Soester Wiesenkirche und die evangelische Gemeinde Arnsberg. Der Wiese-Gemeinde war die Kanzel, der Arnsberger Gemeinde die Orgel aus der zu räumenden Walburgiskirche zugedacht worden. Durch die Kabinettsorder wurde nun „die Verabfolgung“ dieser Geschenke ausgesetzt, bis die einzelnen Gemeinden der Union beigetreten waren und die Agende des Berliner Doms übernommen hatten.

Schon im Mai 1823 erstattete die Regierung in Arnsberg den ihr in der Verfügung des Geistlichen und Finanzministeriums vom 16. April aufgetragenen Bericht darüber, inwieweit Welper und die drei anderen Gemeinden im Regierungsbezirk Arnsberg, die Gegenstände aus der Walburgiskirche bekommen sollten, die Bedingungen für die Schenkung erfüllten. Dabei wurde über die Gemeinde Welper und die Soester Wiesegemeinde ausgeführt: „Die Pfarrer der beiden [...] Gemeinden [...] sind bei Gelegenheit der Reformations-Jubelfeier, der allgemeinen Vereinigung der lutherischen und reformierten Ministerien und Synoden in der Grafschaft Mark [...] beigetreten. Die Gemeinden selbst haben zwar ihren Beitritt zur Union noch nicht förmlich erklärt.“ Demnach war der Beitritt zur Union

¹⁷ Jürgen Kampmann: Die Einführung der Berliner Agende in Westfalen. Die Neuordnung des evangelischen Gottesdienstes 1813-1835. Bielefeld 1991, S. 189-193 und 196f.

nur teilweise vollzogen, weil die Pfarrer der beiden Gemeinden zwar seit 1817 an der vereinigten märkischen Gesamtsynode und der vereinigten Synode des Kirchenkreises Soest, die auch als Ministerium bezeichnet wurde, teilnahmen, aber die Gemeinden das noch nicht beschlossen hatten. Jedoch zeigte sich die Regierung überzeugt, dass auch die einzelnen Gemeinden „bald aus eigenem Antriebe“ den Wunsch des Königs erfüllen würden.

Lapidar konstatierte die Regierung, dass bei den für Geschenke von Kirchengegenständen empfohlenen Gemeinden die Liturgie der Berliner Domgemeinde, also die zweite Bedingung der Aushändigung, noch „wenig“ eingeführt sei, und erklärte das mit einem Hinweis auf bestehendes Kirchenrecht: In der Grafschaft Mark habe seit der Reformation „keine Consistorial-, sondern eine freie Presbyterial-Verfassung in beiden evangelischen-Kirchen-Gesellschaften bestanden und besteht seit der Vereinigung beider Synoden noch gegenwärtig.“ Diese Kirchenverfassung sei den Pfarrern, den Presbyterien und Gemeinden wichtig. Da danach „alle inneren kirchlichen Angelegenheiten immer auf den jährlichen Generalsynoden berathen und deren Beschlüsse der weltlichen Obrigkeit zur Genehmigung vorgelegt werden,“ stehe es den einzelnen Pfarrern und Gemeinden nicht zu, einseitig „von denen der übrigen Provinzial-Kirchen-Gesellschaft abweichende liturgische Formen einzuführen.“ Das gelte auch für die der märkischen Synode angehörenden Pfarrer von Welper und der Wiesenkirche. Man könne ihnen nicht vorwerfen, dass sie sich nicht auf die von oben veranlasste Anfrage des Provinzialkonsistoriums in Münster „einseitig und ohne vorgängige verfassungsmäßige Vereinbarung der Geistlichen und Presbyterien auf der General-Synode zur Annahme der in der Domkirche zu Berlin eingeführten Liturgie bereitwillig erklärt haben.“ Denn sie seien dazu nicht befugt gewesen.

Vorsichtig wurde hiermit das landesherrliche Kirchenregiment abgelehnt, mit dem der König über die Mittelinstanz, das Konsistorium in Münster, von oben, ohne Berücksichtigung der lokalen Gegebenheiten, die Agende des Berliner Doms verordnete. Die von der Regierung skizzierte Position beruhte dagegen auf dem Preußischen Landrecht von 1794. Danach beanspruchten die Kirchengesellschaften in der Grafschaft Mark, also die Gemeinden und Synoden, das Recht, sich eine Gottesdienstordnung zu geben, die dann dem Staat zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden musste (ALR, Teil II, Titel XI, §§ 46 und 47).

Verbindlich bat die Regierung die Adressaten ihres Berichtes, dem König zu versichern, dass „es keinem Zweifel unterliege, daß auch die Gemeinde der Wiesen-Kirche zu Soest und die zu Welper nach einiger Zeit

der Union beitreten und alle vier Gemeinden hinsichtlich der Liturgie“ sich intensiv um einen Kompromiss zwischen dem König und der Gesamtsynode bemühten.

Und abschließend betonte die Regierung inhaltlich vage, dass die vier Gemeinden es sehr bedauern würden, wenn sie die „zur Abhaltung ihrer kirchlichen Bedürfnisse erbetenen und zum Theil schon [...] wirklich überwiesenen Gegenstände entbehren sollten.“ Als Rechtfertigung für die Zustellung wurde außer dem Reskript vom 3. August 1822, das sich auf die Wiesenkirche bezog, auch das Reskript vom 10. Oktober 1822 genannt, in dem die beiden Berliner Ministerien der evangelischen Gemeinde in Welper den Altar und Kirchenbänke zugesprochen hatten¹⁸. Deutlicher als in ihrem Bericht vom Vorjahr wurde die Regierung im Februar 1824, als sie den beiden mit der Schenkung befassten Ministerien mitteilte, dass von ihr „diejenigen kirchlichen Gegenstände, welche den 3 Gemeinden Mariae zur Wiese in Soest, in Welper und zu Galilaea bey Meschede“ aufgrund der beiden Reskripte von 1822, bereits überwiesen wurden. Nun sehe sie sich außer Stande, diese „zur Stifts Kirche zurück zu bringen.“ Und dass diese Zusendung rechtens war, begründete die Regierung damit, dass die Schenkung in den beiden Reskripten von 1822 „unbedingt“ war, also noch nicht die beiden Bedingungen der Kabinettsorder von 1823 enthielt. So hatte die Regierung diese geschickt unterlaufen. Für die Zuweisung der Orgel war dies nicht mehr möglich. Sie stand nach wie vor gefährdet, nun aber auf der provisorisch abgestützten Orgelbühne in der Walburgiskirche. Arnsberg als vierte ursprünglich bedachte Gemeinde war als Aspirant für die Orgel als ein Geschenk weggefallen, weil sich die Gemeinde wider Erwarten schon geweigert hatte, die Berliner Agenda einzuführen.¹⁹

Wann genau der Altar und die Kirchenbänke nach Welper gebracht worden waren, lässt sich nicht feststellen. Im September 1823 war die Restaurierung der evangelischen Kirche weit gediehen, aber die aufgekaufte Kanzel noch nicht aufgerichtet und der Altar noch nicht vorhanden. Ende Mai 1824 war die Restaurierung beendet²⁰, und am Sonntag, dem 21. Juni 1824, wurde die Kirche von Pfarrer Hentzen erneut geweiht und ein Fest- und Dankgottesdienst abgehalten. Die Weihe wurde „vor dem Altare gesprochen“, vermerkt die von Pfarrer Hentzen verfasste Festschrift.

¹⁸ GSTA PK I. HA Rep. 76 III Sekt. 29 Abt. XX Nr. 20 Bd.1, 15. Mai 1823.

¹⁹ Ebd., 26. Februar 1824. Geistliches und Finanzministerium informierten den König über die bedingungslose Schenkung an die drei Gemeinden und baten ihn, „es bei der vollzogenen Vertheilung zu belassen“, ebd., 3. Mai und 14. August 1824. Offensichtlich wurde dieser Bitte entsprochen. - Ablehnung der Bedingungen der Kabinettsorder vom 28. Februar 1823 durch den Kirchenvorstand und die evangelische Gemeinde von Arnsberg siehe LAV NRW W, Regierung Arnsberg II A 686, 10. Februar 1824.

²⁰ LAV NRW W, Regierung Arnsberg II A 686, 25. Mai 1824.

Kunstwert des Altars

Nun ist auf den in St. Albanus und Cyriacus in Welper aufgestellten Altar aus der Walburgisstiftskirche näher einzugehen. Auf dem Mittelbild hat der Maler unter seinem Selbstbild auf einem Brett vermerkt: „Matthi Knippinck, Aetat[is] 56, A[nn]o 1615, 25. August[i].“ (Abb. 4) Von Knippinck (meist Knipping) gibt es eine Reihe Epitaphien, deshalb wurde er als „Epitaphien-Maler“ bezeichnet. Ferner ist ein Fresko von ihm in der Petrikerche erhalten. Alle diese Werke sind lediglich mit Knippincks Initialen „MK“ signiert, allein der Welveraner Altar führt seinen ganzen



Abb. 4: Signatur Matthias Knippincks auf dem Altar in Welper. Foto: Verf.

Namen und sein Geburtsdatum auf. Knippincks ältestes, signiertes Epitaph stammt aus dem Jahr 1581, 1600 hat er das Soester Bürgerrecht erworben.²¹

Befremdlich ist das eingangs zitierte Urteil von Pfarrer Brockhaus über den gewünschten Altar: „Zwar hat das erwehnte Altar keinen großen Werth; es befinden sich keine Kunstgemälde darin, aber es passt doch sehr gut für unsere Kirche.“ Ähnlich wie Brockhaus urteilte Landrat von Essellen, welcher der Auffassung war, dass dieser Altar „den Werth der Abbruchkosten nicht übersteigen möchte.“ Auch die Aussage, der Altar enthalte keine Kunstgemälde, ist Ausdruck der Geringschätzung. Denn da der Gemeinde Altarplatte und „Emporaltar“ zugesprochen wurden, hat sie natürlich auch das Retabel mit Gemälden erhalten. Die Bezeichnung „keine Kunstgemälde“ meint also, der Altar habe keine künstlerisch wertvollen Gemälde.

Einigen Aufschluss über die Kriterien solcher Urteile gibt die oben im Hinblick auf die Kanzel erwähnte „Wertschätzung einiger Gegenstände in der Georgi-Kirche“ durch Wilhelm Tappe, den Landbaumeister, im Jahr 1822. Während er die von der evangelischen Gemeinde Welper erworbene Kanzel an drittletzter Stelle aufführt, steht an erster Stelle und wertvollster

²¹ Wolf-Herbert Deus: Matthias Knipping als Epitaphien-Maler. In: Soester Zeitschrift 80 (1968), S. 33-44, hier S. 33-36.

Gegenstand für 100 Reichstaler „der Hauptteil des Altars, welcher auch gut ohne die Thüren eine Zierde einer ansehnlichen Kirche sein kann.“ Der Mittelteil dieses Altars aus der Georgskirche, ohne Flügel, ist 20 Fuß (6,28) m hoch und 12 Fuß (3,77m) breit. Er „besteht aus alteutschem Bildwerk von mehr als gewöhnlicher Arbeit und ist durchaus vergoldet“ und stellt die Leidensgeschichte Jesu in mehreren Feldern dar, „die alle mit viel zierlichem altgothischen Bauwerke verziert sind.“

Zu dem Altar gehörten auf jeder Seite drei auf der Vor- und Rückseite bemalte Flügel. Die zwölf Gemälde „aus guter Zeit der alteutschen Kunst“, die das Abendmahl und „Heiligen- und Ritter Legenden“ darstellten, waren für Tappe „von ganz ungemeinem Kunstwerthe“. Deshalb taxierte er jeden der drei Flügel auf mindestens 30 Reichstaler. So hatte der Altar der Georgskirche für Tappe insgesamt einen Wert von 280 Reichstalern. Dabei setzte er den Preis für den Mittelteil ausdrücklich niedriger an, weil er wegen seiner Ausmaße „schwer abzunehmen und zu verschicken“ sei.

Offensichtlich waren für Tappe folgende Kriterien für den Wert eines Altars ausschlaggebend: die Ausmaße, die Größe der bemalten Fläche, die Qualität der Malerei, Schnitzwerk, Vergoldung und altdeutscher, spätgotischer Stil. Sein Leitbild waren wohl Antwerpener Altäre, wie zum Beispiel der Kleppingaltar in der Soester Petrikerche oder auch der spätgotische Mittelschrein des Marienaltars in der Wiesenkerche. Vermutlich schätzte Tappe anhand der obigen Kriterien die Kanzel so gering, weil sie noch nicht einmal vier Jahrzehnte alt, weder altdeutsch noch spätgotisch war²².

Der Altar der Georgskirche wäre wegen seiner Dimensionen für Welver gänzlich ungeeignet gewesen, aber für 50 Taler führte Tappe ein Gemälde auf, „die Auferstehung Christi vorstellend“, das „in einer kleinen Kirche einen zweckmäßigen Altaraufsatz abgeben“ kann. Jedoch kam dieses wegen der Kosten für die verschuldete und finanziell überstrapazierte evangelische Gemeinde nicht in Frage.

Tappe war ein immer wieder konsultierter, bekannter Architekt, Baumeister und Kenner aller Soester Kirchen²³. Pfarrer Brockhaus hatte mit

22 Für Tappes Urteilsfähigkeit spricht, dass er die architektonische Gestaltung sämtlicher Soester Kirchen beschreibt und nur bei der Walburgisstiftskirche „verschiedene Gemälde alteutscher Schule“ erwähnt, siehe Wilhelm Tappe: Die Altherthümer der deutschen Baukunst in der Stadt Soest, Teil 1: Bauwerke bis zum 12. Jahrhundert, Essen 1823, Teil 2 die Bauwerke nach dem 11. Jahrhundert, Essen 1824, hier Teil 2, S. 14. Zur „außerordentlichen Qualität“ jener fünf Gemälde: Ulrich Lör: Über die Säkularisation hinaus. Westfälischer Adel und preußischer König im Wettstreit um den Neubeginn des Stifts St. Walburgis zu Soest (1812-1871). In: Westfälische Zeitschrift 165 (2015), S. 311-334, hier S. 320f.

23 Wilhelm Tappe (1769-1823) war, bevor er nach Soest wechselte, von 1813 bis 1819 Fürstlich Lippischer Landbaumeister in Detmold. Nach seinem Plan wurde in Soest die



Abb. 5: Flügelaltar von Matthias Knippinck in der ev. Kirche in Welver. Foto: Verf.

ihm als Bauleiter seit 1821 zu tun. So ist es wahrscheinlich, dass er von ihm – und wohl auch der Landrat – die relative Geringschätzung des erwünschten Altars aus der Walburgisstiftskirche übernommen hatte. Denn dieser entsprach keineswegs den Beurteilungskriterien Tappes, die Malerei war nicht „altgotisch“, sondern relativ jung, die Gewänder sind nicht wie in der Gotik Ausdrucksträger, sondern die Personen werden wie in der Renaissance relativ natürlich dargestellt. Vergoldet sind allenfalls Leisten, und Schnitzereien fehlen. Altdeutsch oder zeitgenössisch ist ein Ritter in voller Rüstung, der deplatziert wirkt.

Wenn Ludolph Brockhaus konstatierte, der Altar „passt doch sehr gut für unsere Kirche“, hat das zwei Gründe. Zunächst der räumliche Grund: Der Mitteltafel ist nur 2,40 m breit und mit geöffneten Flügeln 4,80 m. So passen Altar und Kanzel gerade noch in den Chorraum, zumal die Höhe des Retabels inklusive Predella nur 2,17 m beträgt.

Der zweite Grund dafür, dass der Knippinckaltar für die evangelische Gemeinde in Welver geeignet sei, war ein theologischer. Dieser Altar ist lutherisch geprägt, was für Pfarrer Brockhaus, der, wie auch sein Vater, heftig für die Rechte der Evangelischen gekämpft hatte, unabdingbar war. Lutherische Merkmale sind die Einsetzungsworte für das auf der Predella zentral dargestellte Abendmahl, der Text über der Mitteltafel mit der Kreuzigung aus dem für Luthers Rechtfertigungslehre so wichtigen Römerbrief: „Der um unser Sünde willen dahin gegeben und umb unser Gerechtigkeit willen auferwecket“ (Römer 4, 25). Auch alle weiteren Tafelbilder sind auf Jesus bezogen: auf dem linken Flügel die Geburt (Abb. 6), auf dem rechten die Himmelfahrt Jesu. Die in Grisailletechnik gemalten Rücksei-

Ressource aus den Steinen der abgebrochenen Georgskirche gebaut. Tappe veröffentlichte architekturtheoretische Arbeiten zu dem von ihm entwickelten Ellipsenbogenstil, ferner publizierte er Anleitungen zum Zeichenunterricht in Bürgerschulen. Siehe Ludwig Schreiner: Wilhelm Tappe (1769-1823), ein Architekturtheoretiker des 19. Jahrhunderts. In: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 9 (1970), S. 195-234, hier S. 195-201, S. 213-216. Siehe auch https://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelm_Tappe (abgerufen am 27. Mai 2019).



Abb. 6: Die Geburt Christi. Linke Flügeltafel des Altars in der ev. Kirche zu Welver.

ten der Flügel stellen links die Verkündigung, unterstrichen durch zwei zitierte Prophezeiungen von Jesu Kommen (Jesaia 7,14 und 11,1), und rechts die heiligen drei Könige dar (Abb. 7). Weitere Heilige oder gar Heiligenlegenden sind nicht abgebildet. Die auf der Kreuzigungstafel links unter dem Schächer dargestellte Person, wahrscheinlich ist es der Maler Knippinck, verweist sein Gegenüber mit der Segensgeste auf Jesus und betont damit dessen Bedeutung für die Betrachter.

Wenn man den Altar von Knippinck, der als der letzte Flügelaltar Westfalens bezeichnet wurde, unter dem Aspekt der malerischen Qualität betrachtet, werden die Einwände von Pfarrer Brockhaus teilweise nachvollziehbar: auf dem Abendmahl der Predella widersprechen sich bei dem Jesus schräg gegenüberstehenden Jünger Kopf- und Körperhaltung, rustikal und überdimensioniert wirken das neugeborene Jesuskind und auch die Maria auf der Verkündigungstafel. Sie stehen im Kontrast etwa zu dem malerisch überzeugend gestalteten Jesus am Kreuz und bei seiner Himmelfahrt. Deshalb wurde in Erwägung gezogen, dass nicht nur ein Maler an diesem Altar gearbeitet haben könnte, oder auch konstatiert: „Ein erstklassiger Maler ist Knippinck nicht gewesen.“²⁴ Sein Altar hat keinen überragenden künstlerischen Wert, aber sicher übersteigt er die Abbruchkosten im Gegensatz zur wohl auch taktisch bedingten Meinung des Landrats.

24 Ausführlich mit dem Altar von Knippinck befasste sich Provinzialkonservator Wilhelm Rave. Er hielt ihn für den zeitlich letzten Flügelaltar Westfalens und beschrieb seine Wiederherstellung und Restaurierung 1931/32, nachdem er 1869 abgebaut und durch einen von der Verlegerfamilie Brockhaus geschenkten Altar von Christian Andrae ersetzt worden war. Rave zog verschiedene Hände in Erwägung und betonte den „protestantischen Ursprungs“ des Knippinckaltars, irrt aber, da er „mit Bestimmtheit“ annimmt, dass dieser Altar „eigens für die evangelische Kirche in Welver hergestellt worden ist.“ Siehe: Wilhelm Rave: Der Knippinckaltar von 1615 zu Welver (Kreis Soest). In: Der Tag des Herrn 41 (81. Jg.), Soest, 9. Oktober 1932, S. 324f. (zit. nach Hubertus Schwartz: Die Kirchen der Soester Börde, Soest 1961, S. 69).



Abb. 7: Der Altar in der ev. Kirche zu Welver in zugeklapptem Zustand. Foto: Verf.

Dass im Soester Walburgiskloster ein lutherischer Altar stand, hängt damit zusammen, dass die lutherisch gewordenen Klosterfrauen seit 1570 die Kirche samt Chor für ihre Gottesdienste beanspruchten, während die altgläubigen in die Kirche des Dominikanerklosters ausweichen mussten. Dieses Streben nach konfessioneller Eigenständigkeit setzte sich fort, indem das gemeinsame Leben schon ein Jahrzehnt später endete und schließlich das Walburgiskloster in ein freiweltliches Damenstift umgewandelt wurde. So ist es verständlich, dass die in der Kirche vorhandenen fünf Altäre für die Heiligen Walburga, Johannes, Lucia, Nikolaus sowie Simon und Judas (Thaddäus) für die lutherischen Stiftsdamen unbrauchbar waren und sie den 1615 datierten Altar von Knippinck entweder kauften oder geschenkt bekamen²⁵.

Im Gegensatz zum Altaraufsatz stammt die Altarplatte, die die Gemeinde in Welver als Bestandteil des Altars ebenfalls geschenkt bekommen hatte, wohl aus dem späten Mittelalter. Sie war ursprünglich Teil eines anderen Altars. Darauf deutet noch ein teilweise vorhandenes Weihekreuz hin.²⁶

25 Kohl (wie Anm. 3), S. 355 und S. 358. (Erst 1691 wurde der Reformierten Gemeinde in Soest der Mitgebrauch der Stiftskirche erlaubt, ebenda S. 355). - Ulrich Lör: Stadt und Frauenkloster während der Reformation. Das Reformationsgeschehen im St. Walburgiskloster zu Soest. In: Soester Zeitschrift 94 (1982), S.33-54, hier: S. 38f.

26 Der Kirchbauverein Welver bemerkt: „Bei den Grabungsarbeiten wurde der alte, steinerne

Mit der Aufstellung des Altars von Knippinck und der Kirchenbänke war die erste Phase der Neuausstattung von St. Albanus und Cyriacus nach dem Wiederaufbau abgeschlossen. In der Festschrift, die zur Einweihung erschien, lobte Pfarrer Hentzen diese Kirche „als eine der freundlichsten und geschmackvollsten Kirchen“ im Kreis Soest und bemerkte, dass dem Kirchengebäude „nur noch die Orgel und der äußere Anwurf fehlt.“ Der Beschaffung der Orgel galt die zweite Phase der Neuausstattung.

Schenkung der Orgel

Nachdem der Altar trotz der Warnung des Landbaumeisters Tappe abgenommen und dafür die Orgelbühne provisorisch abgestützt worden war, wurde die Orgel nicht abgebaut und nicht zwischengelagert. Sie blieb weiterhin in der für sie schädlichen, feuchten und windigen Walburgiskirche stehen²⁷. Über ihre Zuteilung war noch nicht entschieden. Sie war nun nicht mehr möglich ohne die Erfüllung der beiden Bedingungen der Kabinettsorder vom 28. Februar 1823, also den Beitritt zur Union und die Annahme der Liturgie der Berliner Domgemeinde. Das bestätigte der König in einer weiteren Kabinettsorder vom 18. November desselben Jahres.

Für die Orgel aus der Walburgiskirche gab es mehrere Interessenten. Denn sie war wertvoll, denn sie hatte der geachtete Orgelbauer Johannes Patroklus Möller gebaut. Das vom Sekretär der Äbtissin verfasste Protokoll vom 1. August 1732 gibt Auskunft über die Entscheidung, dem Orgelbauer Möller den Auftrag zu erteilen. Bei der Entscheidung waren die Äbtissin Johanna Sophia Florentine von Bockum genannt Dolffs, der Vogt und sechs Stiftsdamen anwesend. Sie fungierten als das Kapitulum, zu dem damals, die Äbtissin eingeschlossen, 21 Kapitularinnen gehörten,

Altartisch aus dem 12. Jahrhundert im Bauschutt gefunden.“ http://www.kirchbauverein-welver.de/menue_inhalt1.php?menue_id=12 (abgerufen am 12.08.2019). Dr. Gabriele Isenberg erwähnt in ihren beiden Aufsätzen zu ihren Grabungen in Welver die Altarplatte nicht, vgl. Gabriele Isenberg: Die Stiftskirche zu Welver. Ein Vorbericht über die Ausgrabungen 1983. In: Soester Zeitschrift 95 (1983), S. 33–38. - Gabriele Isenberg, Cornelia Kneppel: Die Stiftskirche in Welver. Ausgrabung und Bauforschung. In: Westfalen 70 (1992), S. 112–123. In einem Telefongespräch am 11. Juni 2019 versicherte Frau Dr. Isenberg, dass die Altarplatte mit Sicherheit nicht von ihr ausgegraben wurde. Mit Vorsicht datierte sie die Platte aus der Walburgiskirche ins Spätmittelalter. Hammerspuren weisen nach Frau Isenberg darauf hin, dass die Platte schmaler gemacht worden sei. Der Bauschutt, in dem die Altarplatte aus Walburgis von Laien ausgegraben wurde, lag vor der Kirche und stammte vom Einbau des kleineren, von der Familie Brockhaus geschenkten Retabels von Andreae. Der dazugehörige Altartisch war aus Holz und stand auf drei Stufen.

27 Die Orgel stand im Juni 1824 noch nicht abgebaut in der „verfallenen Stiftskirche“, auch noch im März 1825, und dass dies so blieb, ergibt sich auch aus dem Kostenvoranschlag des Orgelbauers Hermann Dreimann vom April 1825 (LAV NRW W, Regierung Arnsberg II A 686, 11. Juni 1824, 16. März und 18. April 1825).

nämlich je sechs katholische, lutherische und reformierte. Aus dem Verlauf der Verhandlung wird deutlich, dass unter den anwesenden Stiftsdamen sicher die lutherischen die Mehrheit hatten. Die Äbtissin führte aus, dass „schon vor einigen Jahren über aufbauung einer neuen orgel“ beraten worden sei. Da aber die Mittel dazu damals nicht vorhanden waren, sei die Anschaffung der Orgel verschoben worden. In der aktuellen Zusammenkunft geht die Äbtissin von der Bedeutung der Orgel für den lutherischen Gottesdienst aus, indem sie beklagt, dass mit der vorhandenen alten Orgel „das gesäng weiter nicht geführet werden könnte.“ Deshalb müsse das Kapitulum jetzt den lange beabsichtigten Orgelbau beschließen. Sie schlug den „Orgelmacher Johannes Müller“ (d. i. Johannes Patroklus Möller) aus mehreren Gründen vor. Er sei preisgünstig, nehme die alte Orgel in Zahlung und akzeptiere Korn und andere Lebensmittel aus den Einkünften des Stifts als Zahlungsmittel. Nach der Beratung beschlossen der Propst und sämtliche Kapitularinnen, Möller in schriftlicher Form den Auftrag zu erteilen. Durch die Betonung ihrer Bereitschaft zur Bezahlung wird wieder das Engagement der lutherischen Stiftsdamen deutlich: „was aber die erforderliche Kosten beträfe, so würden zwarn allerseits Evangel[isch] Lutherische frauen capitularinnen eine willige Beysteur thuen.“ Als gutes Beispiel wird ein Fräulein von Ludolph, vermutlich eine Stiftsdame, erwähnt, die ihre Jahreseinkünfte aus Grundbesitz (Rente) bereits für die neue Orgel zur Verfügung gestellt hatte. Für die restlichen Kosten habe das Kapitulum aufzukommen und Zahlungstermine mit dem Orgelbauer zu vereinbaren²⁸.

Die Zuweisung der von Möller 1732/18733 gebauten Orgel wurde immer dringender, und 1824 kam es zu einer ganzen Reihe von Bemühungen um diese. Da der Kirchenvorstand der neu gegründeten evangelischen Kirche in Arnsberg, der die Bedingungen des Königs für die Schenkung der Orgel aus Walburgis nicht erfüllen konnte, bot er an, die „jetzt dem Verderben unterworfenen Orgel [...], welche dem Vernehmen nach aus der Soestischen Kirche baldigst weggeschafft werden muß“, zu retten. Großmütig schlug er vor, diese „einstweilen in unsere evangelische Kirche einsetzen und nothdürftig zum Gebrauche einrichten zu lassen.“ Die Arnsberger Regierung, der an der Gemeinde vor Ort und der Ausstattung ihrer neu erbauten Kirche gelegen war, unterstützte diesen Vorschlag bei den beiden zuständigen Berliner Behörden. Sie entschärfte ihn durch die

28 LAV NRW W, St. Walburg Soest, Akten 19, B. 71v bis 72. - Zur Situation des Walburgisstifts um 1732 siehe Kohl (wie Anm. 3), S. 355 f., S. 359f. - Auf die Disposition der Möller-Orgel aus der Walburgisstiftskirche und auch auf deren Geschichte unter selektiver Berücksichtigung einiger einschlägiger Quellen geht ein Hannalore Reuter: Historische Orgeln in Soest. Münster 2009, S. 84–88. Es erübrigt sich, darauf näher einzugehen.

juristische Ergänzung, die Arnsberger Gemeinde erhalte die Orgel vorübergehend „unter Vorbehalt des Eigenthums.“ Das Geistliche Ministerium und das Finanzministerium trauten dem Arnsberger Vorschlag aber nicht und lehnten ihn ab, weil sie darin den Versuch einer „Umgehung [...] allerhöchster Befehle“ sahen. Dieser Vorschlag ziele ab auf „die freie Benutzung der von ihr erbetenen Orgel ohne Einführung der Liturgie.“ Um diese doch noch zu erreichen, konstatierten die beiden Ministerien, dass die katholische Kirche zu Neheim „einer stärkeren Orgel bedürfe“. Zugleich übten sie Druck aus, indem sie den König baten, „zu bestimmen, daß die Orgel [...] der katholischen Gemeinde in Neheim überlassen werden solle,“ wenn die evangelische Kirche in Arnsberg nicht bereit sei, die Liturgie einzuführen²⁹.

Ebenfalls im Frühjahr 1824 wandte sich der Welveraner Pfarrer Hentzen über Landrat von Essellen an die Regierung. Nicht ohne seine schon im Vorjahr eingereichte, aber erfolglose Bitte um die Orgel zu erwähnen, wies er in seinem Schreiben auf den bevorstehenden Abschluss des Wiederaufbaus der Kirche St. Albanus und Cyriacus hin und beklagte, dass nur noch die Orgel fehle, und damit „ein Hauptstück“. Die noch vorhandene alte Orgel sei „an und für sich ohne Werth“, weil sie wegen der Baumaßnahmen durch die „Abnahme und nachherige schlechte Aufbewahrung so sehr beschädigt worden, daß der Orgelbauer, Herr Dreyman zu Beckum, für deren Reparatur 120 R[eichs]t[a]ll[er] [...] verlangt. Auch diese Summe aufzubringen, ist uns durchaus unmöglich.“ Nicht nur für das Singen der Lieder im Gottesdienst hielt Pfarrer Hentzen eine Orgel für nötig. Darüber hinaus gab er seiner Bitte um Schenkung der Orgel besonderen Nachdruck, indem er die Absicht seiner Gemeinde betonte, beim „Einzuge in unsre neue Kirche“ die Berliner Agende und damit „zugleich auch die durch jene bedingte Liturgie einzuführen.“ Und Hentzen konstatierte: „Ohne Orgel aber wäre dieses offenbar ganz unausführbar.“ Dieses Gesuch von Hentzen wurde auf dem Dienstweg weitergeleitet.³⁰

29 LAV NRW W, Regierung Arnsberg II A 686, 10. Februar 1824. GSTA PK I. HA Rep. 76 III Sekt. 29 Abt. XX Nr. 20 Bd.1, 3. Mai 1824.

30 LAV NRW W, Regierung Arnsberg II A 686, 19. Mai 1824. Die von Pfarrer Hentzen erwähnte alte Orgel hatte der Orgelbauer Heinrich Streffing aus Datteln gebaut. Der Vertrag mit ihm und der Gemeinde Welver wurde am 28. Dezember 1743 geschlossen. Die Lieferung sollte 1744 erfolgen. Als Preis wurden 220 Reichstaler vereinbart. Diese Orgel hatte nicht nur weniger als die Hälfte derjenigen von Möller gekostet. Sie hatte auch zwei Register weniger, kürzere Pfeifen und nur drei Bälge. Der Vertrag ist im Original nicht mehr vorhanden. Er ist abgedruckt im Soester Anzeiger Nr. 304 vom 29. Dezember 1936. Die dort angegebenen Register lassen sich vergleichen mit denen der Orgel von Möller nach der Aufzeichnung von Fromme, in: Reuter (wie Anm. 28), S. 86. - Pfarrer Hentzen hatte in der Festschrift von 1824 angegeben, die Orgel sei 1816 ausgebaut gewesen. Dazu passen Angaben aus der Kirchenrechnung nicht, vgl. GA KR 1, 10. Mai 1821 (Orgelbauer

Im Sommer 1824 überkreuzten sich die Initiativen der zuständigen Berliner Ministerien und der Regierung in Arnsberg für die Entscheidung darüber, wer die Möller-Orgel aus der Walburgiskirche bekommen sollte. Das Geistliche Ministerium ordnete an: „Es ist für die gute Conservation dieser Orgel zu sorgen und zu versuchen, diese zu verkaufen.“ Die Arnsberger Regierung bat zu entscheiden, ob die Orgel „abgenommen u[nd] auf einen Speicher der Stiftsgebäude niedergelegt oder endlich entweder der evang[elischen] Gemeinde zu Welver oder der katholischen Gemeinde zu Neheim, welcher bereits früher zur Unterstützung ihres Gesuchs Hoffnung gegeben worden, überwiesen werden soll.“ Zunächst wurde die Regierung angewiesen, der katholischen Kirchengemeinde, die sich „wegen Schenkung der Orgel“ auch an den Kronprinzen gewandt hatte, unter Hinweis auf die Absicht des Verkaufs abzusagen. Zugleich ließ die Regierung in Arnsberg, die nach wie vor die evangelische Gemeinde in Arnsberg begünstigen wollte, bei dieser nachfragen, ob sie die Orgel zu dem von dem Soester Orgelbauer Fromme zu ermittelnden Wert kaufen wolle. Dieser schätzte sie auf 516 Reichstaler inklusive Orgelbühne. Damit war sie vor allem dank ihres Materialwertes fast doppelt so viel wert wie der kostbare Altar aus der Georgskirche. Die evangelische Gemeinde Arnsberg war nur bereit, 450 Reichstaler zu bezahlen³¹.

Im Januar 1825 fiel die Entscheidung. Der Minister für Geistliche Angelegenheiten und der Finanzminister drängten den König zu bestimmen, „ob die in Rede stehende Orgel für das Gebot von 450 RT an die evangelische Kirche zu Arnsberg oder jene zu Welver überlassen werden soll.“ Und am 30. Januar legte König Friedrich Wilhelm III. in seiner Kabinettsorder fest, „daß die Orgel aus der alten Walpurgis Stifts Kirche zu Soest der evangelischen Kirche zu Welver unentgeltlich, jedoch nicht eher überlassen werden soll, als bis die Agende angenommen und die Liturgie eingeführt ist.“³²

Die Orgel Welver zu schenken, war konsequent. Angesichts der bisherigen entschiedenen Kirchenpolitik des Königs, die lutherischen und reformierten Gottesdienste weitgehend zu vereinheitlichen, wäre eine Schenkung der Orgel oder auch deren Verkauf an eine katholische Gemeinde

Dreimann erhält für Stimmung der Orgel und Reparieren der Bälge zwei Reichstaler), 30. Dezember 1822 (der Organist Kötter erhält für 1822 „an Gehalt“ 13 Reichstaler), 31. Dezember 1824 und 1825 (der Organist erhält jeweils 13 Reichstaler, der Balgtreter jeweils zwei Reichstaler). Vielleicht ist die alte Orgel provisorisch wieder aufgebaut worden (s. auch Anm. 11). Vielleicht wurden Organist und Balgtreter entlohnt für die Betätigung der „dreyorgel“, also der Drehorgel, die im Inventar von 1827 aufgeführt wird (GA KR 1, 30. Dezember 1827).

31 LAV NRW W, Regierung Arnsberg II A 686, 8. Juni bis 14. August 1824.

32 GSTA PK I. HA Rep. 76 III Sekt. 29 Abt. XX Nr. 20 Bd.1, 8. Januar und 30. Januar 1825.

befremdlich gewesen. Und inkonsequent wäre auch der Verkauf an eine evangelische Gemeinde gewesen, die nicht bereit war, die Bedingungen des Königs zu erfüllen, wo eine andere evangelische Gemeinde das zu tun vorgab. So blieb nur die evangelische Gemeinde Welver für die Schenkung, zumal Pfarrer Hentzen die Bereitschaft zur Einführung der Berliner Domagende bereits angekündigt hatte.

Als der König im Januar 1825 die Kabinettsorder für Welver erließ, war bereits 1824 die dritte Ausgabe der „Kirchen-Agende für die Hof- und Domkirche in Berlin“ erschienen. Deren freiwillige Einführung lehnte jedoch die Mehrheit der märkischen Gesamtsynode noch ein Jahrzehnt ab, weil sie unter anderem auch lokal übliche Gottesdienstordnungen nicht ermöglichte. Eine Ausnahme bildete der agendenfreundliche Kirchenkreis Soest³³. Schon im Frühjahr 1824 hatte der Superintendent eine Versammlung der Pfarrer von Soest und der Börde wegen der Annahme der Agende einberufen. Diese waren jedoch nicht bereit, ohne Rücksprache mit den Kirchenvorständen abzustimmen, und verlangten, ein „Exemplar der Agende in der neuen Auflage bei den Predigern circuliren“ zu lassen, damit jeder Pfarrer seinen Kirchenvorstand informieren und dessen Meinung erfahren könne. Erst im Juli konnte der Superintendent dann an das Konsistorium in Münster berichten, dass von acht Gemeinden im Kirchenkreis Soest sich „Prediger und Kirchenvorstände für die Annahme und Einführung der Agende erklärt haben“. Darunter auch „die Gemeinde zu Welver“. Sechs Presbyterien hatten die Annahme verweigert, obwohl ihre Pfarrer für ihre Annahme „gestimmt und solche gewünscht, die Kirchenvorstende aber dessen ohngeachtet die Annahme verweigert und für die Beibehaltung der bisherigen Form des semtlichen Gottesdienstes sich erklärt haben.“

Im Juli 1825 meldete der Superintendent nach Münster: „Auch zeigte der Herr Bruder Hentzen an, daß bey der Gemeinde zu Welver die Agende am 8ten Sonntage nach Trinitatis sey eingeführt worden,“ also am 24. Juli 1825, und damit ein Jahr später, als er angekündigt hatte³⁴.

Es fällt auf, dass der Superintendent in seinen beiden Berichten nur über die Annahme der Agende des Berliner Doms berichtete, und nur diese wurde auch in der Kabinettsorder vom Januar 1825 von der evangelischen Gemeinde verlangt. Der Beitritt zur Union, der in der Kabinettsorder vom Februar 1823 als zweite Bedingung einer Schenkung gefordert wurde, wird nicht mehr genannt. Das ist wohl damit zu erklären, dass bereits um 1825 die Annahme der Agende als Beitritt zu Union gewertet wurde. 1830

³³ Kampmann (wie Anm. 17), S. 270-284.

³⁴ Landeskirchliches Archiv der evangelischen Kirche von Westfalen, Best. 4.55. Nr. 131: 11. Juli 1824 und ebd. Nr. 30, 10. August 1825.

galt dann bereits das Brechen der Hostie als Zeichen für den Beitritt zur Union³⁵. Gleichzeitig erreichten Synoden in Westfalen „Modificationen“ der Agende, also die Bewilligung lokaler Liturgien. „Das große Thema ‚Union‘ war quasi über Nacht zweitrangig geworden“, bis 1834 die Konsensunion aufgegeben war und Lutherische und Reformierte Kirche in ihren spezifischen Merkmalen vom König als vereinigte „evangelische Kirche in den Königlich Preußischen Landen“ akzeptiert wurden³⁶.

Nachdem der Pfarrer der evangelischen Gemeinde Welver und der gesamte Kirchenvorstand in einem „pflichtmäßigen Attest“ nachgewiesen hatten, „daß die Agende wirklich angenommen und die Liturgie eingeführt ist“, bekam die Gemeinde die Möller-Orgel geschenkt. Im Oktober 1825 ließ der König in einer weiteren Kabinettsorder die Regierung in Arnsberg anweisen, „der evangelischen Gemeinde zu Welver im Kreis Soest zu den Kosten der Reparatur und der Aufstellung der Orgel in ihrer neuerbauten Kirche 220 Reichstaler für Rechnung der General Staats Kasse zu zahlen.“

Die Regierung hatte inzwischen wegen des Umbaus der Walburgiskirche zu einem Kornspeicher die „schleunigste Versetzung“ der Orgel verlangt und die Klärung der Frage, ob die Gemeinde Ausbau und Transport der Orgel selbst oder über die Regierung durch den Orgelbauer Fromme durchführen lassen wolle, jeweils aber auf Kosten der Gemeinde³⁷.

Das hatte der Welveraner Kirchenvorstand bereits im April entschieden und den Orgelbauer Hermann Dreimann einen Kostenvoranschlag anfertigen lassen. Detailliert wies dieser nach, welche Arbeiten der Abbau der Orgel, der Transport nach Welver, deren Um- und Einbau über dem Altar im Chor der evangelischen Kirche erforderte: Im Wesentlichen konnte die Orgelbühne aus Walburgis übernommen werden, vor allem die Balken und eine Treppe, jedoch musste sie verbreitert werden, dafür musste ein dicker Balken quer durch den ganzen Chor gelegt und ein Gang dahinter zur Klaviatur gebaut werden. Wegen der Verbreiterung der Bühne musste der Altar um einen halben Meter vorgerückt und deshalb ein Seitenflügel, damit er nicht die Kanzel berührte, schräggestellt werden.

„Mit vieler Mühe und Arbeit“ musste die Orgel in den Chorraum eingepasst werden. Sie war knapp sechs Meter hoch (5,89 m), aber wegen

³⁵ Jürgen Kampmann: Liturgie als Ausdruck kirchlicher Identität. In der (alt)preußischen Landeskirche, in: ders., Werner Klän (Hrsg.): Preußische Union, lutherisches Bekenntnis und kirchliche Prägungen. Göttingen 2014, S.158-172, hier S. 164f.

³⁶ Kampmann (wie Anm. 17), Zitat S. 456. Ferner: Albrecht Geck: Union und Bekenntnisbildung im Verständnis des 19. Jahrhunderts. Kirchenpolitische und theologische Konzepte. In: Kampmann, Klän (wie Anm. 35), S. 99-111, hier S. 102.

³⁷ LAV NRW W, Regierung Arnsberg II A 686, 16. März, 25. März und 30. März 1825. GSTA PK I. HA Rep. 76 III Sekt. 29 Abt. XX Nr. 20 Bd.1,25. Oktober 1825.

der dafür in Welper fehlenden Höhe musste sie um über einen Meter (1,28 m) verkürzt werden. Das bedeutete erhebliche Eingriffe in die Mechanik des Instruments, in „alles Regierwerk“, dabei mussten vor allem die Registerzüge, die Windlade, und die Klaviatur umgelegt werden. Ferner war das Orgelgehäuse der veränderten Höhe anzupassen. Auch konnte wegen fehlender Höhe die Orgel nicht in dem Seitengewölbe installiert werden, was Tappe einst vorgesehen hatte. Als besonders wichtig hob Dreimann hervor, dass im Zuge der Umbaumaßnahmen der Organist „seinen Sitz grade gegen den Schalldeckel von der Kanzel bekommen werde.“

Dreimann legte nahe, die Orgel nach dem Ausbau gleich nach Welper zu transportieren und konstatierte: „um alles ordentlich zu laden, sind 11 oder 12 Wagen erforderlich, wie auch 4 oder 5 Fässer oder leere Kisten, auch in jeden Fasse ein bund Heu oder Gerstenstroh.“ Und er kündigte an, dass zudem aus Brettern der alten Bühne für die „ganz großen Pfeifen [...] Kästen zusammen genagelt“ werden, um diese darin schonend zu befördern.

Abschließend stellte er klar, dass der Transport und der Aufbau der neuen Bühne durch einen Schreiner nicht von ihm zu bezahlen seien. Er verpflichtete sich, zusammen mit zwei Gesellen das Be- und Entladen der Wagen zu überwachen und „vom Anfänge des Abbruchs bis zur gänzlichen Vollendung des wieder Aufbaus der Orgel alles mit dem größten Kunstfleiß zu betreiben.“ Für seine Arbeit „bei meiner eigenen Kost“ veranschlagte Dreimann maximal 230 Reichstaler.

Im Februar 1826 wurden von der Regierungshauptkasse in Arnberg dem Welperaner Kirchenvorstand die zugesagten 220 Reichstaler ausbezahlt. Und es wurde im Wesentlichen nach den Vorgaben von Dreimanns Kostenvoranschlag beim Einbau der Orgel im Jahr 1826 verfahren. Im August 1827 bescheinigte Hermann Dreimann, vom Schullehrer Kötter für seine Arbeiten bei der Umsetzung der Walburgisorgel 220 Reichstaler erhalten zu haben. Zudem versicherte er, wenn eine Revision von der Regierung angeordnet und dabei irgendein Mangel festgestellt werden sollte, dass er „denselben unweigerlich abstellen werde.“³⁸

Das Nachspiel

Die evangelische Gemeinde verfügte bereits zwei Jahre über die Möller-Orgel aus der Walburgisstiftskirche, als eine Initiative der direkt dem König unterstellten preußischen Oberrechnungskammer, der obersten Be-

38 LAV NRW W, Regierung Arnberg II A 686, 18. April 1825 (die Maße in dem Kostenvoranschlag sind Fuß und Zoll), 27. August 1827 und 25. Oktober 1828. GA 6,2, 2. Januar 1829.

hörde für die Kontrolle der staatlichen Rechnungen, den Kirchenvorstand in erhebliche Schwierigkeiten brachte. Im Fall der relativ bescheidenen 220 Reichstaler, die für die Welperaner Orgel vom König geschenkt worden waren, wird die Präzision und Funktionsfähigkeit der preußischen Verwaltung deutlich. Denn die Oberrechnungskammer beanstandete bei der nächstunteren Instanz, der Generalstaatskasse in Berlin, dass die Bescheinigung des Welperaner Kirchenvorstandes darüber fehle, dass die 220 Reichstaler bestimmungsgemäß verwendet worden seien. Denn diese Summe sei im Februar 1826 „zu den Kosten der Reparatur und der Aufstellung der Orgel in der neuerbauten Kirche daselbst“ von der Regierungshauptkasse in Arnberg dem Kirchenvorstand bezahlt worden.

Die Einforderung dieses Attests ging nun an sämtliche unteren Instanzen: die Regierungshauptkasse in Arnberg, die dortige Regierung, welche „specielle Nachweise“ samt einem Attest des zuständigen Baubeamten verlangte, ferner den Landrat des Kreises Soest, den Bürgermeister Smiths und schließlich den Kirchenvorstand. Und es dauerte nur einen Monat, bis der Landrat die geforderten Unterlagen erhielt und weiterleiten konnte³⁹: eine von Pfarrer Hentzen beglaubigte Abschrift des oben erläuterten Kostenvoranschlags von Orgelbauer Dreimann vom April 1825, dann eine von Hentzen und neun Presbytern am 14. November 1828 unterschriebene Erklärung, dass die „geschenkte Summe von 220 Reichstälern ihrer bestimmung gemäß wirklich verwandt worden ist,“ was die beigefügte Abschrift der Quittung des Orgelbauers Dreimann beweise. Dem vierten Schreiben, in dem Pfarrer Hentzen auf die verlangten „specielle[n] Nachweise“ eingeht, ist der Unwille und die Verärgerung Hentzens anzumerken: auf der Grundlage von Dreimanns Kostenvoranschlag sei „mündlich mit ihm contrahirt worden.“ Ferner könne kein Attest des Baubeamten beigefügt werden, da der „damals bey unserm Kirchenbau thätig gewesene [...] Tappe verstorben ist.“ Ein anderer Baubeamter könne die sachgerechte Verwendung der 220 Reichstaler nicht beurteilen. Und provozierend fügte Hentzen hinzu: „Der hier betreffende Baubeamte ist meines Erachtens der Orgelbauer.“ Mit dieser Bemerkung führte er die finanzielle Kontrolle durch die Oberbehörden ad absurdum⁴⁰.

Es nimmt nicht Wunder, dass der Landrat den Pfarrer Hentzen und den Schullehrer Kötter, den Verwalter der Kirchenkasse, „einer beispiellosen Eigenmächtigkeit“ bezichtigte, weil sie bei „Einrichtung der Kirche ohne alle Anfragen und Genehmigung nach eigendünkel verfahren“ seien. Das sollte nach Auffassung des Landrates „mit einer derben Zurechtweisung“

39 LAV NRW W, Regierung Arnberg II A 686, 25. Oktober bis 25. November 1828. GA 6,2, 2. November 1828.

40 LAV NRW W, Regierung Arnberg II A 686, 14. und 18. November 1828.

geahndet werden. Ferner schlug er vor, die Welperaner Orgel durch den „als sehr geschickt anerkannte[n] Orgelbauer Kramer“ aus Lippborg revidieren zu lassen. Diesem Vorschlag stimmte die Regierung zu und verlangte ein ausführliches Gutachten von diesem. Wie der Landrat missbilligte die Regierung das eigenmächtige Vorgehen des Kirchenvorstandes und behielt sich deshalb „nähere Verfügung“ vor. Darauf verzichtete sie schließlich, ließ die Sache auf sich beruhen und forderte den Landrat auf, „dem Kirchen Vorstande sein eigenmächtiges Benehmen ernstlich zu verweisen und demselben bemerklich zu machen ist, sich künftig nach den Vorschriften [...] genau zu richten“⁴¹.

Der Orgelbauer Wilhelm Kramer führte am 2. Januar 1829 die Revision der Orgel in Welper durch und verfasste am selben Tag darüber ein Attest. Dieses ist nicht mehr erhalten, nur einem Auszug daraus, einem „Extractus“, sind Verweise auf einzelne Feststellungen überliefert. So wird der Mangel erwähnt, dass das Register Viola da Gamba wegen zu enger Mensur, also eines zu kleinen Durchmessers der Pfeifen, nicht richtig intoniert werden könne. Der Auszug, den Bürgermeister Smiths, dem eine Abschrift des Attests vorlag, für den Kirchenvorstand angefertigt hatte, führt aus: „Bey Untersuchung der Claviatur, Stimmung und Intonation der Pfeifen fand sich, daß dieses von dem Orgelbauer zwar gut geliefert sey, doch ietzt aber einige Tasten hängen bleiben, einige Pfeifen stumm sind, andere nicht richtig intoniren und das Ganze verstimmt ist, dieses aber allein dem Umstand zuzuschreiben ist, daß das Werck seit seiner Aufstellung 1826 nicht gestimmt ist.“ Die Behauptung, dass die hier beschriebenen erheblichen Mängel der Orgel durch bloßes Stimmen zu beseitigen seien, ist sachlich falsch. Denn klemmende Tasten und nicht funktionierende Pfeifen sind mechanische Mängel, die mehrere Reparaturen verlangen. Stimmen hilft nur, wenn Orgelpfeifen verstimmt sind.

Mit seiner beschönigenden Erklärung der Defizite der Orgel wollte der Revisor Kramer offensichtlich seinen Kollegen Dreimann vor einer Haftung schützen. Denn dieser hatte ja unterschrieben, bei einer Revision festgestellte Mängel zu beseitigen. Die Intention Kramers, Nachteile für seinen Kollegen zu verhindern, wird auch durch folgendes Zitat aus seinem Attest belegt: „Dreyman habe noch mehr, als der Kostenanschlag besage, geleistet als Ueberlederung der Bälge, ausbeulung u[nd] Auslöthung der Pfeifen so wie deren Feststellung.“

Der Landrat von Essellen machte sich die Version Kramers zu eigen und konstatierte: „Was die Stimmung der Orgel betr[ifft], so fällt dieserhalb Dreimann nach dem deutlichen Attest des Sachverständigen nichts

41 Ebd., 25. November, 2. Dezember 1828 und 2. Mai 1829.

zur Last,“ weil diese nicht im Kostenvoranschlag erwähnt und auch noch mündlich verhandelt worden war. Deshalb verzichtete er auf „weitläufige Schreibung“ mit Dreimann und ordnete ganz im Sinne der Ursachenanalyse des „Extractus“ an, „daß die Stimmung der Orgel baldigst vorschriftsmäßig vorgenommen werde.“ Es ist nachvollziehbar, dass er „die beispiellose Nachlässigkeit des Kirchenvorstandes“ kritisierte und den „Organisten, der solche Fehler nicht bemerkt oder angezeigt hat, mindestens nicht einmal mittelmäßig“ bewertete. Vornehm bezeichnet wurde mit diesem Urteil die gänzliche Unfähigkeit des Organisten, das war Kötter, der Schullehrer und Verwalter der Kirchenkasse⁴².

Die vom Landrat angeordneten Stimmung der Orgel führte erst 1831 der renommierte Orgelbauer Fromme durch, der bereits mehrmals mit der Möller-Orgel befasst worden war. Die von ihm quittierte Rechnung geht auf den Zustand der Orgel ein und nennt von ihm ausgeführte Arbeiten: „pro 1831 habe ich die Kirchen Orgel in der evangelischen Kirche zu Welper rein intonirt gestimmt. Dabei wahr die Orgel sehr scharhaft, zwei Blasebälge tremolirten sehr stark, es wurde die Orgel dadurch verdorben, auch das Pedal wahr ganz ausderstande, so das daßelbe gar nicht mehr gebraucht werden konte. Für das ganze Werk gehörig in Stand zu setzen, habe ich aus der dortigen Kirchenkasse 7 r[eichstaler] Preußisch Courant richtig erhalten.“ Demnach hatte Fromme die Orgel zwar gestimmt, aber er musste noch weitere Arbeiten ausführen, die er zusammenfasst, indem er sagt, das „ganze Werk“, also die sehr „schadhafte“ Orgel insgesamt funktionsfähig gemacht zu haben. Zwei Mängel werden außerdem einzeln aufgeführt: Zwei der vier Blasebälge waren windstößig und tremolierten, sie hatten also keinen gleichmäßigen Windfluß, und deshalb gab es keinen gleichmäßigen Ton. Überdies war das Pedal, also die Klaviatur der Orgel, die mit dem Fuß bedient wird, nicht zu benutzen.

Die beiden Beschreibungen der Orgel durch Kramer und Fromme widersprechen sich nicht, sondern ergänzen sich. Die Möller-Orgel in Welper befand sich demnach über mehrere Jahre in einem katastrophalen Zustand. Man kann nur spekulieren, wie dieser zu erklären ist. Vielleicht wurde er beim Einbau bereits verursacht. Vielleicht wurde die Orgel bei der Anbringung der Verkleidungen über dem Altar beschädigt. Gebraucht wurde sie trotz ihrer Mängel. So entlohnte sich Ende 1829 der Organist Kötter.

War Orgelbauer Fromme sein Honorar aus der Kirchenkasse sogleich ausbezahlt worden, so fand die Regierung die von Kramer geforderten

42 GA 6,2, 6., 10. und 30. Januar 1829. GA KR 1, 14. Januar 1829. LAV NRW W, Regierung Arnsberg II A 686, 12. März 1829. – Für die Erläuterung der orgeltechnischen Fachausdrücke danke ich Herrn Oliver Kluge, Organist und Kantor der Südstadt-Kirchengemeinde Hannover und Titularorganist des Konzerthauses Bad Pyrmont.



Abb. 8: Der Chorraum mit Altar, Orgel und Kanzel im März 1981. Foto: Günter Goege, Westf. Amt für Denkmalpflege Münster

acht Reichstaler und vier Silbergroschen für die bloße Revision zu viel und empfahl dem Landrat eine Kürzung. Schließlich erhielt Kramer trotz seiner flehentlichen Einsprüche erst im Februar 1832 drei Reichstaler und neun Silbergroschen. Ebenfalls drei Reichstaler waren Pfarrer Hentzen für den Besuch der Kreissynode ausbezahlt worden.⁴³

Nach einem knappen Jahrzehnt war endlich die Einrichtung der evangelischen Kirche in Welper abgeschlossen. Das Ensemble von Altar und Orgel stand im Chorraum (Abb. 8). Die Mängel der für den evangelischen Gottesdienst so wichtigen Orgel waren beseitigt, und die Gemeinde saß auf soliden Kirchenbänken. Um diesen Zustand des landesherrlichen Geschenks herzustellen, wurden zahlreiche Instanzen tätig und verfassten eine Unzahl von Schreiben und Randbemerkungen: das Geistliche Ministerium, das Finanzministerium, die Oberrechnungskammer, die Generalstaatskasse, die Regierungshauptkasse in Arnsberg, die dortige Regierung, das Provinzialkonsistorium in Münster, der Landrat des Kreises Soest, der Landbaumeister, der Domänenrentmeister, der Bürgermeister des Verwaltungsbezirks Schwefe, die Synode des Soester Kirchenkreises, die Kirchenvorstände in Welper und Arnsberg. Bei dem ganzen Vorgang ging es hauptsächlich nur darum, aus einer Kirche in Soest, die geräumt werden musste, einen Altar samt gefährdeter Orgel sowie Kirchenbänke baldmöglichst in eine andere Kirche zu versetzen. Jener Vorgang ist ein Beispiel für die Genauigkeit, Zuverlässigkeit, aber auch zeitraubende, hierarchisch strukturierte preußische Verwaltung. Der König an oberster Stelle trug durch seine Kirchenpolitik zur Langwierigkeit des Vorgangs bei. Problemlos und zügig gelang dagegen der Kauf der Kanzel.

Ein offener Schluss

Im Geheimen Staatsarchiv in Berlin befindet sich ein überschwängliches Dankschreiben des Kirchenvorstandes von Welper an den König in der Handschrift von Pfarrer Hentzen. Seine Majestät wird mit „Sire“ angemessen angedredet und betont, welch großes Ereignis die vom König geschenkte Orgel für die evangelische Gemeinde bedeutet: „Der gestrige Tag war ein Tag reinster, heiligster Freude und des innigsten Dankes für unsere Gemeinde. In dichten Scharen zog sie zum Gotteshause; denn es war bekannt, daß unsre Orgel zum ersten Male gebraucht werden würde. Und alle wurden durch ihre schönen runden Töne im Innersten bewegt, die Seele aller in gerührter Andacht noch lebendiger zum Himmel gehö-

⁴³ GA KR 1, 31. Dezember 1829. GA KR 1, 19. August und 30. Oktober 1831. GA 6,2, 2. und 11. Mai 1829, 9. April 1831, 14. Januar und 7. Februar 1832.

ben, alle, alle wurden nun noch inniger durch die Ausführung unsrer unvergleichlichen Liturgie erbauet.“ Nach der Attraktivität der Orgel für die Gemeinde und ihrer positiven Wirkung preist Pfarrer Hentzen geschickt die nach der Forderung des Königs eingeführte Liturgie. Mit superlativischen Wendungen hebt er die Orgel hervor: „Meisterwerk“, „Zierde unsres Gotteshauses“, „bleibendes Denkmahl der hohen Gnade des Vaters unsers Vaterlandes“. Als Zeichen „väterlicher Huld“ wertet Hentzen, dass der König „die Kosten des Wiederaufbaus“ der Orgel „für uns getragen“ hat. Abschließend wünscht er ihm ein langes Leben, verbunden mit „der treuesten Liebe seiner Landeskinder, worin auch wir in tiefstem Gehorsam ersterben.“⁴⁴

Dieser hymnische Dankesbrief ist problematisch: Er ist der einzige Brief von Pfarrer Hentzen, der kein Datum aufweist. Auch ist er nur von zwei Presbytern unterschrieben, wo doch gerade dieses Schreiben an den König der Unterschrift des ganzen Presbyteriums bedurft hätte, hatten doch im November 1828 Pfarrer Hentzen und neun Presbyter mit ihrer Unterschrift die korrekte Verwendung der 220 Reichstaler versichert. Zu diesen beiden Merkwürdigkeiten kommt eine dritte: Der undatierte Dankesbrief befindet sich in einer Akte des Geheimen Staatsarchivs ohne jeglichen Sachzusammenhang mit den Schreiben dieser Akte. So bleibt nur die Spekulation: Die erwähnten „runden Töne“ stehen im Gegensatz zu den Mängeln der Orgel und wollen allenfalls auf den Zustand gleich nach deren Einbau verweisen. Der passende Termin musste noch gefunden werden. So sei die These gewagt: Es liegt der Versuch durch einen vordatierten Brief vor, all die 1828/29 vorgebrachten Vorwürfe der Oberbehörden gegen den Kirchenvorstand gegenstandslos zu machen. Dieses Vorhaben könnte als aussichtslos aufgegeben und das Schreiben versehentlich weitergeleitet worden sein.

WALTER KALLENBACH

DER OSTÖNNER LEHRER OSTERLOH, EIN „ARMES“ DORFSCHULMEISTERLEIN

In der in diesem Jahr veröffentlichten Dorfgeschichte Ostönnens¹ wird der Lehrer Osterloh erwähnt. Aufgrund mehrerer Anfragen sollen hier sein Leben und Wirken, soweit es aus den Quellen greifbar ist, etwas ausführlicher geschildert werden.

Während man heute händeringend nach Lehrkräften sucht, wollte man früher einen Lehrer schon mal wieder loswerden. War also früher wirklich alles besser?

Doch von Anfang an: Bis zum 19. Jahrhundert waren die Schulen eng mit den Kirchen verknüpft. So kam es auch in der Kirchengemeinde Ostönnen zu einer Schule für die Dörfer Ostönnen und Röllingsen.

Doch die Lehrer waren nur ungenügend ausgebildet und wurden schlecht bezahlt. In einem Kirchspielsdorf war der Verdienst sogar noch vergleichsweise gut, so galt auch Ostönnen lange Zeit als große und bedeutende Schule².

Mit dem 1806 nach Soest verlegten Lehrerseminar verbesserte sich die Lehrerausbildung. Kurz danach wurden auch Schulvorstände gebildet, die sich um die Geschicke der Schule zu kümmern hatten. Der erste Ostönnener Schulvorstand wurde während der französischen Verwaltung auf Anordnung der Bezirkspräfektur in Hamm am 4. Mai 1812 berufen und setzte sich aus dem Prediger Overhof, den Kolonen Leifert und Plattfaut aus Ostönnen sowie dem Kolon Blumendeller aus Röllingsen zusammen³. Als die preußischen Behörden nach 1815 die Schulverwaltung weiterführten, wurde der Schulvorstand um einen „Präses in externis“, nämlich den Bürgermeister der Bürgermeisterei Schwefe, zu der auch Ostönnen gehörte, erweitert. Der Ostönnener Pfarrer wurde zum „Präses in internis“, während einer der drei Bauern zum Schulvorsteher ernannt wurde. Als mit der Landgemeindeordnung für Westfalen von 1841 die Dörfer selbstständig wurden, löste man die bisherigen Bürgermeistereien auf. Sie wurden zu

44 GSTA PK I. HA Rep. 89, Nr. 24050.

1 Heimatverein Ostönnen (Hrsg.): Ostönnen 1169-2019. 850 spannende Jahre. Soest 2019

2 Landesarchiv NW Münster, Großherzogtum Berg, A 2, Nr. 283, S. 133ff.

3 Ebd., S. 108ff.

Amtsbezirken und damit zur unteren Aufsichtsbehörde der Dörfer. Von da an sorgten die Ämter auch für die pünktliche Auszahlung der Lehrergehälter.

Mit dem Schulbesuch war es nicht gut bestellt. Die Kinder mussten auch auf den Höfen helfen. So reißen die Klagen über mangelnden Schulbesuch nicht ab. Wie aus der Ostönnener Schulchronik hervorgeht, besuchten ab 1833 die Viehhütenden Kinder die Schule nur nachmittags, 1852 fand der Schulbesuch der 1. Klasse in den Sommermonaten von fünf bis sieben Uhr und in der 2. Klasse von acht bis zwölf Uhr statt. 1874 sollte der Schulbesuch wegen des Hütens um neun Uhr beginnen. Erst 1878 hörten nach Umwandlung der Schule in eine dreiklassige Schule die Versäumnisse wegen Viehhütens allmählich auf⁴.

Schule und Lehrerwohnung waren bis 1840 im heutigen Haus Alte Heerstraße 25 untergebracht. In diesem, wie es hieß, „schlanken Schullokal“ wurden ca. 120 Kinder von einem Lehrer unterrichtet.

So fand der Lehrer Osterloh die Schule in Ostönnen vor. Als nämlich der damalige Lehrer, Küster und Organist Anton Fernickel Ende der 1830er-Jahre kränklich wurde, konnte er nur noch mehr schlecht als recht seinen Geschäften nachkommen. Schließlich wurde ihm der junge Lehrer Osterloh zur Seite gestellt, der seine Aufgaben schon bald ganz übernahm.



Abb. 1: Das Schulgebäude in Ostönnen, Werler Landstraße, heutiger Zustand. Foto: Verf.

Osterloh galt als ordentlich und zuverlässig, und so ließ sich der Schulvorstand nach Fernickels Tod am 11. März 1842 bei der Suche nach einem Nachfolger ein Jahr Zeit. Um die Nachfolge hatten sich fünf durchweg erfahrene Lehrer mit hervorragenden Zeugnissen beworben⁵.

4 Stadtarchiv Soest (künftig abgekürzt: StAS), C 4576, Schulchronik Ostönnen.

5 Landeskirchliches Archiv Bielefeld, Sammlung Lehrer, Küster, Organisten, 1835-1844.

Ostönnen galt als gut bezahlte Stelle, 1843 waren 223 Reichstaler Jahresgehalt angesetzt mit freier Wohnung und Gartennutzung, dazu die Nebenverdienste als Küster und Organist und nicht zu vergessen ein neues Schulgebäude mit einer modernen Wohnung. Zum Erstaunen der vorgesetzten Behörden wählte sich der Vorstand mit dem 26-jährigen Heinrich Kötter ausgerechnet den jüngsten und unerfahrensten Bewerber aus, der dann am 20. März 1843 das Amt antrat⁶.

Über diese Entscheidung lässt sich trefflich spekulieren. Ob man etwa glaubte, ein noch junger Lehrer sei bei Gehaltsforderungen und der Anpassung an die örtlichen Gegebenheiten eher zu lenken, ist nicht überliefert. Allerdings fällt auf, dass sich Kötter bei den späteren Auseinandersetzungen zwischen Schulvorstand und Osterloh erstaunlich zurückhielt.

Weil an dem alten Schullokal erhebliche Reparaturen anstanden und es für die wachsende Kinderzahl zu klein geworden war, hatte man 1840 eine neue Schule mit zwei übereinander angelegten Klassenräumen gebaut, heute Werler Landstraße 310 (Abb. 1). Von dem oberen Klassenraum waren zwei Zimmer als Wohnung für einen zweiten Lehrer abgetrennt, gleichwohl galt er noch als ausreichend groß, um darin 70 und mehr Kinder zu unterrichten.

Der Landrat in Soest und die Regierung zu Arnberg hielten bei über 120 zu unterrichtenden Kindern einen zweiten Lehrer für erforderlich, zumal ja zwei Klassenräume zur Verfügung standen. Diese Meinung teilte der Schulvorstand überhaupt nicht. Der meinte eher, ein zweiter Lehrer sei völlig überflüssig. Schließlich hatte die Gemeinde ihn zu bezahlen, und weil nach dem Bau des neuen Schulhauses noch Baukosten zu tilgen waren und mit der geplanten Anlage eines neuen Friedhofs weitere Belastungen anstanden, wollte man sich nicht noch den Unterhalt für einen zweiten Lehrer aufbürden. Zudem wurde argumentiert, dass selbst der kränkliche Fernickel der gesamten Schule allein vorgestanden habe und eben auch der junge Osterloh in der Zeit als alleiniger Lehrer nicht ohne Erfolg arbeitete, „der noch bedeutender gewesen wäre, wenn er als wirklich angestellter Lehrer in etwa größere Kraft und Disziplin entwickelt hätte“, die man sich von dem neu erwählten Lehrer Kötter erhoffte. Man räumte jedoch ein, dass, falls der noch junge Kötter in Anbetracht seiner Unerfahrenheit „der ganzen Schule nicht im Stande ist vorzustehen, ein zweiter Lehrer notwendig werden könnte“. Aber bis dahin wollte man unbedingt darauf verzichten⁷.

6 Kirchengemeinde Ostönnen (künftig abgekürzt KGO), Acta Anstellung und Besoldung der Lehrer bei der Schule zu Ostönnen, S. 47ff.

7 Ebd., S. 51ff.



Abb. 2: Die hintere Seite des Schulgebäudes in Ostönnen; die erste Klasse war im Untergeschoss, die zweite im Obergeschoss untergebracht. Foto: Verf.

Die Regierung zu Arnsberg zeigte sich unbeeindruckt und teilte kurz und knapp mit, man würde einen geeigneten Schulumtskandidaten einsetzen, wenn nicht von der Gemeinde binnen vier Wochen Vorschläge kämen. Als die ausblieben, wurde Osterloh am 30. März 1843 von Arnsberg mit der kommissarischen Verwaltung der zweiten Lehrerstelle auf Widerruf beauftragt und sein Jahresgehalt mit 120 Talern angesetzt. Darauf wies Schulinspektor Schütz die älteren Schüler in die erste Klasse zu Kötter und die jüngeren zu Osterloh in die zweite Klasse zu⁸.

Bereits nach drei Wochen beklagte sich Osterloh beim „Präses in inter-nis“ Seidenstücker, dass Goswin Esken, ein Sohn des Schulvorstandsmitglieds Esken, eigenmächtig in die zweite Klasse zum Lehrer Kötter übergetreten sei, der den Jungen auch ohne Weiteres aufgenommen habe.

Die Angelegenheit wurde beim Bürgermeister behandelt. Der stellvertretende Bürgermeister Schachtmeyer glaubte, dass die Eltern ihre Kin-

8 Ebd., S. 55.

der gegen den Lehrer aufhetzten und verlangte von Seidenstücker, den Übertritt rückgängig zu machen, sodass Kötter nur dann Kinder aus der 2. Klasse aufnehmen dürfe, wenn sie ihm vom Schulvorstand zugewiesen würden⁹.

Der nächste Vorfall datiert vom 12. Juli 1843, als Kolon Oevel beim Bürgermeister die Züchtigung seines siebenjährigen Sohnes anzeigte. Er behauptete, dem Kind hätten Zunge und Zähne geblutet, nachdem ihm Osterloh einen Stock in den Mund gestoßen habe. Weiter habe der seinen Sohn an den Ohren hochgezogen und auf die Bank fallen lassen. Auch würde im Dorf erzählt, Osterloh schläge die kleinen Kinder so heftig, dass noch einige Zeit später Spuren davon sichtbar seien.

Der stellvertretende Bürgermeister gab den Vorfall an die nächste Schulrevision und verwies auf die gesetzlichen Bestimmungen im Allgemeinen Landrecht und die Kabinetts-Ordre vom 14. Mai 1825. Danach stand dem Lehrer ein Züchtigungsrecht zu. Züchtigungen waren üblich und nichts Besonderes. Gleichwohl sollten auch damals übermäßige Züchtigungen durch angemessene Disziplinarstrafen am Lehrer geahndet und ein Missbrauch des Züchtigungsrechts durch Gefährdung der Gesundheit der Kinder bestraft werden. Da keine Anzeige vorlag, wurde die Angelegenheit nicht weiter verfolgt¹⁰. Zu Anzeigen waren die Eltern allerdings kaum bereit, weil sie die finanzielle Belastung scheuten. So war ein Arzt aus eigener Tasche zu bezahlen, abgesehen von den Anwaltshonoraren und den Kosten bei den Justizbehörden. Zudem besagte die damalige Volksmeinung, dass eine „Tracht Prügel nicht schadet“.

Osterloh hatte bis zu diesem Vorfall bereits zwei Jahre in Ostönnen unterrichtet. Man kannte ihn also recht gut. Vom Schulvorstand war ihm bescheinigt worden, nicht ohne Erfolg gearbeitet zu haben, aber größere Kraft und Disziplin wären wünschenswert gewesen. Dass er jetzt zeigen wollte, dass er auch anders konnte und dabei übers Ziel hinausschoss, ist nicht auszuschließen. Aus den nächsten vier Jahren sind jedoch keine weiteren Störungen überliefert. Bei der Suche nach Gründen sollte man die preußische Landgemeindeordnung für Westfalen von 1841 nicht außer Acht lassen. Die neuen Ämter, wie Gemeindevorsteher und Gemeinderäte, waren zu besetzen und mit Leben zu füllen. Das dauerte schließlich seine Zeit.

1847 endete jedoch die schulische Harmonie. Den Anfang machte Osterloh, als er im April den schlechten baulichen Zustand des ihm zugewiesenen provisorischen Schulzimmers beklagte. Im letzten strengen Winter

9 Ebd., S. 57.

10 Ebd., S. 83ff.

hätten zahlreiche Kinder wegen Erkältung gefehlt. Er selbst habe sich ebenfalls schwer erkältet und merke jetzt noch die Folgen davon, daher forderte er die Rückgabe des ursprünglichen Schulzimmers¹¹. Was steckte dahinter?

Superintendent Seidenstücker erläuterte, Ursache seien die übereinander liegenden Klassenräume. Als Zugang zu beiden Räumen und zu den Lehrerwohnungen diene nur eine Eingangstür. Wie sich bald zeigte, war das eine unglückliche Lösung, weil die Kinder, besonders im Winter, durch Tragen von Holzschuhen nicht nur den Geräuschpegel gewaltig steigerten, sondern auch so viel Schmutz und Dreck ins Haus schleppten, dass an eine Reinhaltung nicht zu denken war. Da Kötter im Winter 1846/47 heiratete, kam ihm der Schulvorstand entgegen und beschloss die Verlegung des ursprünglichen Klassenraums. Dazu wurde im Obergeschoss des östlichen Gebäudeteils ein Raum eingerichtet, zu dem Lehrer Kötter auf seine Kosten von der Deele eine separate Treppe anlegte. Der Schulvorstand räumte ein, der Raum habe nicht die freundliche Lage wie der ursprüngliche, sei aber vom Schulinspektor bei Revisionen nicht beanstandet worden. Gleichwohl wolle man für eine „Vergrößerung und zimmerartige Errichtung des 2ten Schulraumes sorgen“¹².

In der Gemeinde kam Osterlohs Beschwerde nicht besonders gut an. Weil er selbst im zweiten Stock des neuen Schulhauses wohnte, waren ihm nämlich die Probleme nicht fremd. Als er dann noch beantragte, seine bereits seit dem 30. März 1843 bestehende kommissarische Anstellung auf Widerruf zu beenden und ihn definitiv anzustellen, weil auch die Regierung zu Arnberg bereits die nötigen Dokumente angefordert hatte, lehnte der Schulvorstand kurz und bestimmt ab¹³.

Im Juli 1847 kam die nächste Beschwerde. Jetzt beklagte sich Osterloh über drei Frauen, die in das Schulzimmer eingedrungen waren und ihre Kinder in „eigenmächtiger und gewaltsamer Weise herausgenommen“ hatten. Er forderte, „diese Personen nach den betreffenden Gesetzen“ zu bestrafen¹⁴.

Dieser „Angriff“ ging auf erneute Misshandlungsvorwürfe zurück, doch Anzeigen blieben auch diesmal aus. Also trug Vorsteher Diedrich Mawick dem „Präses in externis“, Amtmann Smiths, vor, Osterloh habe mehrere Kinder misshandelt – er konnte nicht einmal die genaue Anzahl angeben –, bei denen „bedeutende Spuren von Verletzungen noch sichtbar sind“. Da der Lehrer bereits mehrfach ähnlich vorgegangen sei, wollte er darü-

11 KGO, Acta Beschwerden wider den Lehrer Osterloh, S. 111ff.

12 Ebd., S. 115.

13 Ebd., S. 89.

14 Ebd., S. 16ff.

ber im Schulvorstand verhandeln, um „zu veranlassen, dass Osterloh als zum Dienst untauglich erklärt und von diesem dispensiert werde.“ Smiths versuchte zu beruhigen und wollte die Sache mit einer Verwarnung abschließen. Den Bauern im Schulvorstand aber reichte eine Verwarnung nicht aus, und weil viele Eltern ihre Kinder Osterloh nicht mehr anvertrauen wollten, kam es zu einer Untersuchung. Der vorgeladene Osterloh stritt die Vorwürfe ab, räumte allerdings ein, er habe ein Kind an die Wand gestellt und mit der flachen Hand an den Ohren gestrichen. Ob er untertrieb oder die Kinder so heftig reagierten, weil sie für den Lehrer sensibilisiert waren, muss offen bleiben. Superintendent Seidenstücker und Gemeindevorsteher Schrage von Röllingsen betrachteten die Angelegenheit als erledigt, weil nach ihrer Meinung weitere Untersuchungen kein Ergebnis liefern würden¹⁵. Auch für Schulinspektor Schütz ging aus den Beschwerden nicht hervor, dass die Züchtigungen wirklich die Gesundheit der Kinder gefährdet hätten. Das hätte man nämlich ärztlich belegen und Osterloh dann vor Gericht verklagen müssen¹⁶.

Die Eltern waren davon nicht überzeugt und reagierten nach ihren Möglichkeiten. Sie schickten ihre Kinder entweder zu den älteren Kindern nach Lehrer Kötter oder behielten sie zu Hause und setzten sie bei Hof- und Feldarbeiten ein. Kein Wunder, dass im Januar 1848 Schulinspektor Schütz eine überfüllte Klasse bei Kötter vorfand, während bei Osterloh kaum noch Schüler waren. Schütz forderte den Schulvorstand auf, für eine gleichmäßige Verteilung zu sorgen, und verlangte, Kötter sei bei Strafanordnung anzuhalten, Kinder von Osterlohs Klasse nur dann aufzunehmen, wenn sie ihm vom Schulvorstand zugewiesen wurden. Doch Smiths widersprach, weil er wusste, dass die Kinder, wenn überhaupt, nur noch mit Zwang in Osterlohs Klasse zu halten waren. An eine paritätische Verteilung war bei den Unstimmigkeiten im Schulvorstand nicht zu denken. Es wurde zunehmend deutlich, dass es nur darum ging, den zweiten Lehrer loszuwerden¹⁷.

Doch Smiths kam auch seiner Aufsichtspflicht nach. So forderte er im Januar 1848 eine Liste über Fehlstunden der Schüler an und ließ 29 Eingesessene nach Meyerich vorladen. Die Vorgeladenen begründeten die Fehlzeiten mit Osterlohs Unfähigkeit, mit Kindern umzugehen. Durch die Vorfälle im letzten Sommer müssten sie befürchten, ihren Kindern würde vom Lehrer Leid zugefügt. Als Beweis diene die Schilderung von Georg Barnhusen, wonach Osterloh seinem Sohn am 11. Januar ein bedeutendes Loch in den Kopf geschlagen habe. Unterstützt wurde er von

15 Ebd., S. 10ff.

16 Ebd., S. 6.

17 Ebd., S. 22ff.

Schneider Mertin, der angab, Osterloh habe bereits am 4. Dezember seine Tochter mehrmals mit dem Kopf vor die Wand gestoßen und ihr dadurch eine bedeutende Verletzung oberhalb vom Auge zugefügt. Das Kind hätte deshalb drei Wochen das Bett gehütet. Für die anwesenden Eltern war es unverantwortlich, Osterloh noch weiter ihre Kinder anzuvertrauen. Sie wollten dann lieber benachbarte Schulen in Erwägung ziehen¹⁸.

Da die Betroffenen auch jetzt weder beim Arzt vorstellig wurden noch eine Anzeige erstatteten, versuchten sich Superintendent Seidenstücker und Lehrer Kötter selbst Klarheit zu verschaffen. Sie ließen den Sohn des Barnhusen aus der Schule kommen, um seine Wunde zu inspizieren mit dem erstaunlichen Ergebnis: „Der Junge zeigte ungefähr den Platz, wo indes nicht die geringste Spur zu finden war. Ein bedeutendes Loch und nach 7 Tagen weder Narbe noch Erhöhung – die Sache ist undeutlich.“ Osterloh stritt alle Vorwürfe ab und bezeichnete sie als „erfundene Verleumdung“¹⁹.

Doch die Angelegenheit zog Kreise, mittlerweile verlangte auch der Landrat vom Schulvorstand, die „eingerissene Unordnung zu beseitigen“; damit war gemeint, die Konflikte zwischen Osterloh und den Eltern beizulegen, die Kinder der 2. Klasse, wie vorgesehen, von Osterloh unterrichten zu lassen und Lehrer Kötter anzuweisen, die jüngeren Kinder unbedingt zurückzuschicken oder ihn andernfalls zu bestrafen.

In der darauf anberaumten Sitzung des Schulvorstandes am 19. Februar 1848 stellte Smiths fest, dass man Osterloh Misshandlungen nicht nachweisen könne. Also liege auch kein Grund vor, die Kinder in die Köttersche Klasse zu schicken. Doch Smiths wurde lediglich von Seidenstücker unterstützt, der Rest des Schulvorstandes verweigerte sich. Allein Schrage enthielt sich zunächst noch diplomatisch der Stimme, während Mawick, Beckmann und Leifert erklärten, sie würden ihre Kinder nicht mehr zu Osterloh schicken und es müsse jedem Schulvater überlassen bleiben, wo er seine Kinder unterrichten lasse. Gleichwohl wurde folgender Beschluss aufgesetzt:

„1. die Eltern der Kinder, welche zur 2ten Schulklasse gehören, selbst durch Strafe angehalten werden müssen, letztere in die Osterloh'sche Schule zu schicken und

2. dem Lehrer Kötter strenge zu untersagen, keine Kinder aufzunehmen, die ihm nicht vom Schulvorstande überwiesen seien“.

Das Papier trug aber lediglich die Unterschriften von Smiths und Seidenstücker, während der Rest des Vorstandes seiner Linie treu blieb und eine Unterschrift verweigerte. Der Schulvorstand lag damit endgültig über

18 Ebd., S. 42ff.

19 Ebd., S. 50.

quer. Smiths hatte als Amtmann Aufsichtspflichten und musste für einen ordnungsgemäßen Schulbetrieb sorgen. Seidenstücker war auf Ausgleich bedacht, während die vier Bauern den zweiten Lehrer loswerden wollten²⁰.

Dazu bot sich schon nach vier Wochen die nächste Gelegenheit. Am 20. März 1848 meldeten nämlich Mawick und Beckmann dem Landrat, Osterloh habe ein Kind mit der geballten Faust an den Kopf geschlagen und ins Gesicht gespießt. Sie verlangten seine sofortige Amtsenthebung, weil zum Wohl der Ostönnener Schule nichts anderes übrig bleibe. Sie legten sogar die unterschiedliche Klassenstärke von 30 zu 90 Kindern in diesem Sinne aus und sahen sie als Vorbild, sämtliche Kinder leicht und problemlos von einem Lehrer unterrichten zu lassen. Das sei in vielen anderen Schulen auch so und gerade für Ostönnen dringend nötig, weil wegen des Schulbaus jährlich noch ein hohes Defizit abzutragen sei. Die mittlere und geringere Klasse der Hausväter sei bedrückt und missmutig, besonders weil die meisten auch noch Schulgeld zu entrichten hätten. Dazu passte auch ein Antrag mit 22 Unterschriften, alle schulpflichtigen Kinder von Kötter unterrichten zu lassen. Schließlich wären die Eltern so aufgebracht, dass keiner seine Kinder zu Osterloh schicken wolle²¹.

Wahrscheinlich wollte Mawick helfen, weil er den Paragraphen 27 der Landgemeindeordnung im Kopf hatte, der ihn als Gemeindevorsteher „zu allen Leistungen, welche das Gemeindebedürfnis erfordert“, anhielt. Möglicherweise dachte aber auch er an die Finanzierung des Schulneubaus. Bei der Sparkasse Soest hatte man nämlich dazu 1200 Rtl. nur unter der Bedingung ausleihen können, dass „einzelne Mitglieder der Schul- und Dorfgemeinde Ostönnen persönlich für Capital, Zinsen und Kosten als Bürgen und Selbstschuldner schriftlich eintreten“. Der Betrag war noch zu tilgen und die Bürgen kamen aus dem Kreis der ehemaligen und aktiven Mitglieder des Schulvorstandes²².

Doch dann überschlugen sich die Ereignisse. Als Schulinspektor Schütz am 29. März 1848 eine Visitation ansetzte, stürmten einige Dorfbewohner in das Schulzimmer im zweiten Stock, ließen mittels Stricken zwei Bänke aus dem Fenster herunter und schafften sie in den unteren Klassenraum²³. Laut Mawick war die Versetzung der Bänke nötig, um Sitzplätze für die kleinen Kinder zu schaffen: „weil wir die kleinen Kinder dem Lehrer Osterloh von heute an nicht weiter mehr anvertrauen können, also wie sich von selbst versteht, vom heutigen Tage an der Lehrer Osterloh von der Gemeinde kein Gehalt mehr bezieht.“ Wie gehabt war dieses Papier von

20 Ebd., S. 55ff.

21 KGO, Acta Anstellung und Besoldung der Lehrer, S. 91ff.

22 Landeskirchliches Archiv Bielefeld, Akte Schulbau Ostönnen S. 70.

23 KGO, Acta Beschwerden wider den Lehrer Osterloh, S. 56.



Abb. 3: Unterricht in der Ostönnener Schule mit der Lehrerin Mathilde Hesse, ca. 1950.
Foto: privat

22 Einwohnern unterschrieben worden²⁴.

Zwei Tage später teilte Osterloh schriftlich mit, in seinem Klassenraum seien zwei Bänke entwendet worden und sämtliche Schüler bis auf einen in die erste Klasse übergetreten.

Kurz darauf, am 16. April, beschwerte sich dann ein sichtlich frustrierter Osterloh schriftlich bei der Regierung zu Arnsberg. Er betonte, seit fünf Jahren zur Zufriedenheit des Schulinspektors im Amt zu sein, während der Schulvorstand die zweite Lehrerstelle annullieren wolle, um Schulden abzubauen. Finanzielle Gründe bestritt er, da die Gemeinde die Küsterstelle „unsinnig“ großzügig honoriere. Auch der Vorwurf einer zu strengen Disziplin unter den Schülern habe sich nicht bestätigt. Die Klagen seien nur ein Vorwand, um die zweite Lehrerstelle abzuschaffen.

Vor allem schoss er sich auf Mawick ein, dem er eine „missliebige ränkesüchtige Gesinnung“ unterstellte. Allein Mawick würde die Eltern dazu bringen, ihre Kinder nicht mehr zu ihm, sondern zu Kötter zu schicken. Die Schulvorsteher Mawick und Beckmann hätten Kötter bevollmächtigt, die Schüler der zweiten Klasse aufzunehmen, und die Gemeinde habe den „Revolutionsmännern“ Folge geleistet bis auf drei, die ihre Kinder noch zu ihm in die zweite Klasse schickten. Er schloss mit der Bitte, seine

²⁴ Ebd., S. 58.

kommissarische Anstellung in eine förmliche umzuwandeln oder ihn zu versetzen²⁵.

Bereits am 25. April erhielt der Landrat aus Arnsberg die Weisung, sofort dafür zu sorgen, dass Osterloh ungestört sein Amt ausüben könne, während ihm sein Gehalt zustehe, bis eine andere Entscheidung ergangen sei. Falls die Eingesessenen von Ostönnen „wohlbegründete“ Beschwerden gegen Osterloh hätten, sollten sie diese vorbringen.

Am 23. Mai beklagte sich Osterloh dann bei Smiths über die „Umtriebe des Orts- und Schulvorstehers Mawick wegen Verdrängung der zweiten Schule“. Er wisse von Nachtwächter Risiken, dass dieser auf Befehl von Mawick die Kinder wegen der Visitation vom Schulweg nach Hause schicken und auch die Unterschriften wegen Aufhebung der zweiten Lehrerstelle bei den Einwohnern sammeln musste. Mawick habe auch dazu angestiftet, die Bänke in die erste Klasse zu stellen. Osterloh forderte Smiths auf, Risiken anzuhören und dazu zu vernehmen. Risiken stritt jedoch gegenüber Smiths Osterlohs Behauptungen ab und Smiths glaubte ihm, weil er selbst erlebt hatte, dass sich bei der Visitation fast sämtliche Eingesessenen bei der Schule versammelt hatten²⁶.

Mittlerweile hatte Osterloh alle Sympathien aufgebraucht. Selbst Smiths kommentierte Osterlohs Beschwerden mit der Bemerkung, er würde „Schriften vom Stapel laufen lassen, um sich in seiner Langeweile Amüsemments zu verschaffen“, und gab Inhalte aus Osterlohs Beschwerden an Mawick weiter. Das brachte ihm später eine Rüge aus Arnsberg ein und hatte eine Beleidigungsklage von Mawick gegen Osterloh zur Folge²⁷.

Osterloh geriet zunehmend ins Abseits. Weil er quasi arbeitslos geworden war, wollte ihm die Gemeinde endgültig sein Gehalt nicht mehr bezahlen. Smiths stellte jedoch klar, Gehalt stehe ihm zu, bis „von höherer Behörde auf die eine oder andre Art entschieden worden ist“, gab aber den Vorschlag einer Versetzung Osterlohs nach Arnsberg weiter²⁸.

Doch dort wollte man davon nichts wissen. Man hielt an dem zweiten Lehrer fest und stellte am 5. Juli 1848 klar, Beweise wegen Misshandlungen lägen nicht vor und die Ablehnung der Gemeinde sei weniger gegen die Person als vielmehr gegen die zweite Lehrerstelle gerichtet. Somit würde eine Versetzung das Problem nicht lösen. Weil die zweite Lehrerstelle wichtig sei, müsse Osterloh im Amt bleiben, gleichwohl sei ihm ein Verweis wegen zu heftiger Züchtigungen auszusprechen und für den Wiederholungsfall die Entlassung anzudrohen. Lehrer Kötter wurde wegen

²⁵ KGO, Acta Anstellung und Besoldung der Lehrer, S. 103ff.

²⁶ Ebd., S. 123ff.

²⁷ Ebd., S. 129ff.

²⁸ Ebd. S. 122.

Aufnahme der Kinder aus Osterlohs Klasse getadelt und der Schulvorstand aufgefordert, bei Störungen energischer einzuschreiten, während die Eltern unter Strafandrohung angehalten werden sollten, ihre Kinder in die Osterlohsche Klasse zu schicken. Gegen die Eingesessenen, die unerlaubt ein Schulzimmer ausgeräumt hätten, sei wegen Verletzung des Hausrechts zu ermitteln²⁹.

Der Landrat gab die Vorgaben umgehend weiter. Der Schulvorstand zeigte sich zurückhaltend. Fast schien es, als würde er einlenken, wurde doch der Eingang schriftlich bestätigt und an die Eltern eine Verwarnung weitergegeben. Wahrscheinlich aber wirkten sich der Beginn der sechs-wöchigen Sommerferien und die anstehende Ernte aus. Die hatte Vorrang und die Kinder mussten helfen³⁰! Trotzdem wollte man nicht aufgeben, denn bereits am 8. August 1848 kam Mawick zu Smiths in Meyerich und verlangte die bisherigen Akten mit der Begründung, die Ostönnner Einwohner wollten sich wegen Osterlohs Suspendierung an das Königliche Ministerium wenden³¹.

Mit Hilfe des Anwalts Hense aus Soest schickte die Gemeinde am 7. September ein Gesuch wegen Abberufung an das „Königliche Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal Angelegenheiten“ in Berlin. Darin hieß es u. a., dass „bei gewichenem Vertrauen, bei erloschener Zuneigung, dieser Mann nun einmal nicht mehr zum Heil und Segen in der Gemeinde wirken könne“. Man bat außerdem, ab sofort alle Kinder aus der zweiten Klasse dem ersten Lehrer, also Kötter, zuführen zu dürfen³².

Dann wurde der Landrat um Aufschub der Maßregeln bis zu einer Entscheidung des Ministeriums aus Berlin gebeten, weil sie dem „Gesamtwillen der Gemeinde zuwider laufen würden“³³. Der Landrat bestand allerdings auf seinen Forderungen und verlangte explizit von Smiths die sofortige Umsetzung, weil eine Beschwerde beim Ministerium nicht die Ausführung des „Regierungsrescripts“ behindern könne³⁴.

Doch dann half ausgerechnet Osterloh, wenn auch ungewollt. Der bat nämlich die Regierung in Arnberg um Urlaub und reiste nach Genehmigung desselben ins Sauerland. Die beteiligten Behörden atmeten fast hörbar auf, waren doch keine unpopulären Maßnahmen mehr nötig und man konnte sich den vermeintlich wichtigen Problemen widmen. Arnberg gab

29 Ebd., S. 135ff.

30 KGO, Acta Beschwerden wider den Lehrer Osterloh, S. 78ff.

31 Ebd., S. 62.

32 Ebd., S. 74ff.

33 Ebd., S. 83ff.

34 Ebd., S. 86ff

sich regelrecht erleichtert und entschied umgehend, alle Maßregeln auszusetzen, bis eine Entscheidung aus Berlin ergangen sei³⁵.

Aber da tauchte Osterloh wieder in Ostönnen auf, doch nur, um erneut um Urlaub nachzusuchen, und nahm dann eine Stelle als Privatlehrer in der Glasfabrik Giesmecke an³⁶.

Eine entsprechende Information wurde sofort an das Ministerium in Berlin gegeben. In Berlin hatte man wohl auch kein Interesse an einer detaillierten Aufarbeitung und schloss den Fall ab. Im Bescheid an Mawick stand nur, dass nach einem Bericht der Königlichen Regierung zu Arnberg Osterloh eine andere Schulstelle annehmen würde „und erscheint somit Ihre Beschwerde erledigt.“³⁷

Der Schulvorstand wollte auch reinen Tisch zu machen, entschuldigte sich beim Landrat wegen der eigenmächtigen Ausräumung des zweiten Schulzimmers und bat, von einer Kriminaluntersuchung abzusehen. Die Entschuldigung wurde angenommen³⁸.

Alles schien eitel Sonnenschein, nur schon bald getrübt von Osterloh, der für das erste Quartal 1849 sein Gehalt verlangte, weil seine Stelle immer noch in Ostönnen sei und er ja nur Urlaub habe. Smiths lehnte ent-rüstet ab und verwies ihn auf sein Einkommen in Giesmecke. Doch Osterloh ließ nicht locker und beantragte in regelmäßigen Abständen von den Ostönnnern sein Gehalt. Er argumentierte, er habe schließlich den Urlaub nur genommen, um nicht länger untätig zu sein, und seine zwangsweise Untätigkeit hätte die Ostönnner Gemeinde eigenmächtig veranlasst. Auch habe er sich um eine andere Stelle bemüht, aber keine geeignete gefunden.

Doch die Ostönnner wollten Osterloh auf keinen Fall zurück haben. Auch Arnberg wollte den Fall abschließen und teilte Osterloh mit, er habe sein Gehalt für das ganze Jahr 1848 bezogen. Weil er jedoch nur kommissarisch mit der Verwaltung der zweiten Lehrerstelle beauftragt und während der selbst erbetenen Urlaubszeit in der Privatschule auf der Glasfabrik Giesmecke beschäftigt war, habe er für das Jahr 1849 keine weiteren Ansprüche³⁹.

Anschließend schuf die Regierung zu Arnberg Fakten. Um sicherzustellen, dass der Fall nicht noch einmal in Berlin auftauchte, wurde Osterloh aus der zweiten Lehrerstelle in Ostönnen entlassen und im September

35 Ebd., S. 92ff.

36 Ebd., S. 98.

37 Ebd., S. 100.

38 Ebd., S. 106ff.

39 Ebd., S. 110ff.

1849 nach Flammersbach bei Siegen versetzt⁴⁰. Danach verliert sich seine Spur.

Die Schule in Ostönnen blieb zweiklassig, wurde aber zunächst nur mit einem Lehrer besetzt. Eine Überprüfung ergab 1857 für Ostönnen und Röllingsen eine Gesamteinwohnerzahl von 787 Personen (693 in Ostönnen und 94 in Röllingsen), davon 115 schulpflichtige Kinder. Der Landrat nahm von der zweiten Schulklasse weiter Abstand, bis wieder eine Zahl von 120 bis 130 Kindern erreicht war⁴¹.

Doch Ostönnen blieb bis 1878 mit nur einem Lehrer besetzt. Als die Schülerzahl 1873 auf fast 160 gestiegen war, wurde händeringend nach einem zweiten Lehrer gesucht, der aber erst 1878 eingestellt werden konnte – wegen Lehrermangels!!⁴²

INGO SOMMER

WIEDERAUFBAU UND NACHBAU HISTORISCHER GEBÄUDE UND DENKMÄLER. DARF BAUGESCHICHTE REKONSTRUIERT WERDEN?¹

„Je mehr wir das Charakteristische (der alten) Gebäude historisch und kritisch kennenlernen, desto mehr wird alle Lust schwinden, bei der Anlage neuer Gebäude jenen Formen zu folgen, die einer verschwundenen Zeit angehören. Die neuere Neigung dazu ist aus dem falschen Triebe entstanden, der dasjenige, was er schätzt, auch unter völlig widersprechenden Bedingungen wieder hervorbringen will“

Johann Wolfgang von Goethe²

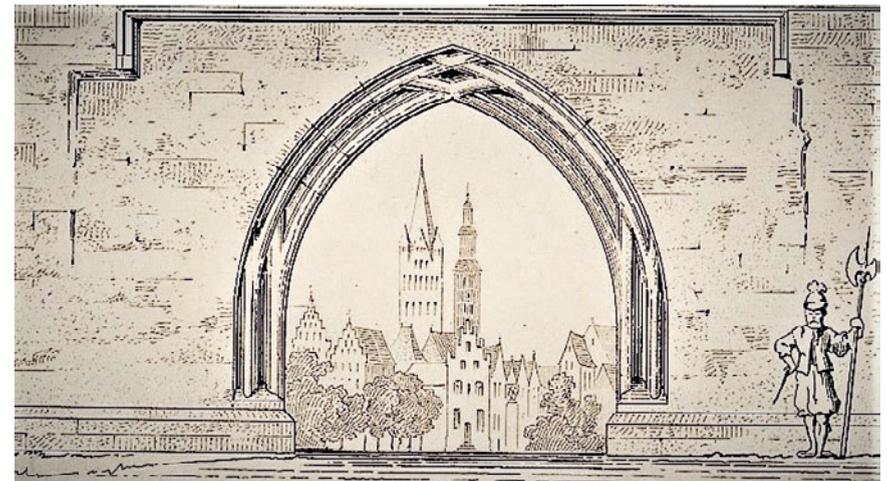


Abb.1: Franz Xaver Tophoff: Soest, Osthofentor 1873 (Ausschnitt). Techn. Universität Berlin, Architekturmuseum, Inv.-Nr. 17381

40 Ebd., S. 118ff.

41 Ebd., S. 128ff.

42 StAS, C 4576, Schulchronik Ostönnen.

1 Überarbeitete Fassung eines Lichtbildvortrags am 27.2.2019 in Soest, Gesellschaft Resource.
2 Konzept zu einem Brief an Ludwig Friedrich Catel, 1815. Zitiert nach: Manfred Gerner: Fachwerksünden. Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz. Bd. 27. Bonn 1986, S. 24.

Goethe war kein Freund wiederaufgewärmter Baustile, sondern bevorzugte das Neue und Zeitgemäße. Wie kann es sein, dass es 200 Jahre später beliebt wird, Gebäude „einer entschwundenen Zeit“ im alten Stil wieder aufzubauen?

Wenn heute der Abriss schützenswerter Gebäude, Grünanlagen oder Stadtquartiere droht, haben Politik und Bauämter einen schweren Stand. Auch in Soest ist man kritisch gegenüber Veränderungen, fürchtet um Weiterbestand und Schönheit. Bewohner einer traditionsreichen Stadt reagieren besonders sensibel auf Wechsel und Wandel. Sie begegnen ja auf Schritt und Tritt ihren Baudenkmalern. Doch zu Soest später³.

Allerorts werden heute Initiativen für Denkmalschutz und Denkmalpflege und neuerdings sogar für den vollständigen Nachbau zerstörter Repräsentativ- und Herrschaftsarchitektur (Schlösser in Berlin, Potsdam, Braunschweig etc.) und längst verschwundener Stadtviertel (Altstadt Frankfurt etc.) gegründet⁴. Derartiges zivil-kulturelles Engagement würde man sich nicht nur für den Wiederaufbau entschwundener Baukunst wünschen, sondern auch, wenn es um Gegenwartsarchitektur geht. Von



Abb.2: Wiederaufbau des Stadtschlusses in Berlin, Rekonstruktion Franco Stella & andere 2013-2020

- 3 Siehe auch Ingo Sommer: Kaiserzeitliche Baukunst in Preußen und der Provinz Westfalen – auch in Soest. In: Soester Zeitschrift (künftig: SZ) 130 (2018), S. 57-80.
- 4 Es ist bei Fachleuten umstritten, woher die plötzliche öffentliche Hinwendung zur Rekonstruktion verschwundener Gebäude kommt. Vermutlich handelt es sich eher um ein politisches oder soziokulturelles Phänomen als um substanzvolle kunsthistorische Motive. Oft ist die späte Wiedergutmachung gefühlten politischen Unrechtes (Abriss) Grund für die auftrumpfende traditionalistische Wiederaufbaugeste (Rekonstruktion). Vielleicht ist sie die Folge des angeblichen „Versagens“ der Moderne. Möglicherweise sind es aber auch ganz oberflächliche Sehnsüchte nach der wohlgestalteten Stadt.

einer Bürgerinitiative gegen das unbarmherzige Äußere eines Aldi- oder Lidl-Marktes hört man niemals, schon gar nicht von Bürgerbegehren für zeitgemäße Baukunst, etwa für einen Konzertsaal des Architekten Frank O. Gehry oder für ein Museum von Daniel Libeskind, der ein wilhelminisches Dresdener Arsenalgebäude verwegen umbaute.

Baukultur rangiert in der öffentlichen Empörung weit hinter dem Umweltschutz. Vielleicht, weil Architektur mit Geschichte, Kunst und Technik verflochten ist? Schutz der natürlichen Umwelt ist überall präsent. Schulen verbreiten Wissen über Krötenwanderung und Baumschutz, aber selten über Baugeschichte, Denkmalschutz oder Stadtgestaltung.

Wenn es um Erhalt neuerer Baudenkmäler geht, beispielsweise den Flughafen Tempelhof, das Landtagsgebäude in Hannover, die Bonner Beethovenhalle oder das Kölner Schauspielhaus, dann reagiert die Bevölkerung neuerdings ungehalten. Nicht immer allerdings stehen Denkmalschutzbehörden auf der Seite der Abrissgegner. Weniger prominente Baugeschichte abseits der Metropolen verabschiedet sich in aller Stille.



Abb.3: Abriss einer wilhelminischen Villa am Westenhellweg in Soest 2014. Foto: Verf.

Als Skandal werden zuweilen Großprojekte des 21. Jahrhunderts empfunden: beispielsweise der Neubau des Hauptbahnhofs Stuttgart oder des Flughafens Berlin. Öffentliche Empörung schlägt auch schon mal in unverhohlenen Lokalstolz um, wie bei der Elbphilharmonie, die übrigens auf einem traditionsreichen Hamburger Speicher gebaut wurde.

Großbauten des späten 20. Jahrhunderts werden zuweilen vom Zeitgeschmack fallen gelassen und schnell wieder abgerissen, wie das ehemalige DDR-Außenministerium Ostberlin (Abriss 1996), der Ostberliner Palast der Republik (Abriss 2006), das Neue Technische Rathaus Frankfurt (Ab-

riss 2010) oder kürzlich die Fachhochschule Potsdam (Abriss 2018), die der Rekonstruktionen um den Alten Markt im Wege stand.

Kehrt der Historismus zurück?

Rekonstruktionsbefürworter sammeln nicht selten Geld zum Nachbau nicht mehr vorhandener, aber einstmals architekturhistorisch bedeutsamer Bauten. In den 1980er-Jahren spendeten die Hildesheimer für den Nachbau ihres Knochenhaueramtshauses (1987-1990). In neuerer Zeit gaben die Bürger Geld für den Wiederaufbau der Frauenkirche Dresden (1996-2005), das Rathaus Wesel (2010-2011), des Berliner Schlosses (2013-2020), der Garnisonkirche Potsdam (2018)⁵.



Abb.4: Geschäftshaus Marktplatz/Brüderstraße, abgebrannt 1991, Rekonstruktion bis 2003.
Foto: Verf.

Marketingversessene Investoren schmücken sich aus Gewinninteresse gerne mit traditionalistischen Wiederaufbauten und halten sich nicht lange mit der Diskussion auf, ob Baugeschichte rekonstruiert werden darf. In Berlin etablierte sich das Hotel Adlon am Pariser Platz in einem historisierenden Neubau. So kam es beispielsweise auch zur privatwirtschaftlichen

5 Gerd Rump: Ein immerhin merkwürdiges Haus. Eine Dokumentation zum 25jährigen Bestehen der Gesellschaft für den Wiederaufbau des Knochenhauer-Amtshauses. Hildesheim 1995; W. Konrad: Knochenhaueramtshaus. Hildesheim 1970; Gerhard Glaser u. a.: Die Frauenkirche zu Dresden. Werden, Wirkung, Wiederaufbau. Dresden 2005; Goerd Peschken u. a.: Das Königliche Schloß zu Berlin. 3 Bde. Berlin 1992. Internationale Bauakademie Berlin (Hg.): Humboldt-Forum. Symposium zu Fragen der Rekonstruktion und der räumlichen Konzeption des Berliner Schlosses für das Humboldt-Forum. Berlin 2007; Reinhard Appel u. a.: Der Wiederaufbau der Potsdamer Garnisonkirche. Köln 2006.

Rekonstruktion des Braunschweiger Schlosses im Zusammenhang mit Einzelhandelsnutzungen⁶. In Soest ist das am 17. Juli 1991 abgebrannte Geschäftshaus Marktplatz/Ecke Brüderstraße, das sogenannte Hemmerhaus, zu nennen⁷. In Berlin plant man aktuell die Rekonstruktion des kompletten Neuköllner Karstadt-Warenhauses aus den 1920er-Jahren.

Der Staat selbst, Bundesländer und Kommunen, scheut Rekonstruktionen und Nachbauten verschwundener Bauten nicht, auch wenn die eigenen Denkmalbehörden, Kunsthistoriker, Architektenverbände, Denkmalstiftungen etc. ratlos daneben stehen: das Schloss Hannover-Herrenhausen, das Potsdamer Stadtschloss oder die sturzmodernen Meisterhäuser des Bauhauses in Dessau.



Abb.5: Soest, Brüderstraße. Wiederaufbauten der 1950er Jahre. Foto: Verf.

Ganze Städte und Straßenzüge werden wiederauf- oder nachgebaut: Es begann mit dem Prinzipalmarkt in Münster und dem Marktplatz Freudenstadts. In dieser Reihe steht auch die traditionalistische Nachkriegsarchitektur in Soest, beispielsweise die frei erfundenen Arkadengänge am Potsdamer Platz (Karl-Heinz Beyerling & andere um 1950)⁸, am ehemaligen Hotel Voswinckel/Möbel Gremlich (Karl-Heinz Beyerling 1952), in der Rathausstraße/ehemaliges Hotel Deutsches Haus (um 1950) und an zahl-

6 Bernd Wedemeyer: Das ehemalige Residenzschloß zu Braunschweig. Eine Dokumentation über das Gebäude und seinen Abbruch im Jahre 1960. Braunschweig 1993.

7 Es wäre noch zu klären, in welchem Maße der Bauherr Hemmer die Rekonstruktion von sich aus angestrebt hat oder ob er von außen dazu bewogen wurde.

8 Gerd-Ulrich Piesch: Heimatschutzarchitektur in Soest am Beispiel einiger Bauten von Paul Schlipf. In: Gerhard Köhn (Hg.): Soest. Stadt-Territorium-Reich. Soest 1981, S. 763-765.

reichen anderen über die Altstadt verteilten Stellen, oder auch die Giebelbauten in der Brüderstraße (um 1950)⁹ und die Sparkassenbauten an der Südseite des Marktplatzes (1957-1959).

Andere Städte machten mit: Frankfurter Römerberg, (Ost)Berliner Nikolaiviertel, Hildesheimer Marktplatz und international das 1988 abgebrannte Lissaboner Chiado-Viertel sind Beispiele neuzeitlicher Stadtbau-Rekonstruktionen. Aktuell werden am Potsdamer Alten Markt mit viel Rekonstruktionsphantasie Bauten wiedererrichtet, wie sie so oder ähnlich hätten sein können, aber nie waren. In Frankfurt wurde 2012 bis 2018 die Neue Frankfurter Altstadt „schöpferisch wiederaufgebaut“, wie man sagte¹⁰. Hauptstädtische Stadtplaner um den ehemaligen Senatsbaudirektor Hans Stimmann denken darüber nach, bis 2030 die gesamte Berliner Altstadt zwischen Schloss und Fernsehturm auf der jetzigen Grünfläche wieder erstehen zu lassen¹¹.

Beim Neubau nicht mehr vorhandener Architektur kommen selbstverständlich moderne Baumaterialien, zeitgemäße Konstruktionen, neueste Baustoffe und vorschriftsmäßige technische Ausrüstung zum Einsatz. Die neuesten Erkenntnisse und Auflagen von Baugesetzen, Brandschutzvorschriften, Standsicherheitsnachweisen, DIN-Normen etc. sind bindend. Insofern haben Nachbau, Wiederaufbau, Rekonstruktion etc. mit dem ehemaligen Bauwerk nichts gemein, bis auf das kopierte äußere Bild oder die nachempfundene Fassade.

Wer interessiert sich schon für Baukultur?

Zur Baukultur gehören Baudenkmäler ebenso wie die Gegenwartsarchitektur, Denkmalschutz ebenso wie der moderne Stadtbau. Man hätte sich öffentliche Protestenergie für Baukultur allerdings früher gewünscht, beispielsweise:

- als die Geschichte ganzer Stadtteile in den 1960er-Jahren durch Flächensanierungen oder gigantische Verkehrsbauwerke ausgelöscht wurde;
- als öffentliches und privates Bauen in den 1970er-Jahren in Groß- wie Kleinstädten, zu brutaler Stahlbeton-Routine verkam.

9 1965 hatte der Rat der Stadt Soest beschlossen, die Brüderstraße zur Fußgängerzone umzubauen. Die Arbeiten wurden 1973 beendet. Der Soester Marktplatz wurde erst 1991 für den Autoverkehr gesperrt.

10 Siehe Bernd Kalusche u. a.: Architekturführer Frankfurt am Main. Berlin 1992, S. 8; Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung: Identität durch Rekonstruktion? Positionen zum Wiederaufbau verlorener Bauten und Räume. Berlin 2009.

11 Benedikt Goebel: Mitte! Modernisierung und Zerstörung des Berliner Stadtkerns von 1850 bis zur Gegenwart. Berlin 2018, S. 138ff.; Hans Stimmann: Berliner Altstadt. Neue Orte und Plätze rund um das Schloss. Berlin 2014.

- als 1965 der größtenwahnsinnige Oberbürgermeister Arndt die Frankfurter Alte Oper „in die Luft sprengen“ wollte¹². Man nannte ihn „Dynamit-Rudi“. Bürger sammelten für den Erhalt des historistischen Gebäudes und widerstanden dem Abriss;
- als DDR-Behörden aus politischen Gründen den Abriss des Berliner Schlosses (1950), des Potsdamer Stadtschlosses (1960), der Dresdener Sophienkirche (1962-1963), der Potsdamer Garnisonkirche (1968), der Leipziger Paulinerkirche (1968) oder der Potsdamer Heiligengeistkirche (1974) betrieben¹³.

Wer sich das lieblose Nebeneinander von Industriehallen, Discountmärkten, Tankstellen und Bausparerträumen ansieht, kommt nicht unbedingt auf die Idee, dass den Menschen besonders viel an ihrer gebauten Umwelt liegt. Zeitungen verwenden auf Baukultur kaum Druckerschwärze. Selten verirrt sich ein Leserbrief in die Zeitungsspalten, der sich damit befasst, ob Baugeschichte rekonstruiert werden darf. Bei den Berichterstattungen zum Bauen geht es um Skandale wie einen verspäteten Berliner Flughafenneubau oder eine teure Bischofsresidenz. Man will über das Wahwitzige, das Gigantische und die Weltwunder lesen¹⁴. Es begann in der Antike mit Nebukadnezars Turm zu Babel, ging weiter mit Eiffels Turm, Speers nie gebauter Volkshalle bis zu den Wolkenkratzern des 21. Jahrhunderts.

In den letzten 120 Jahren wechselten die baukulturellen Vorlieben so schnell und radikal wie nie. Zuletzt ging es nur noch um die autogerecht funktionierende Stadt. Erst das Europäische Denkmalschutzjahr 1975 verlangsamte die Sanierungs- und Abrisswut. Baugeschichte war danach keine elitäre Angelegenheit mehr. 44 UNESCO-Welterbestätten werben seit 1978 für Denkmalschutz in Deutschland. Mit dabei sind die Altstädte von Wismar, Stralsund, Quedlinburg, Goslar, Lübeck. Warum eigentlich nicht Soest samt Kirchen und Stadtumwallung?

Haben Denkmalschutz und Denkmalpflege eine Vorgeschichte?

Baukunst wegen ihrer Schönheit oder ihrer Ausstrahlung dauerhaft zu erhalten, ist nicht neu. Ansonsten wären wohl kaum noch mittelalterliche Stadtbilder und Baudenkmäler vorzufinden¹⁵. Dass bedeutsame Gebäude

12 Kalusche u. a. (wie Anm. 10), S. 40.

13 Jana Haase: Abriss ohne Aufschrei. In: Potsdamer Neueste Nachrichten 26.4.2014.

14 Christian Welzbacher: Auf Tand gebaut. In: Der Tagesspiegel 7.1.2010; Martin Gehlen: Auf die Spitze. In: Der Tagesspiegel 4.1.2010

15 Rita Mohr de Pérez: Die Anfänge der staatlichen Denkmalpflege in Preußen, Worms 2001, S. 19.

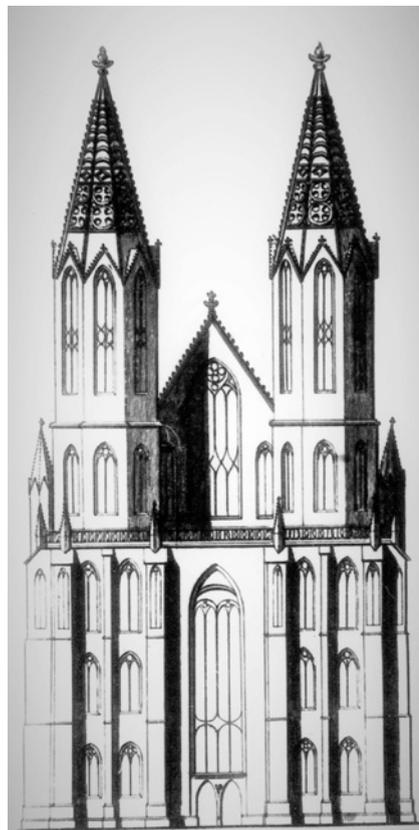


Abb.6: Aufriss der Westfassade der Soester Wiesenkirche, „wie sie ungefähr hat ausgeführt werden soll“, Lithographie von Wilhelm Tappe, 1824.

nach Einsturz, Katastrophen, Brand oder Verfall unverändert, manchmal auch vereinfacht, rekonstruiert wurden, war normal. Die Römer bauten beispielsweise ihr 442 durch Erdbeben zerstörtes Kolosseum wieder auf, um die Größe des Römischen Reiches zu demonstrieren¹⁶.

Im 18. Jahrhundert verstand man in Deutschland Denkmalschutz und Denkmalpflege künstlerisch. Der romantisch-schwärmerische Zeitgeist brachte sogar neugebaute Ruinen ohne jeglichen Altertumswert hervor: Ruinenberg Potsdam, Löwenburg Kassel-Wilhelmshöhe, Pfaueninsel Berlin etc.

Erst nach 1800 begann man in Preußen, Denkmalschutz und Denkmalpflege (wie man damals meinte) wissenschaftlich zu betreiben. Karl Friedrich Schinkel wurde oberster Denkmalschützer. Ab 1821 setzte er auch in der Provinz Westfalen, auch in Soest, Denkmalüberwachung durch. Er akzeptierte nur Kirchen, Schlösser, Burgen, Ruinen und Kunstwerke aus der Zeit vor 1650

als erhaltenswert¹⁷. Schön, alt und erhaben sollte alles sein, weniger in Westfalen als im preußisch gewordenen Rheinland: Burg Rheineck (Bad Breisig), Burg Sooneck (Niederheimbach), Schloss Stolzenfels (Koblenz-Kapellen), Barbarossaschloss (Sinzig), Schloss Arenfels (Bad Hönningen) etc. wurden mit viel Rekonstruktionsphantasie wieder aufgebaut.

16 Ebd., S. 20. In Venedig fiel 1902 der Campanile von San Marco zusammen. Noch am selben Abend gab Bürgermeister Grimani den Wiederaufbau bekannt „Wie es war, wo es war“. Eine aufkommende Diskussion von Rekonstruktionsgegnern, den Campanile modern wieder aufzubauen, wurde nicht ernst genommen. Kaum ein Venedigbesucher weiß, dass der Campanile „nicht echt ist“ und vor nicht einmal 100 Jahren nachgebaut wurde. Siehe auch Winfried Nerdinger (Hrsg.): Geschichte der Rekonstruktion. Konstruktion der Geschichte. München 2010, S. 342 ff.

17 Johannes Cramer u. a. (Hrsg.): Karl Friedrich Schinkel. Führer zu seinen Bauten, Bd. 1: Berlin und Potsdam. München 2006, S.145ff.

Besondere Bedeutung für die Vorgeschichte von Denkmalschutz und Denkmalpflege hatten die von Schinkel und Kronprinz Friedrich Wilhelm vorangetriebenen Weiterbauten der Marienburg, des unvollendeten gotischen Kölner Doms und der gleichfalls unvollendeten Soester Wiesenkirche.

Komplett abgebrannte Städte wie Neuruppin oder Hamburg wurden nicht etwa historisierend wiederaufgebaut, sondern nach neuestem Stand¹⁸. Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, deren Baugeschichte zu rekonstruieren. Darüber hinaus hatte Profanarchitektur keinen kunstgeschichtlichen oder denkmalrechtlichen Schutzstatus. Sie wurde geschichtsvergessen beseitigt, insbesondere, wenn sie verkehrshinderlich war, den Brandschutzvorschriften widersprach oder als gesundheitsschädlich galt, darunter sehr viele Stadtmauern. Die erhaltene Stadtbefestigung von Soest ist eine ganz besondere Ausnahme. Erst spät begann man mit dem Nachbau ganzer Baublöcke, beispielsweise der 1944 kriegszerstörten Fuggerei in Augsburg oder von Stadtvierteln in Münster, Freudenstadt, Frankfurt etc.

Das ab 1540 gebaute Heidelberger Schloss wurde nach seiner Zerstörung 1693 nicht wieder aufgebaut. Die 1868 aufkommenden Bestrebungen für seinen Wiederaufbau im Schinkelschen Sinne führten zu einem Grundsatzzstreit: Darf ein zerstörtes Werk der Baukunst überhaupt rekonstruiert werden? 1890 setzte sich die neue Auffassung durch: Keine vollständige, auch keine teilweise Restaurierung oder Wiederherstellung des Heidelberger Schlosses, dafür aber Konservierung der Ruine¹⁹. Der Straßburger Kunstgeschichtsprofessor Georg Dehio (1850-1932) machte 1900 daraus das Dogma „Konservieren, nicht restaurieren!“²⁰

Nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges hatte es die Baugeschichte schwer. Bauten, die wir heute als Denkmale verstehen, standen keinesfalls unter Schutz²¹. Trümmer wurden selten bewusst konserviert.

18 Insofern spielte der Denkmalschutz bei Wiederaufbauten keine große Rolle. Auch die nach dem Zweiten Weltkrieg kriegszerstörten deutschen Städte wurden grundsätzlich moderner aufgebaut, als sie vorher waren. Siehe Mohr de Pérez (wie Anm. 15), S. 171ff.

19 Später (1897-1900) wurde doch noch der Friedrichsbau wiederhergerichtet. Siehe Herbert Brunner u. a.: Baden-Württemberg. Kunstdenkmäler und Museen. Reclams Kunstführer, Stuttgart 1985, S. 250ff.

20 Georg Dehio u. a.: Konservieren, nicht restaurieren. Streitschriften zur Denkmalpflege um 1900. Braunschweig 1988, S. 13.

21 An welche Geschichte hätte man sich nach dem Zweiten Weltkrieg klammern wollen? Auf welche Bauten hätte man stolz sein können? Denkmalschutz von Bauten wurde seit je und bis heute quer durch alle politischen Parteien von gebildeten und kunstbeflissenen Schichten, von Universitäten, Herrscherhäusern und Kirchen als Selbstverständlichkeit begrüßt, jedoch von progressiv denkenden, ökonomisch handelnden und an Bautätigkeit Interessierten als sentimental und fortschrittshemmend abgelehnt.

Ausnahmen sind zu Mahnmalen umgedeutete Ruinen der Hauptkirche St. Nikolai (Hamburg), Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche (Berlin), Aegidienkirche (Hannover), Franziskaner-Klosterkirche (Berlin-Mitte) etc.

Manche Nachkriegsruinen wurden noch bis in die 1970er-Jahre in Ost- und Westdeutschland entsorgt, um Platz für einen neuen Anfang zu machen: Schloss Monbijou, Schloss Berlin, Stadtschloss Potsdam, Garnisonkirche Potsdam sowie ungezählte Sakral- und Profanbauten. Andere wurden repariert, wiederhergestellt oder phantasie reich wiederaufgebaut. Kirchen (wie vor allem in Soest), Schlösser, Rathäuser, Museen entstanden so in altem Glanz oder meistens vereinfacht wieder. Zu nennen ist das Berliner Schloss Charlottenburg, das nur deswegen dem Abriss entkam, weil es ein Museum war und von der Museumsdirektorin Margarete Kühn zügig und unkonventionell wiederaufgebaut wurde.

Architekturgeschichte im Dienste von Politik?

Ob Baukunst nach Zerstörung bleiben konnte, ob sie verschwinden musste, ob die Substanz erhalten wurde, ob Reparaturen möglich waren oder ob zeitgemäße Neubauten entstehen durften, das hat und hatte nicht nur mit Kunst und Ästhetik zu tun, sondern auch mit Macht und Einfluss²².

Nach dem Brand (1767) des bereits mehrfach zerstörten und wiederaufgebauten romanisch-gotischen Mainzer Domes (ab 975) wurde dieser 1771-1777 gotisierend-spätbarock wiederaufgebaut, im 19. Jahrhundert sogar in Teilen neogotisch überarbeitet. Nach dem Brand (1689) des romanischen Doms in Speyer wurde dieser 1772-1778 zeitgemäß barock, 1854-1858 jedoch in Teilen neoromanisch rekonstruiert. Zwirner hat den seit 1560 unvollendeten gotischen Kölner Dom 1842-1880 (neo)gotisch fertiggestellt. Die barocke Hamburger Hauptkirche St. Michael brannte 1906 ab und wurde 1907-1912 (neo)barock neu aufgebaut. Jeder Wiederaufbau hat seine eigene, ganz besondere Geschichte.

Architektur im Dienste von Politik? In Osteuropa wurden in postsowjetischer Zeit unzählbar viele Sakralbauten nach historischen Mustern nach- oder wiederaufgebaut, in der Ukraine allein 8.000 (!) neue orthodoxe Kirchen. Die Moskauer Christus-Erlöser-Kathedrale wurde 1931 auf Stalins Befehl gesprengt, aber zwischen 1994 und 1999 als Kopie rekonstruiert²³.

22 Siehe dazu auch Ingo Sommer: Bauherr in Berlin: Macht und Demokratie. Architektur als Teil der Geschichte von Parlamentarismus und Parteien. In: Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 19 (2009), Heft 2. Berlin 2010.

23 Bundesministerium für Verkehr (wie Anm. 10), S. 44; Elena Litzmann: Die Geschichte russisch-orthodoxer Kirchenbauten vor der Revolution 1917 in sowjetischen und postsowjetischen Zeiten am Beispiel der Moskauer Christ-Erlöser-Kirche. Bachelorarbeit Universität Oldenburg. Oldenburg 2009.

Die von den Nationalsozialisten 1938 niedergebrannte Synagoge in Königsberg wurde von der russischen Regierung in Anlehnung an das historische Vorbild soeben als Rekonstruktion fertiggestellt.

Gottfried Semper baute 1838 bis 1841 die Staatsoper Dresden. Sie brannte 1869 ab, wurde 1871-1878 rekonstruiert, 1945 kriegszerstört und 1977-1985 von der DDR wiederum rekonstruiert²⁴.

Wiedererstandene Befestigungs- und Militärbauten waren besonders dazu angetan, Macht und Größe zu demonstrieren. Die französische Festung Carcassonne, das Limeskastell Saalburg/Taunus, die Limeswachtürme und die elsässische Hohkönigsburg erstanden um 1900 als phantasie reiche Rekonstruktionen. Nicht zu vergessen die in den 1950er-Jahren nachgebaute, 9.000 Kilometer lange Chinesische Mauer.

Wenn politisches Unrecht verdeutlicht werden soll, verstummen auch Rekonstruktionsgegner, beispielsweise angesichts der wiederaufgebauten Altstadt von Warschau (1949-1955) und des dortigen Königsschlusses (1971-1988)²⁵ oder der traditionalistischen Wiederaufbauten in Danzig, Breslau, Posen. Im russischen Kaliningrad, der früheren preußischen Residenzstadt, denkt man über einen vollständigen Wiederaufbau des Schlosses Königsberg nach, dessen Überreste 1968 auf Befehl von Breschnew gesprengt worden waren²⁶.

Zu den besonderen politischen Wiedergutmachungen gehört natürlich auch die Altstadt von Dresden. Die „aus Ruinen auferstandene“ Frauenkirche und der rekonstruierte Neumarkt erinnern an die Bombenzerstörungen und Feuerstürme des 13./14. Februar 1945.

Bildungsbürger verlieren ihre Vorbehalte, wenn es um den Wiederaufbau von Gebäuden mit nationalkultureller Bedeutung geht: das Goethehaus in Frankfurt, das Buddenbrookhaus in Lübeck oder der Pavillon der Weltausstellung Barcelona.

24 Nerdinger (wie Anm. 16), S. 355 ff.; Gilbert Lupfer u. a. (Hg.): Architekturführer Dresden, Berlin 1977, S. 28.

25 Beide wurden 1944 durch deutsche Bomber zerstört und danach auf Befehl von Himmler durch die SS gesprengt. In Polen baute man in einer Welle solidarischer nationaler Emotion 150 Altstädte genauso oder ähnlich wieder auf, wie sie vor dem Naziüberfall einmal aussahen. Die Warschauer Rekonstruktionen wurden 1980 UNESCO-Welterbe. Siehe Adrian Buttlar u. a.: Denkmalpflege statt Attrappenkult. Gegen die Rekonstruktion von Baudenkmalern – eine Anthologie. Gütersloh/Berlin/Basel 2013, S. 209.

26 Wulf D. Wagner: Das Königsberger Schloss. 2 Bände. Regensburg 2008 und 2011.

Exkurs: Soest und seine historisierende Baugeschichte

Auch in Soest ist nicht jedes Bauwerk so alt, „wie es glauben machen will“²⁷. In der Provinz Westfalen begannen im 19. Jahrhundert Wiederaufbau und Nachbau historischer Architektur mit der neogotischen Vollendung der gotischen Wiesenkirche. Die nach dem Wiener Kongress neu hinzugekommenen westlichen Provinzen und das bereits 200 Jahre zuvor brandenburgisch gewordene Soest gerieten in das Blickfeld der preußischen Bauverwaltung, denn hier tat sich eine Fundgrube der Bau- und Kunstgeschichte auf. Friedrich Wilhelm III. (1825), Karl Friedrich Schinkel (1833), Friedrich Wilhelm IV. (1814 und 1839 als Kronprinz und 1853 als König), Friedrich August Stüler (1859), Königin Augusta (1865), Friedrich III. (1871 als Kronprinz) besichtigten die Wiesenkirche und die anderen Soester Sakral- und Profanbauten und waren von deren mittelalterlicher Grünsandsteinästhetik begeistert. Wilhelm I. stiftete der Wiesenkirche 1882 zur Einweihung ein künstlerisch gestaltetes großes Fenster. Pläne für die neogotische Vollendung der Wiesenkirche lagen (anders als beim Kölner Dom) jedoch überhaupt nicht vor. So kam es zu zahlreichen phantasievollen Entwürfen für ihren neogotischen Weiterbau und zu Bauzustandszeichnungen, von denen einige als Abbildungen überliefert sind. Sie stehen für die bereits damals geführte Diskussion, ob Baugeschichte rekonstruiert werden darf:

- 1823 Wilhelm Tappe (1769-1823). Landbaumeister Tappe fertigte einen Entwurf zum Aufriss der Westfassade der Wiesenkirche „wie sie ungefähr hat ausgeführt werden sollen“²⁸. Wenn die Abbildung stimmt, wollte Tappe eine „Plattform“ zwischen zwei neogotischen (durchbrochenen) Türmen.
- 1845 Friedrich Wilhelm Buchholtz (1794-1873). Bauinspektor Buchholtz, Absolvent der Berliner Bauakademie, war bei der Preußischen Bezirksregierung Arnsberg seit 1831 für öffentliche Bauten auch in Soest zuständig. Am 10. Juli 1845 reichte er einen Entwurf für den Weiterbau der Wiesenkirche bei der Oberbaudeputation Berlin ein²⁹. Vorbild waren die 1834 bis 1838 wegen Baufälligkeit wiederaufgebauten

27 Jakob Hofmann: Heimatschutz im Soester Wiederaufbau. Die Historisierung und „Enttäuschung“ der Altstadt. In: SZ 125 (2003), S. 223-253.

28 Abbildung in Viktoria Lukas: St. Maria zur Wiese. Ein Meisterwerk gotischer Baukunst in Soest. München/Berlin 2004, S. 19. Gem. Abbildungsnachweis entstammt die Lithografie aus dem Archiv des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege, Münster. Siehe auch Wilhelm Tappe: Die Altertümer der deutschen Baukunst in der Stadt Soest. 2 Bände Essen 1823/24; Franz Mühlen: Die mittelalterliche Architektur der Stadt Soest in neuer Sicht. In: Köhn (wie Anm. 8), S. 637.

29 Ebd., S. 614.

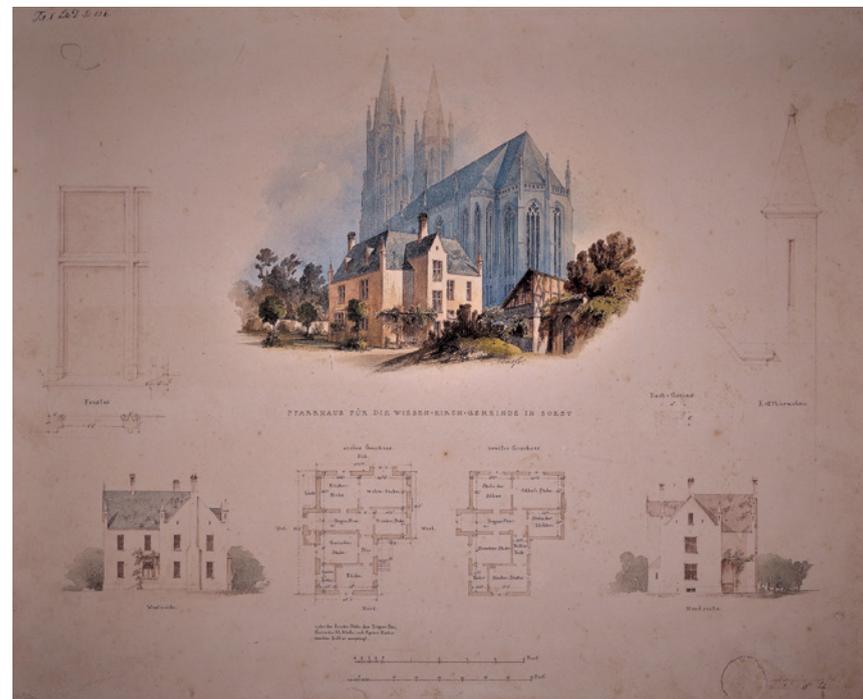


Abb. 7: Entwurf zu einem Gemeindehaus der Wiese-Georgs-Kirchengemeinde Soest von Carl Ferdinand Busse 1846. Techn. Universität Berlin, Architekturmuseum Inv.-Nr. 444

- ten Türme des „Dom des Rheingaus“ in Geisenheim mit einer „Plattform“ zwischen den (durchbrochenen) Türmen³⁰. Der Entwurf wurde von in Berlin abgelehnt.
- 1846 Carl Ferdinand Busse (1802-1868). Der Geheime Oberbaurat Busse besuchte 1825 bis 1827 die Berliner Bauakademie und wurde 1837 bis 1847 in der Oberbaudeputation Berlin zuständig für die Landbauten in der Rheinprovinz und in der Provinz Westfalen. Auf einem perspektivischen Entwurf zum Neubau des Pfarrhauses für die evangelische Wiese-Georg-Kirchengemeinde Soest³¹ sind die Türme im damaligen Planungsstatus (nicht durchbrochen) mit abgebildet. Es ist unklar, ob und wie Busse in die Diskussion um den Wiederaufbau der Türme eingegriffen hat.
- 1846 August Soller (1805-1853). Der Geheime Oberbaurat Soller hatte an der Berliner Bauakademie studiert und galt als Schinkels Lieblings-

30 Der katholische Dom in Geisenheim, eigentlich Pfarrkirche Heilig Kreuz, galt zu der Zeit als einzig verfügbares Beispiel rekonstruierter neogotischer Westtürme. Der Kölner Dom wurde erst 1842-1880 komplettiert.

31 Eva Börsch-Supan: Berliner Baukunst nach Schinkel 1840-1870. Katalogteil. München 1977, S. 560, 563.

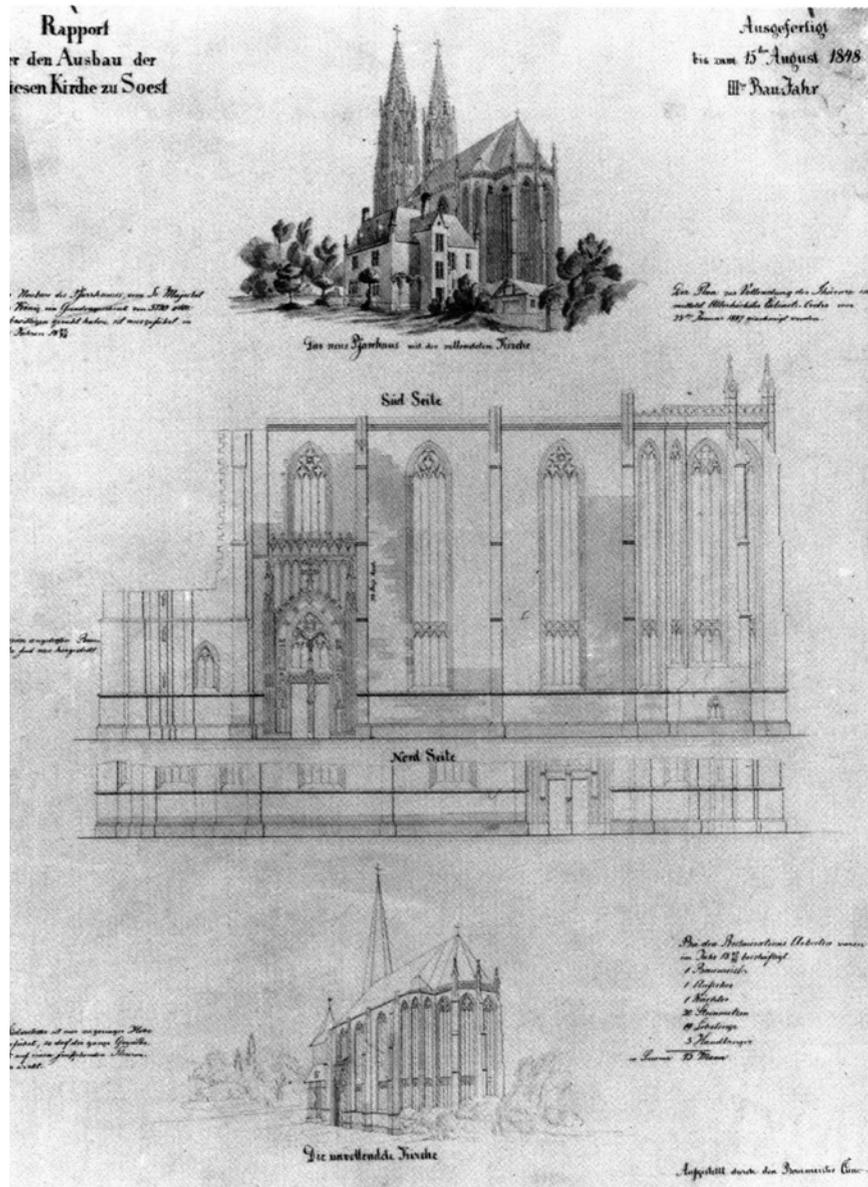


Abb. 8: Baurapport zur Soester Wiesenkirche von Eduard Heinrich Cuno 1848, Stiftung der preuß. Schlösser und Gärten, GK II

schüler. Er war 1837 bis 1853 in der Oberbaudeputation Berlin für den preußischen Kirchenbau zuständig³² und entwarf seit 1841 Varianten

32 Ebd., S. 673, 674.

für Türme der Wiesenkirche, wie sie zwischen 1862 und 1875 realisiert wurden³³.

- 1848 Eduard Heinrich Cuno (1817-189). Der preußische Landbaumeister Cuno hatte an der Berliner Bauakademie studiert, die Baumeisterprüfung abgelegt und war seitdem im preußischen Staatsdienst. Mindestens von 1846 bis 1848 arbeitete er unter dem Arnberger Bauinspektor Friedrich Wilhelm Buchholtz am Weiterbau der Wiesenkirche in Soest³⁴ und fertigte entsprechende Rapporte (Bauberichte) mit Zeichnungen. Die Entscheidung für zwei neogotische (durchbrochene) Türme war wohl zwischenzeitlich gefallen, aber erst 1862 wurde mit dem Aufbau der Türme begonnen.
- 1871 Dombauhütte Soest. Aufriss der Westfassade der realisierten Planung der Wiesenkirche, Rekonstruktionszeichnung der Dombauhütte³⁵.

Die Auseinandersetzungen, in welchem neogotischen Stil man die Türme der Wiesenkirche bauen sollte, dauerten an die vier (!) Jahrzehnte. Noch 1860 lehnte der Preußische Minister der Geistlichen Angelegenheiten einen Nachbau der Türme ab, weil „nicht einmal [...] ursprüngliche Pläne“ vorhanden seien³⁶. Der Streit zog sich hin und wurde erst 1862/63 in Berlin entschieden³⁷. In verblüffender zeitlicher Nähe verliefen die neogotischen Komplettierungen des rheinisch-katholischen Kölner Doms (1842-1880), der westfälisch-protestantischen Wiesenkirche (1846-1882) und des bayrisch-katholischen Regensburger Doms (1859-1869). Die konservativen mittelalterbegeisterten Soester Kunstfreunde des 20. Jahrhunderts, angeführt von Hubertus Schwartz, hatten jedenfalls beträchtliche Probleme damit, dass die Gotik der Wiesenkirche als „wahrer deutscher Baustil“ mit der verhassten Neogotik vervollständigt werden musste³⁸. 1930 schrieb Gustav Wolf versöhnlich, „daß selten die Versuche des 19. Jahrhunderts, im Geiste des 15. zu bauen, so sympathisch in ihren Ergebnissen gewesen

33 Lukas (wie Anm. 28), S. 20. Hubertus Schwartz bemängelte, dass Sollers Entwurf „zwischen den Türmen eine Plattform“ vorsah. Wann und wie die „Plattform“ aus den Planungen verschwand, ist dem Verfasser nicht klar. Auch konnte der Verfasser die originalen Pläne von Soller „im Architektur- und Baumuseum zu Berlin“ nicht aufspüren. Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern. Bd. 3. Soest 1957, S. 113,114.

34 Börsch-Supan (wie Anm. 31), S. 566.

35 Lukas (wie Anm. 28), S. 34.

36 Mühlen (wie Anm. 28), S. 615.

37 Lukas (wie Anm. 28), S. 20-23.

38 Schwartz (1883-1966) war Jurist, Politiker, Kunsthistoriker und Bauforscher. Er war architekturhistorisch sehr gebildet, nicht zuletzt durch seine Berliner, Magdeburger, Stargarder und Danziger Jahre. 1932 kehrte er in seine Heimatstadt Soest zurück. Er hat Soest in zahlreichen Schriften architekturhistorisch beschrieben. Zitat Schwartz (wie Anm. 33), S. 114.

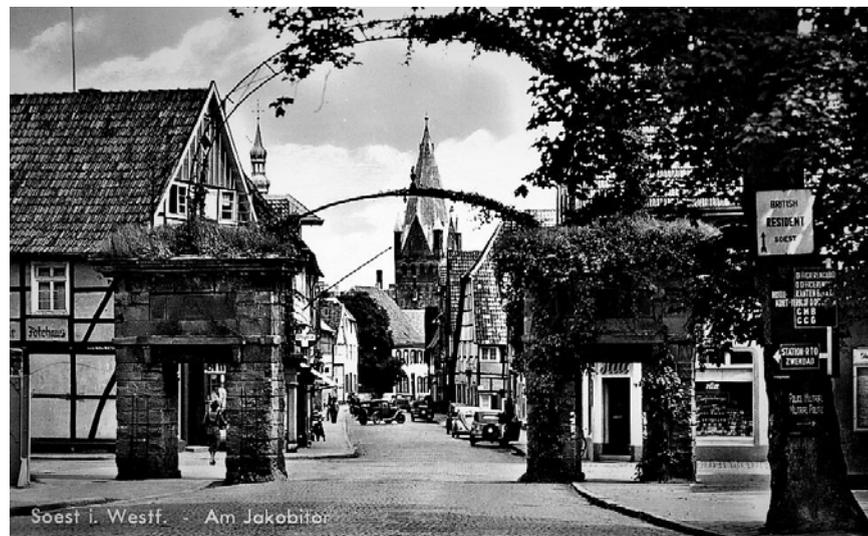


Abb. 9: Das Jakobitor in Soest, 1950er-Jahre. Foto: Stadtarchiv Soest

sind³⁹. Man hatte sich in Soest wohl notgedrungen mit der Rekonstruktion der Baugeschichte abgefunden.

Die preußischen Baudienststellen in Berlin, Münster und Arnberg behielten Soest im Auge und griffen immer wieder in Baugeschichte und Denkmalschutz ein. Sie verhinderten mindestens viermal⁴⁰ (1818, 1868, 1898 und 1911) den von Rat und Kaufmannschaft betriebenen Abriss der Stadtbefestigung und förderten die Umgestaltung der Erdaufschüttungen und Gräften zu romantischen Promenaden (Joseph Nick 1818-1830). Hierzu wurden die Wehrgänge beseitigt, Befestigungsmauern (wegen besserer Sicht in die Umgebung und angeblich gesundheitsförderlicher Durchlüftung (!) der Altstadt) in der Höhe reduziert, Treppen angelegt, Walldurchbrüche geschaffen und später auch der Kattenturm neogotisch überformt. Im Zuge der Promenadengestaltung baute Stadtbaumeister Nick 1828 bis 1830 mit viel Phantasie frei erfundene Schmucktore, sogar mit Tor-schreiberhaus wie am Jakobitor⁴¹ oder auch am Ulrichertor und Thomätor⁴². Gartenbauhistorisch geht die Umgestaltung der Stadtbefestigung zu Parkanlagen auf den obersten preußischen Gartenbeamten Peter Joseph Lenné zurück. Die Beseitigung der nördlichen Abschnitte der Stadtmauer

39 Soester Anzeiger 13.2.1930, zitiert nach Schwartz (wie Anm. 34), ebd.

40 Sommer (wie Anm. 3), S. 57-80. Siehe auch Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern. Bd. 1. Soest 1955, S. 72.

41 Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern. Bildband I. Soest 1958, S. 13.

42 Schwartz (wie Anm. 40), S. 102 und 97.

(1868-1905)⁴³, der Stadttore, Bastionen und Türme konnten die preußischen Denkmalpfleger allerdings nicht mehr verhindern. Immerhin blieben zwei Drittel der Stadtmauer mit Wällen, Gräften, Schonekindbastion, Kattenturm und Osthofentor erhalten. Die Soester Stadtbefestigung ist Mittelalter und romantische Gartengestaltung des 19. Jahrhunderts zugleich, viel mehr als nur „die Wälle“, wie man in Soest sagt. Sie ist ein ganz besonderes Gesamtkunstwerk und deswegen wert, UNESCO-Welterbe zu werden. Man kann nur hoffen, dass das städtische „Wallentwicklungskonzept“ den Denkmalschutz nicht „kaputt“ entwickelt. Ein Blick in die preußischen Gärten in Potsdam und Berlin zeigt, dass Denkmalschutz und zeitgemäße Funktionen nicht kollidieren müssen und dass weniger oft mehr ist. Man käme in Potsdam nicht auf den Gedanken, in den denkmalgeschützten Parkanlagen Radwege neu zu markieren, glatte Betonsteine zu pflastern und moderne Leuchten zu installieren. So wird Soest sicher kein UNESCO-Welterbe, sondern würde als bedrohtes Kulturgut Kandidat für die „Rote Liste“. Soests Ehrenbürger Hubertus Schwartz hätte das niemals verstanden.

Der Grünsandstein von Soest dürfte für die preußischen Baudienststellen sehr ungewohnt gewesen sein, rangierte aber, da Naturstein, ganz oben in der Materialhierarchie. In Soest waren die zehn großen Kirchen und 28 Kapellen der Romanik und Gotik aus eben diesem Grünsandstein gemauert, ebenso die stolzen Profanbauten wie das Romanische Haus (1180) des „Burghofes“⁴⁴ und das auf die Gotik zurückgehende Pilgrimhaus (ab 1294) sowie das Herrenhaus des „Burghofes“ (1559-1560). Es versteht sich, dass die Stadtbefestigung mit ihren Türmen und Bastionen und überhaupt die Soester Grundstücksmauern aus dem günstig zu beschaffenden Grünsandstein, den man dann auch Bruchstein nannte, erstellt wurden⁴⁵ – und natürlich die darauf folgenden Barockgebäude: Haus zum Spiegel (1696), Waisen- und Krankenhaus (1701-1705), Rathaus (1713-1718) sowie die Adelssitze und Herrenhäuser von Friesenhausen (1720), von Köppen (17. Jh.), von Schmitz, von Roßkampff (18. Jh.), von Viebahn

43 Ebd., S. 72. 1868 hatte der preußische Generalstab Hellmuth von Moltke in Berlin den Abriss der Wälle aus fortifikatorischen Gründen verboten, die Beseitigung der nördlichen Wälle zu Gunsten der Bahnanlagen aber gestattet.

44 Ebd., S. 158-175. 1903 berichtete die Zeitschrift Die Denkmalpflege (5. Jahrgang 1903, S. 65) darüber in einem Beitrag von Baurat Carl Ludwig Meyer.

45 Der von Steinmetzen oder Bildhauern behauene und zugerichtete Grünsandstein war im Sakral- und Profanbau bedeutsam und wurde sorgsam mit Mörtel verputzt. Der billigere Abfall oder unbrauchbare Grünsandstein wurde wohl als Bruchstein bezeichnet. Er fand Verwendung für die Mauern der Stadtbefestigung, für Grundstücksmauern etc. Oftmals wurde er nicht einmal vermörtelt, sondern als Trockenmauerwerk aufeinander geschichtet.



Abb. 10: Wohnhaus Herlitzius, Westenhellweg 11, von Heinrich Joseph Kayser (1897-1900)

(18. Jh.), von Michels (1894), von Walrabern etc.⁴⁶ Häuser aus Grünsandstein behielten in Soest, auch zur Zeit von Fachwerk und Ziegelstein, immer Bedeutung für wohlhabende Bauherren, beispielsweise das klassizistische Wohnhaus Nöttenstraße 27 (evtl. Wilhelm Tappe 1802)⁴⁷ oder die klassizistische Ressource (Wilhelm Tappe 1823-1825) oder das wilhelminische Wohnhaus Herlitzius Westenhellweg 11 (Heinrich Joseph Kayser 1897-1900)⁴⁸. Bauten an der Nahtstelle zwischen Expressionismus und Heimatschutzstil wie die Patroklienschule (Paul Schlipf 1928-1929)⁴⁹ bedienten sich ebenfalls des günstig zu beschaffenden Grünsandsteines.

Kaum ein Soester Bauherr, der etwas auf sich hielt, konnte es sich leisten, auf Grünsandstein für Sockel, Portalumrahmung oder Grundstücksmauer zu verzichten. Und sogar das in Soest selten vorkommende Neue Bauen verwendete den historisch überlieferten Grünsandstein als Dekorationselement, beispielsweise beim Bau der Taubstummenanstalt am Brüggering (Gonser & Geißler 1927-1931), der Villa Sternberg (Bruno Paul 1927-1928)⁵⁰ oder dem Haus Torley (Bruno Paul & Heinrich Kötter 1934)⁵¹.

46 Eines der wenigen frühen Gebäude aus Backstein war das 1569-1570 auf dem Vreithof in niederländischem Renaissancestil erbaute Archigymnasium. Siehe Gerhard Köhn: Soest in alten Bildern 1870-1920. Soest 1979, S. 150.

47 Die Angaben zur Nöttenstraße 27 verdankt der Verfasser Anna-Maria Bohnenkamp von der Unteren Denkmalbehörde Soest, E-Mail vom 2.1.2019. Zu Landbaumeister und Architekturtheoretiker Tappe siehe Ludwig Schreiner: Wilhelm Tappe (1769-1823), ein Architekturtheoretiker des 19. Jahrhunderts. In: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte. Bd. 9 (1970), S. 195-234. Tappe verfasste die ersten Schriften zur Soester Architekturgeschichte: Die Altertümer der deutschen Baukunst in der Stadt Soest. Essen 1923. Der zweite Teil folgte posthum 1824.

48 Die Angaben zur Familie Herlitzius, zu den Häusern Westenhellweg 11 und 13, zum Hotel Kaiserhof, zu Wilhelm, Heinrich und Paul Herlitzius verdankt der Verfasser Bernt Herlitzius, Brief vom 13.6.2018.

49 Piesch (wie Anm. 8), S. 751 ff.

50 Thomas Drebusch: Die Soester Villen. In: Alfred Ziffer (Hg.): Bruno Paul. Deutsche Raumkunst und Architektur zwischen Jugendstil und Moderne. München 1992, S. 283-288, 682. Zuletzt: Thomas Drebusch: Bruno Paul – Schönheit ist Freude. Soest 2019.

51 Der Hinweis auf Bruno Paul basiert auf mündlicher Überlieferung. Heinrich Kötter fir-

Der Grünsandstein wurde ursprünglich gerne verputzt, geschlämmt oder angestrichen, und zwar farbig, denn man kannte seine poröse Struktur⁵². Ende des 19. Jahrhunderts erfanden Architekten und Künstler die „Konstruktive Ehrlichkeit“ und das Dogma „Putz ist Lüge“⁵³. 1921 wurde die Fassade der Ressource durch Abschlagen des Verputzes in den von der Denkmal- und Heimatschutzbewegung und sicher auch von Stadtarchitekt Gustav Wolf gewünschten, angeblich puren handwerksgerechten historischen Grünsandsteinzustand zurückversetzt⁵⁴. Auch das Wohnhaus Nöttenstraße 27 wurde 1935 purifiziert und sicher noch etliche Gebäude mehr. Freigelegtes gefugtes Mauerwerk aus Naturstein entsprach auch dem nationalsozialistischen Ideal von „Bodenständigkeit, Schlichtheit, Dauerhaftigkeit, Größe und Macht“⁵⁵. Sogar vor der Purifizierung der Wiesenkirche (1931-1933)⁵⁶ schreckten die Heimatschützer nicht zurück. Etliche der ungeliebten, typisch neogotische Dekorationen wurden entfernt, aus baukonstruktiven wie stilistischen Gründen. Das war in jenen Jahren kein Einzelfall. So schlug man sogar die Renaissance-Putzfassade der westfälischen Wewelsburg ab⁵⁷. Doch deren schreckliche Geschichte ist ein anderes Thema. Es verwundert auch nicht, dass die Soester Kasernen der NS-Zeit wie die Infanteriekaserne am Meinungser Weg (Heeresbauamt Hamm, Georg Rath 1938) mit Hilfe traditioneller Grünsandsteine respekttheischend und heimattümelnd verkleidet wurden.

Den Grünsandsteinen folgte in der Materialhierarchie das Fachwerk aus heimischer Eiche. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhundert, in der Spätgotik, kamen in Soest Holzfachwerkhäuser in großem Stil auf, obwohl der Zimmermanns-Skelettbau schon Jahrtausende gebräuchlich war. Richtig ist, dass Fachwerkverwendung von regionalen, ökonomischen und sozialen Besonderheiten abhing. Die Soester konnten seit 1368 bis ins 19. Jahrhundert kostenlos aus dem nahen Arnsberger Wald Bauholz

mierte mit einem Inserat als Architekt in der Broschüre des Beamten-Wohnungs-Vereins e.G.m.b.H. Soest um 1928. Er betrieb ein gut gehendes Architekturbüro in Soest, Brüderstraße 44, und in Hüsten-Ruhr. Er war auch am Bau der Genossenschaftswohnungen des Beamten-Wohnungs-Vereins zwischen Pagenstraße und Kölner Ring beteiligt.

52 Mühlen (wie Anm. 28), S. 614.

53 Joachim Göres: Putz ist Lüge. In: Süddeutsche Zeitung 21.12.2018, S. 30.

54 Köhn (wie Anm. 46), S. 13.

55 Jürgen Petsch: Baukunst und Stadtplanung im Dritten Reich. München 1976, S. 204.

56 Mühlen (wie Anm. 28), S. 616. Lukas (wie Anm. 28), S. 27-31.

57 Hermann Bartels, Architekt der Reichsführerschule-SS Wewelsburg und Gaukulturwart der NSDAP, propagierte die Freilegung von Natursteinmauerwerk. Es symbolisierte für ihn Germanentum und heldenhafte deutsche Geschichte. Zuständig für den Bau der Wewelsburg war der in Soest beheimatete Gauleiter, Reichsstatthalter und Oberpräsident Alfred Meyer (1891-1945). Siehe auch Karl Hüser: Wewelsburg 1933-1945. Kult- und Terrorstätte. Eine Dokumentation, Paderborn 1987, S. 58.



Abb. 11: vorn links Thomästr. 22, ca. 1920. Foto: Stadtarchiv Soest

beziehen⁵⁸. Die große Zeit des kostengünstigen, schnell aufzurichtenden Fachwerkhauses begann: Einfach gegliedert, konstruktiv, ornamentarm und beengt bei den einfachen Bürgerhäusern – fein abgestimmt, dekoriert, geschnitzt, bemalt und großzügig bei den Großbürgerhäusern⁵⁹.

Man geht davon aus, dass noch heute drei Viertel aller Fachwerkbauten in Deutschland unter Putz oder anderen Verkleidungen verborgen sind⁶⁰. Schon die Soester Heimatschützer der Jahrhundertwende wollten die vermeintlich „echte“ Aura des Fachwerks wiederherstellen. So zielte der Soester Verein Heimatpflege schon seit 1900 darauf, mit Putz oder Blech verkleidete Fachwerkhäuser zu purifizieren, d. h. das „alte gute Gesicht hinter grauer Maske versteckt“⁶¹ wieder sichtbar zu machen. Die Rekon-

58 Schwartz (wie Anm. 40), S. 184.

59 Es ist oft zu lesen, die Soester Eichenfachwerkbauten seien im Renaissancestil errichtet. Für Architekten ist das unverständlich, denn eine „Wiedergeburt“ der griechischen oder römischen Antike ist im Soester Fachwerk nun wirklich nicht zu erkennen. „Renaissancebauten wie in Münster oder Hannover gibt es nicht“, so schrieb der Kunsthistoriker Hermann Schmitz (1882-1946) 1908 über Soest. Siehe Hermann Schmitz: Soest (= Berühmte Kunststätten Bd. 45). Leipzig 1908, S. 70.

60 Man ging 1986 von 1,5 Mio. Fachwerkbauten in der (alten) Bundesrepublik aus. Siehe auch Gerner (wie Anm. 2), S. 11.

61 Gustav Wolf: Von der Zukunft des Soester Stadtbildes. In: Heimatblätter der Roten Erde 1921, Wiederabdruck bei Köhn (wie Anm. 46), S. 194. Es waren wohl nur die vermögenden und fortschrittlicheren Soester Hausbesitzer, die es sich leisteten, die Fachwerkkon-

struktionstheorie hakte, denn es gab auch Fachwerkbauten, die aus gutem Grund mit Schiefer, Schindeln, Biberschwänzen, Brettern, Ziegeln etc. verkleidet waren. Eigentlich unbegründet sollten die Häuser nun plötzlich „ihr Gefüge [...] frei und stolz zur Schau“⁶² tragen. Beispiele ehemals verputzter, jetzt freigelegter Eichenfachwerkfassaden sind das Loerbrocksche Haus⁶³ am Schweinemarkt, später Kreishandwerkerschaft, und in jüngster Zeit das Haus Stern/Meyer, Thomästraße 22 von 1546. Die Soester Denkmal- und Heimatschutzbewegung liebte Holzkonstruktionen und hoch aufragende Ziegeldächer. Sie liebte aber nicht die in bunten Farben gestrichenen Rahmen- und Balkenwerke, wie man sie in Niedersachsen, in Hessen oder Süddeutschland findet. Jetzt begannen die farbfeindlichen Heimatschützer das Fachwerk in Soest schwarz zu streichen und die Ausfachungen weiß⁶⁴.

Es fügte sich, dass die von Hermann Muthesius⁶⁵ seit der Jahrhundertwende propagierten englischen Fachwerkgiebel in Soest seit je üblich waren. Um 1900 kamen auch in Soest vorgeblendete oder aufgesetzte Fachwerkattrappen auf⁶⁶. Wilhelmische Villen und Geschäftshäuser wurden mit Fachwerkimitationen versehen, die hilflos Tradition und Geschichte vorspiegeln. Diese frei erfundenen, vorgesetzten Schmuckgiebel avancierten in Soest zur beliebtesten Gebäudedekoration der Jahrhundertwende.

Am unteren Ende der Materialhierarchie stand in Soest der Sichtziegelbau. Der Verein Heimatpflege versuchte „den unverputzten Rohziegelbau aus dem Soester Raum fernzuhalten, die Verwendung des Grünsandsteins als prägendes Soester Baumerkmal weiter zu fördern“⁶⁷. Wenn irgend



Abb. 12: Wohnhaus Nötenstraße 27, evtl. Wilhelm Tappe 1802, Putz 1935 entfernt. Foto: Verf.

struktionen zu verkleiden. Sie erhofften sich besseren Wetter- und Wärmeschutz. Ein Blick auf historische Abbildungen weist zumindest nach, dass einfache und ärmliche Soester Wohngebiete keine Verkleidungen aufwiesen.

62 Gerner (wie Anm. 2), S. 69.

63 Köhn (wie Anm. 46), S. 89.

64 Schmitz (wie Anm. 59), S. 70.

65 Hermann Muthesius: Das englische Haus, Berlin 1904.

66 Gerner (wie Anm. 2), S. 15, 23, 29,

67 Hofmann (wie Anm. 27).

möglich wurden Sichtziegelbauten nachträglich verputzt, wie die alte Wieseschule oder die alte Petrischule⁶⁸. Der Staat Preußen hatte seit Schinkel den Sichtziegel kultiviert, nachdem dieser auf seiner Englandreise 1826 dessen moderne Einsatzmöglichkeiten studiert hatte. In Berlin und bald auch in den preußischen Provinzen wurden Staatsbauten wie Kasernen, Kirchen, Schulen, Krankenhäuser sowie private Zweckbauten der Schinkel- und Nach-Schinkelzeit zunehmend aus unverputzten Ziegeln erstellt⁶⁹. In Soest waren das: Schulen (alte Petrischule 1854, alte Wieseschule 1855/1860, Pollhofsche⁷⁰ 1874, neues Archigymnasium 1881, Landwirtschaftsschule 1891, Marienschule 1903 etc.), Werkwohnungsbaue (Drostengasse 1889, Grüne Hecke 1889, Eisenbahnerwohnungen etc.), Gewerbebauten (alte Teichsmühle 1895, Brauerei Schmits 1884, Gastwirtschaft Schlotmann Nöttenstraße, Brauerei Topp), Industriebauten (Plange-Mühle 1862, altes Gaswerk Schonekindstraße 1863/1893, Maschinenfabrik Bernhard Ruthemeyer 1868, Schlachthof ab 1881, Elektrizitätswerk Aldegrewerwall 1899, Eisenbahn-Umladehalle⁷¹ um 1900, Eisenbahn-Lokomotivschuppen 1907, Feldmann-Werke 1907, Tischfabrik Jahn 1906, Glühlampenwerk Merkur 1908, Walzwerk Bergenthal & Gabriel 1910 etc.) sowie das Lazarett vor dem Nöttentor⁷² 1868, die Provinzial-Blindenanstalt 1877, das Katholische Krankenhaus 1896, die Feuerwache Pollhof, der Bahnhof Thomätor 1899 etc. Die fünf Soester Ziegeleien⁷³ hatten gut zu tun, aber der Sichtziegelbau wurde mit dem unbeliebten Preußen gleichgesetzt und war zudem Baustoff der Industriellen Revolution. Die Soester Heimatschützer nannten ihn geringschätzig „Schlachthausstil“. Bei der Rekonstruktion von Soester Baugeschichte durfte der Ziegelbau nicht mitspielen und wurde, wenn eben möglich, beseitigt, wie beispielsweise die Teichsmühle (1231 gebaut, 1895 als Ziegelbau errichtet, abgebrochen und als Fachwerk neu gebaut (1938 Paul Schlipf)).

Putz, Grünsandstein, Fachwerk, Ziegel – das waren Fassadenverkleidun-

68 Angaben hierzu gehen auf Meike Rövekamp von der Unteren Denkmalbehörde Soest zurück.

69 Heinz Geisel u. a.: Berliner Ziegelbauten 1830-1980. Bonn 1984, S. 19-84.

70 Köhn (wie Anm. 46), S. 40; zum Folgenden siehe ebd. S. 25, 80, 81.

71 Gerhard Köhn: Soest in alten Bildern, Band 4, Soest 2003, S. 91.

72 Das Soester Lazarett wurde 1868 vom Berliner Bauinspector Carl Niermann entworfen. Techn. Universität Berlin, Inv.-Nr. 7595. Siehe auch Börsch-Supan (wie Anm. 31), S. 639-640. Nach Angaben von Meike Rövekamp von der Unteren Denkmalbehörde Soest stand es am Heinsbergplatz 6.

73 Burkhard Beyer: Verzeichnis der Ziegeleien in Westfalen und Lippe 1905-1953. Münster 2017. Im Kreis Soest gab es zu der Zeit 41 Ziegeleien, fast doppelt so viele wie im Kreis Münster. Der Kampf von Gustav Wolf und dem Verein Heimatpflege gegen die Sichtziegelbauweise war nur bedingt erfolgreich.

gen, die in Soest bei den bis in die 1970er-Jahre verachteten Bauten der Kaiserzeit bunt gemischt vorkamen. Mit ihren oft eklektizistischen Fassadenumhüllungen boten diese Bauten der Gründerzeit und des Wilhelminismus schier unerschöpfliche Dekorationsmöglichkeiten. Anscheinend wahllos wurden vergangene Baustile und großstädtische Moden zitiert⁷⁴. Dieser späthistoristische Überfluss war der Denkmal- und Heimatschutzbewegung in Soest nun doch zu viel:

- individuelle spätklassizistische Wohnhäuser wohlhabender Bürger innerhalb des Soester Stadtmauerreines;
- das nach den Vorgaben von Wilhelm II. und Heinrich von Stephan neoromanisch gestaltete Kaiserliche Postamt Soest (1888);
- prachtvolle wilhelminische Stadtvillen, außerhalb der Stadtbefestigung, an Binnerwällen und Radialstraßen gelegen;
- gründerzeitliche und späthistoristische Kaufmannshäuser am Marktplatz und in Geschäftsstraßen;
- unpassend innerhalb der Soester Stadtumwallung hochgemauerter stuckverzierter Spekulationswohnungsbau, den Berliner Mietskasernen nicht unähnlich;
- das neogotische Elektrizitätswerk im Aldegrewerwall (1899);
- der eklektizistische Kaiserhof am Bahnhof (Caspar Kallenbach 1907).

Genau dieser dekorationsfreudige Späthistorismus missfiel der Soester Denkmal- und Heimatschutzbewegung, denn sie fühlte sich als Bewahrer der wahren deutschen Geschichte und hatte ihre ästhetischen Leitbilder in vorindustrieller Zeit.

Um 1890 rückte die Denkmalpflegebewegung in das öffentliche Bewusstsein. Sie wurde Thema für Architekten, Kunsthistoriker und interessierte Laien. 1899 erscheint erstmals die Zeitschrift „Die Denkmalpflege“ und es wurden erste „Tage für Denkmalpflege“ organisiert. 1898 gründete sich der Deutsche Verein für Wohnungsreform. Der 1904 in Dresden gegründete Deutsche Bund Heimatschutz wollte bewährte Baugeschichte, gewohnte Herstellungsweisen und handwerkliche Überlieferungen. Denkmalschutz und Denkmalpflege sollten im Heimatschutzstil wieder zu Ehren kommen. Ähnliche Ziele hatten die 1901 in Dresden gegründete Kunsterzieherbewegung, die 1902 in Berlin gegründete Deutsche Gartenstadtgesellschaft und der 1907 in München gegründete Deutsche Werkbund. Alle gemeinsam lehnten den gründerzeitlichen und Wilhelmi-

74 Siehe hierzu mehrere Veröffentlichungen des Verfassers, die sich mit der wilhelminischen Baukunst befassen, vor allem: Ingo Sommer: Zwischen Tradition und Moderne. Wilhelm II. und die Baukunst. In: Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Neue Folge 25, Heft 2 (2015), S. 157-209.

nischen Historismus ab.

Der Soester Verein für Geschichte von Soest und der Börde geht auf 1881 zurück. Er hat sich später mit dem 1904 gegründeten Verein Heimatpflege zusammengeschlossen. Ein Verschönerungs-Verein war in Soest schon früher gegründet worden. Der erste Vorsitzende und Gründer des Bundes Heimatschutz und spätere NS-Kulturpolitiker Paul Schultze-Naumburg (1869-1949)⁷⁵ war ein Verehrer der Soester Baukunst. Ebenso begeistert von der Soester Baugeschichte war der Kunsthistoriker Wilhelm Pinder (1878-1947), der seit 1910 Soest und seine Baugeschichte in seinen „Blauen Büchern“ feierte und 1934 ganz Soest zum Nationaldenkmal erklären lassen wollte⁷⁶. Ricarda Huch (1864-1947)⁷⁷ lobte Soest als „Gnadengabe der Schönheit“⁷⁸. Der Heimatschutzarchitekt Paul Schmitthenner (1884-1972), Professor in Stuttgart und Hauptvertreter der konservativen Stuttgarter Schule, durfte ab 1915 für eine Stadt Soest mit 46.000 Einwohnern planen⁷⁹.

Besonders heimatbegeistert und grünsandsteinfanatisch war seit seinem ersten Soestbesuch 1910 der Schmitthenner-Schüler Gustav Wolf⁸⁰. Er gebärdete sich radikal und antimodern und wollte gar Spreng- und Abbruchkommandos, um die von ihm bevorzugte traditionelle Architektursprache durchzusetzen. Zusammen mit seinen Soester Freunden von der Heimatschutzbewegung wollte er die Baugeschichte, wie er sie verstand, rekonstruieren, notfalls auch nachhelfen (Walldurchbrüche, „Burghof“, Ressource etc.).

Euphorische Heimatschutzgedanken und Traditionssehnsucht spielten

75 Er kam oft nach Soest und zeigte Abbildungen gut gestalteter Soester Bauten in seinen Büchern. Siehe auch: Paul Schultze-Naumburg: Kulturarbeiten. Band 4: Städtebau. München 1906, S. 396, 407, 408.

76 Hans Rudolf Hartung: Soest. Rundgänge. Soest 2000, S. 47.

77 Ricarda Huch: Um Freiheit und Glauben. In: Merian, Heft 7 (1955), S. 30-33.

78 Hubertus Schwartz: Soest, alte Stadt in unserer Zeit – Mittelalter in der Gegenwart. Soest o. Datum, etwa 1956, S. XIV.

79 Friedrich Wilhelm Landwehr: Der Wettbewerb für die Stadterweiterung von Soest 1915. In: Köhn (wie Anm. 8), S. 693.

80 Gustav Wolf hatte großen und anhaltenden Einfluss auf das konservative Stadtbild von Soest. Er war, nachdem er 1915 für Schmitthenner den Wettbewerb Soest bearbeitet hatte, 1920 bis 1922 Stadtarchitekt von Soest und nach einigen beruflichen Stationen von 1938 bis 1952 Landesbaupfleger von Westfalen. Insofern konnte er das traditionalistische, am mittelalterlichen Ideal orientierte Stadtbild von Soest unnachlässig durchsetzen. Er stilisierte den Soester Grünsandstein zum Produkt handwerklicher Arbeit im Sinne einer germanischen Blut- und Bodenideologie und stand dem NS-Gedankengut sehr nahe. Noch 1953 bezeichnete er den in Soest beheimateten Gauleiter und Teilnehmer der Wannsee-Konferenz Alfred Meyer als „menschlich gediegen“. Gustav Wolf: Erinnerungen an gemeinsame Arbeit. In: Heimatkalender des Kreises Soest 1953, S. 27-29; ders.: Die schöne deutsche Stadt. Norddeutschland. München 1913; Julius Posener: Berlin auf dem Wege zu einer neuen Architektur. Das Zeitalter Wilhelms II. München 1979, S. 242, 329 ff., 636.



Abb. 13: Einfriedungsmauer, Prunkpforte und Kastellanhaus am Burghofmuseum, Gustav Wolf (1920-1922). Foto Verf.

eine Rolle, als die Stadt Soest 1905 den „Burghof“ (geb. 1200) kaufte und zusammen mit dem Herrenhaus (geb. 1559) 1911 zu einem Burghofmuseum umbaute, eine Art „Museumsinsel“ für Soest. Der Verein Heimatpflege schaltete bei der Gestaltung der Umgebung die Berliner Denkmalpflegebehörden ein, ließ 1920 bis 1922 nach Plänen von Gustav Wolf ein frei erfundenes Grünsandstein-„Kastellanhaus“ und eine Einfriedungsmauer mit Prunkpforte bauen.

Das angenehme und bei Besuchern beliebte Stadtbild von Soest hat viel mit heimatschutzbewegten Baubeamten und traditionsbewussten Kommunalpolitikern zu tun⁸¹. Nicht zu vergessen die zahlreichen Laienhistoriker und Heimatschutzpolitiker⁸² wie Adolf Clarenbach (1877-1952) und

81 Zu nennen sind in der 1. Hälfte des 20. Jh. Stadtarchitekt Gustav Wolf (1920-1922), Stadtbaurat Dr. Adolf Holtschmidt (1922-1925), Leiter des Stadterweiterungsamtes Paul Schlipf (1925-1931), Stadtbaurat Papst (ab 1933), Stadtbaurat Dr. Günther Schmidt (bis 1945), Stadtbaurat Alfred Canzler (bis 1945), Stadtbaumeister Fritz Stork (1946-1949), Stadtbaurat Heinrich Schäfer (1949-1964). Aus dem staatlichen Bereich hatten Landbaumeister Wilhelm Tappe (1819-1823), Bauinspektor Friedrich Wilhelm Buchholtz (1831 bis um 1860) sowie Carl Ludwig Meyer (um 1900-1923) und August Dambleff (um 1935-1965) großen Einfluss auf das traditionalistische Soester Stadtbild, wengleich sie für kommunale Angelegenheiten nicht zuständig waren. Als dem staatlichen Bauwesen in Soest verpflichtet nennt Hubertus Schwartz weitere Personen, die alle mit dem Weiterbau der Wiesenkirche zu tun hatten; siehe Schwartz (wie Anm. 33), S. 114.

82 Ab 1905 traf sich über die Jahrzehnte regelmäßig ein Stammtisch der Heimatschützer zum Thema der „Wiedererweckung des Kultur- und Geschichtsbewußtseins in Soest“. Einflussreiche Teilnehmer waren Adolf Clarenbach und Hubertus Schwartz. Alle Vorsitzenden von Geschichts- und Heimatvereinen sowie die leitenden Baubeamten dürften dort vertreten gewesen sein. Siehe auch: Clemens Herbermann: Senator D. Dr. Hubertus Schwartz zum 70. Geburtstag. In: Heimatkalender des Kreises Soest 1953, S. 109

Hubertus Schwartz. Sie bewirkten 1939 eine Ortssatzung zur Erhaltung des „mittelalterlichen Stadtbildes“⁸³. Im und nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in Soest ohne Diskussion weiter daran gearbeitet, das angeblich mittelalterliche Stadtbild zurückzugewinnen. Andere mittelalterliche Städte, wie beispielsweise Lübeck, diskutierten über großflächige Abrisse und autogerechte Stadtplanung. Die meisten Rekonstruktionsprojekte, Wiederauf- oder Nachbauten des 20. Jahrhunderts sind längst Bestandteil der Soester Baugeschichte und des ganz normalen Alltags geworden:

- 1905 neogotisch rekonstruiertes hohes Zeltdach Osthofentor, davor flach geneigtes Dach;
- ab 1905 städtische „Museumsinsel“ „Burghof“ mit „Kastellanhaus“ (Gustav Wolf) von 1920-1922;
- 1930 Transformatorenhaus Osthofentor, neoromanischer Neubau ähnlich einem „Torschreiberhaus“ (Paul Schlipf);
- 1937 Haus Romberg, Jakobstraße, frei interpretierter Fachwerkbau;
- 1941 spätgotisches Haus Kuhfuß, Marktstraße 7, 16. Jh., 1940 zerstört, von NS-Staat als sofortiger Wiederaufbau verändert, in Teilen neogotisch rekonstruiert;
- 1945 bis 1956 neogotische Bogengänge an verschiedenen Stellen der Stadt nachträglich aus Grünsandstein als romanische Arkaden in Erd- und Ladengeschosse vorhandener Gebäude eingebaut⁸⁴;
- 1946 Haus Hagen, Thomästraße 30/32 (Gisbert Bartholme), modern erbaute Fabrikantenvilla von 1928 umgebaut zu biedermeierlich-spätbarockem Stadtpalais⁸⁵;
- ab 1946 Fachwerkgiebel von Geschäftshäusern als Schmuckfassaden bei Wiederaufbauten vorgeblendet (Schuhhaus Lange, Leder Faber etc.);
- 1949 Hotel Andernach, Thomästraße 31 (Ernst vor dem Brocke), frei

83 Gerhard Köhn: Soest in alten Bildern. Band 4,2: 1919-1939. Soest im Nationalsozialismus. Soest 2006, S. 393.

84 Ideen für nachgebaute Arkaden kamen bereits in den 1920er-Jahre auf. Paul Schlipf, Carl Ludwig Meyer, später vor allem August Damblyff und Hubertus Schwartz sahen darin hervorragende Anknüpfungsmöglichkeiten an die historischen Bogengänge am romanischen St.-Patrokli-Münster, am barocken Rathaus, am spätgotischen Haus Kuhfuß (1540) etc. Vor dem Zweiten Weltkrieg nachgebaute Bogengänge finden sich an der Patrokli-Schule und in der Wiesenstraße 15/17. Nach 1945 wurden die Ideen wieder aufgegriffen. Schwartz forderte viel mehr Bogengänge; Wolf forderte 1945 sie vom Bahnhof bis in die Innenstadt. In der architektonischen Realisierung sind die Bogengänge reine Phantasieprodukte, die nie so bestanden haben. Im Hintergrund spielte natürlich auch Verkehrsplanung eine Rolle, denn man versprach sich mehr Platz für Automobile.

85 Piesch (wie Anm. 8), S. 763. Thomas Spohn: Hubertus Schwartz (1883-1966) - „Soest in seinen Denkmälern“. In: SZ 120 (2008), S. 128.

- nachempfunderer Neubau;
- 1949 Doppelhaus Thomästraße 14-16 (Karl-Heinz Beyerling), frei nachempfunderer Nachbau giebelständiger Soester Fachwerkhäuser;
- 1950 Ärztehaus Isenacker 10-12 (Gisbert Bartholme), frei interpretierter Neubau nach dem Muster biedermeierlich/spätbarocker Wohnhäuser;
- 1953 bis 1954 Kreuzgang St. Patrokli, nach romanischem Vorbild vereinfacht ergänzt;
- 1979 gründerzeitliches Haus Am Vreithof 6, zurückverwandelt in spätbarockes Stadthaus.



Abb. 14: Thomästraße 14-16, Karl-Heinz Beyerling 1949. Foto Verf.

Manche Entwürfe für Rekonstruktions-, Wiederaufbau- oder Nachbauprojekte scheiterten, wie die in frei interpretierter mittelalterlicher Burgenarchitektur 1915 entworfenen Walldurchbrüche⁸⁶, wie der Entwurf der Reichsbauverwaltung von 1924 für das neue Finanzamtsgebäude in



Abb. 15: Ärztehaus Isenacker, Gisbert Bartholme 1950. Foto Verf.

86 Landwehr (wie Anm. 79), S. 710, 711.

der Wiesenstraße 15 mit seinen Lübecker Treppengiebeln⁸⁷ oder die Uminterpretation des wilhelminischen Geschäftshauses Markt 13 zu einem Bogenganghaus in Heimatschutzarchitektur. Das verrückteste Rekonstruktionsprojekt der Nachkriegsjahre wurde nicht umgesetzt, „das fehlende Viertel des Walles vom Soestbach bis zum Osthofentor aus Trümmerschutt wiederaufzuschütten“⁸⁸. Aktuell sorgt der Vorschlag, 24 Türme der Soester Stadtbefestigung zu rekonstruieren, für müde Aufmerksamkeit.

Im 20. Jahrhundert wurde Soest Mittelpunkt der von Preußen gern gesehenen Denkmal- und Heimatschutzbewegung in Westfalen – ein Sonderfall, der auch mit einigen wenigen ästhetisch und historisch handelnden Personen zu tun hatte. Das Paradoxe: Sie verehrten die Historie des Mittelalters, verachteten aber den Historismus des 19. Jahrhunderts. Die traditionellen Materialien Grünsandstein und Fachwerk lebten auf und der Stadtgrundriss innerhalb der Stadtbefestigung blieb tatsächlich weitgehend erhalten. Das konservative Gedankengut, gerne auch durch Rekonstruktionsprojekte, Wiederauf- und Nachbauten sowie phantasiereiche Retrobauten ergänzt und angereichert, hielt sich in Soest über die Weimarer Republik und die NS-Zeit und ungewöhnlich lange bis Anfang der 1960er-Jahre. Kaum jemand fragte, ob Baugeschichte rekonstruiert werden darf⁸⁹. Das ist schon ein Sonderfall der Architekturgeschichte und ein ganz spezieller Soester Geist! Die Kontinuität ist noch heute spürbar.

87 Die Angaben zur Wiesenstraße 15 und 17 verdankt der Verfasser Anna-Maria Bohnenkamp von der Unteren Denkmalbehörde Soest, E-Mails vom 15.1. und 1.3.2019. Das Reichsbauamt Dortmund und die Reichsbauverwaltung des Reichsfinanzministeriums hatten 1924 bei der Stadt Entwürfe für den Neubau des Finanzamts Soest in der Wiesenstraße 15 vorgelegt. Insbesondere der Entwurf mit den Treppengiebeln stieß auf den Widerstand des Soester Stadtbaurates Holtschmidt. Das heute dort befindliche Gebäude Wiesenstraße 15 wurde offenbar nach dem Krieg wiederaufgebaut und diente lange als Bürohaus für Landesbehörden. Seine drei romanischen Grünsandsteinjoche tragen die Jahreszahl 1925. Das in den 1920er-Jahren ähnlich gestaltete Nachbarhaus Wiesenstraße 17 verfügte bereits seit seiner Erbauung über einen dreijochigen Arkadengang. Es wurde im Kriege im Bereich des Arkadenganges zum Teil zerstört, aber wiederaufgebaut.

88 Piesch (wie Anm. 8), S. 747.

89 Der Soester Stadtplaner Friedrich Wilhelm Landwehr (1975-2001) hat die Planungen des Wiederaufbaus aufgearbeitet und sich detailliert mit den handelnden Personen Hubertus Schwartz, August Dambleff, Adolf Clarenbach, Gustav Wolf und Heinrich Schäfer befasst, die einen modernen Aufbau der Stadt verhinderten. Die Stilrichtung des Neuen Bauens sollte „unter allen Umständen in der Altstadt verhütet werden [...], denn das Bild unserer Stadt lasse sich noch retten“. Nach 1945 wurden Denkschriften verfasst, Verunstaltungssatzungen aufgestellt, Fluchtlinienpläne gezeichnet, Bebauungspläne beschlossen, Architekturausstellungen veranstaltet, um den „Soester Baustil“ durchzusetzen. „Man griff auf die Vergangenheit zurück, weil man möglichst ohne Fehlgriff die Gestalt und das Erscheinungsbild der Stadt erhalten wollte“, so Landwehr in: Die Anfänge der Planungen für den Wiederaufbau Soests. In: Ilse Maas-Steinhoff (Hrsg.): Nachkriegszeit in Soest. Soest 2011, S. 97 ff.

Jedenfalls hat diese radikale Stadtbildpflege auch die schlimmsten Nachkriegsbausünden verhindert. Die Versuche, Soest in den 1960er-Jahren zu einer autogerechten Stadt umzubauen, konnten dem Stadtbild nicht viel anhaben. Die Pläne für einen Verkehrstunnel unter dem Marktplatz lagen Anfang der 1960er-Jahre schon auf den Zeichentischen der Stadtplaner, verschwanden aber schnell wieder in den Schränken, wie der Verfasser als Werkstudent im Stadtbauamt erstaunt beobachtete. Es ist keine Frage: Soest hat dieser architekturhistorischen Kontinuität sein ganz besonderes Aussehen zu verdanken.

Rekonstruktionsgegner oder Rekonstruktionsbefürworter?

Man fragt sich zum Schluss: Darf denn nun Baugeschichte rekonstruiert werden? Die Antwort kann nicht befriedigen, denn es hat schon immer und überall in der Bau- und Stadtbaukunst Wiederaufbauten, Nachbauten und Rekonstruktionen in historisch genauer oder nachempfunderer traditioneller Architektursprache gegeben. Die Renaissance kopierte, baute und zitierte seit 1500 die griechische und römische Antike. Klassizismus im 18. und 19. Jahrhundert wie auch Albert Speers Neoklassizismus im 20. Jahrhundert waren ebenso in die antike Architektur verliebt. Historismus gar baute seit 1850 alles nach: Romanik, Gotik, Renaissance, Barock.

In Soest wurde zwischen 1900 und den 1950er-Jahren der Heimatschutzstil besonders beliebt. Er war weder kitschig noch trivial, vielleicht ein wenig sentimental und nach innen gekehrt, eben besonders „soestisch“. Soest sähe völlig anders aus und wäre sicher hässlicher, wenn es dieses halbe Jahrhundert konservativer Architektur nicht gegeben hätte.

Beide, die Rekonstruktion und das konservierte Original, können wichtige Erinnerungsorte sein. Der Gedächtnisort kann aber leider nicht immer auf authentische Baumaterialien und erhaltene Konstruktionen zurückgreifen. Wenn Baukunst rekonstruiert werden soll, wird die vollständig neue Nachbildung des ursprünglichen Zustandes wohl eine Ausnahme bleiben: vertretbar nur als zum Verständnis erforderlicher Sonderfall, wenn sie besonders starke politische oder zeitgeschichtliche Symbolkraft hat, wenn sie in nachbarschaftlichem kunsthistorischem Zusammenhang steht, wenn sie einmalige städtebauliche Räume vervollständigt. Der Historismus kehrt deswegen nicht zurück! Es bleibt spannend, wie sich die Rekonstruktionsphantasie weiterentwickelt.

Baukultur, die alte und die neue Architektur zusammen liegen bunt zusammengewürfelt vor unseren Augen. Wachsender Bürgersinn will historische Erinnerungsorte und zurückgewonnene Stadtbilder. Er will aber

auch das Neue, Ungewohnte, Mutige. Er will ein ausgewogenes Nebeneinander von Gegenwart und Geschichte. Niemand sollte uns den Gegensatz einreden: Moderne gegen Tradition, Gegenwartsarchitektur gegen Baugeschichte. Der wirkliche Gegensatz ist gute gegen schlechte Architektur.

JOHANN MARIA GROPP

PARIS IM SINN¹

Sehr geehrter Herr Bürgermeister Dr. Ruthemeyer, sehr geehrte Frau Dr. Werntze, liebe Freunde und Verwandte Franz Nölkens, erlauben Sie mir ein Wort des Dankes. Vor 60 Jahren besuchte ich als Kind mit meinen Eltern meine erste Ausstellung mit Werken von Franz Nölken, es kamen durch die Jahrzehnte einige weitere dazu, dies ist die erste von allen überhaupt, die einen Bezug zu Nölkens eigentlicher Heimat herstellt, allein schon dafür, wie auch für diese eindrucksvolle Ausstellung selbst, gebührt Ihnen, Frau Dr. Werntze, großer Dank!

Es mag zweifellos manchen unter Ihnen geben, der gern den tieferen Grund wissen möchte, warum wir hier in Soest und nicht in Paris zu einer Ausstellungs-Eröffnung mit dem Titel: „Paris im Sinn – Hommage an Franz Nölken“ versammelt sind. Dieser tiefere Grund liegt in meiner Familiengeschichte, die mütterlicherseits eine jahrhundertealte Verbindung zu dieser Stadt und ihrer Umgebung aufweist. Im Interesse der Sache bitte ich mir zu verzeihen, dass ich Teile dieser Geschichte, als letzter Abkömmling des Familienzweigs, dem auch Franz Nölken entstammt, vor Ihnen ausbreite, sie wird Ihnen jedoch zeigen, dass Sie mit Fug und Recht Franz Nölken als einen der Ihren bezeichnen können.

Meine Kenntnisse gehen teilweise auf die Forschungen Franz Nölkens selbst zurück, sie sind in unsere mündlich tradierte Familiensaga eingeflossen. Der Stammvater der Familie soll ein sogenannter Raubritter namens Arnold gewesen sein, der in der Zeit vor der Reformation Unfrieden damit stiftete, dass er mit den Seinen Geld – angeblich für die Kirche – eintrieb. Als dieser Landstrich protestantisch wurde, verloren er und die Mitglieder seiner Sippe im Zuge der Reformation Haus und Hof. Manche, die Ländereien hatten retten können, betrieben von nun an Landwirtschaft, andere, die lesen und schreiben sowie musizieren konnten, nutzten ihre Fähigkeiten zu pädagogischen Zwecken und wirkten als orgelschlagende Dorfschulmeister.

¹ Manuskript des Vortrags anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Paris im Sinn – Hommage an Franz Nölken“ am 7. April 2019 im Museum Wilhelm Morgner Soest.

Der erste urkundlich erwähnte Träger des Namens „Nölken“ – Michael Nölken – findet sich im Borgeler Kirchenbuch, er lebte von 1588 bis 1699, das stolze Alter von 111 erreichend. Der Name Nölken hat sich nach der Lesart unserer Familie aus einem Diminutiv von Arnold entwickelt – das „Arnöldeken“ wurde zu Nölken.

Familiengeschichten, die einzig aus Ansammlungen von Daten bestehen, werden unsere Anteilnahme nie so wecken können, wie jene, die Erlebnisberichte eigener Erfahrung sind. Eine solche Quelle ist die Abschrift eines handschriftlichen Lebenslaufes des Lehrers Wilhelm Nölken – Franz Nölkens Großvater –, der plastisch die Lebensumstände jener Zeit dokumentiert.

1787 zu Berksen geboren, hatte er im zarten Kindesalter von neun Jahren einen „Schlagfluss“, wie es damals hieß, und war dadurch halbseitig gelähmt, sehr zum Entsetzen seiner Mutter, die darin eine göttliche Strafe für eigene Verfehlungen sah. Es zeigten sich bei ihm früh intellektuelle Ambitionen, über die Zeit auf seinem Krankenlager bemerkte er im Alter Folgendes: „jetzt verspürte ich Lust mein Buch (sic!) zu gebrauchen und mich im Buchstabieren zu üben“.

Sein Leiden wuchs sich erstaunlicherweise nach und nach aus und mit 15 Jahren war er schulisch – erst durch den Besuch der sogenannten „Klipperschule“, wo Plattdeutsch „lesen und beten“ gelehrt wurde und dann hauptsächlich durch den Unterricht seiner Mutter und Großmutter, mit denen zusammen er als Kind das Vieh gehütet hatte – so weit gebildet, dass er auf eigenen Wunsch die Schule in Dinker für fünf Jahre besuchen konnte und man ihn dort für die Laufbahn des Lehrers bestimmte. 1802 kam er dann zum Abschluss seiner Ausbildung in die Lehre des gestrengen Inspektors Sybel hier in Soest und wurde in einem Seminar auf das Amt des Schulmeisters vorbereitet, die nötigen Prüfungen legte er auch hier in Soest ab. So schildert er eine im Kopfrechnen, da diese Rechenart „ihm aber bei der Prüfung völlig neu war“, wie er etwas trotzig bemerkt, fiel er allerdings mit Pauken und Trompeten durch.

Tafelrechnen konnte er, „aber, dass es so etwas gäbe, habe er nicht gewusst.“ Diese persönliche Niederlage koinzidierte mit der für Preußen fatalen Schlacht von Jena 1806, was er für sich selbst als eine Art Omen empfand; ein Jahr später wendete sich das Schlachtenglück, er bestand alle Prüfungen und wurde mit 20 zum Lehrer in Hattrop gewählt.

Nun folgen in seinen Erinnerungen Berichte über Jahre voller Turbulenzen infolge der napoleonischen Kriege. Für vernünftige Schulbauten oder Reparaturen an ihnen fehlte oft das Geld, die französische Verwaltung machte das Leben dabei nicht leichter, die Heizung des Schulgebäudes musste zeitweise von dem Schulgeld bestritten werden, das die Eltern für ihre Kinder entrichteten – eigentlich sein Lebensunterhalt – 48 Taler im

Jahr, mit dem Ergebnis, dass entweder der Lehrer hungerte oder die Kinder frieren mussten. Wilhelm Nölken hatte zehn Kinder von zwei Frauen, vier Kinder starben wie die erste Frau früh. Der einzige Sohn Franz ist der Vater Franz Nölkens. Nach 56 Jahren im Amt konnte Wilhelm Nölken mit 76 den Schuldienst aus Gesundheitsgründen nicht mehr versehen und starb im Jahr darauf.

Die Ahnen seines Enkels, den wir hier ehren, stammen aber nicht nur väterlicherseits aus Soest und seinem Umland, auch mütterlicherseits ist seine Familie Soest verbunden. Seine Großmutter Emilie Althoff, geboren 1829 hier in Soest, heiratete 1851 den Lüdenscheider Fabrikanten und Publizisten Gustav vom Hofe. Die vom Hofes gehörten zur Schicht der dort so genannten „Meistgeerbten“, sie hatten für Wehrdienste im frühen Mittelalter Grundbesitz bekommen, der ihnen den wirtschaftlichen Aufstieg bereits zur Zeit des Frühindustrialismus sicherte. Damit gehörten sie zu den Patriziern der Stadt, die deren Geschicke jahrhundertlang lenkten. Gustav vom Hofe hatte sich bereits in der Zeit des sogenannten „Vormärz“ politisch für die liberale Sache stark gemacht, sein „Volksfreund für den Kreis Altena“ war eins der radikalsten Blätter auf der Seite der Revolution.

Er kooperierte dabei, was für die Zeit außergewöhnlich ist, auch mit dem späteren Vater der westfälischen Sozialdemokratie, Carl Wilhelm Tölcke. Nachdem sich der pragmatische Flügel des Liberalismus nach 1848/49 mit Preußen arrangierte und er nur mit dem Stellvertreterposten des Stadtverordneten abgefunden worden war, starb Gustav vom Hofe schließlich 1861 politisch verbittert. Seine 1854 geborene Tochter Helene sollte die Mutter Franz Nölkens werden, dem diese Hommage gewidmet ist. Wie es dazu kam, erinnert etwas an eine Opera buffa, in der der junge Verehrer der Tochter des Hauses sich in Gestalt des Musiklehrers Zutritt verschafft.

Der Sohn des Lehrers Wilhelm Nölken, Franz Nölken, war wie sein Vater Lehrer geworden, aufgrund einer starken musischen Doppelbegabung jedoch nicht für allgemeinbildende Fächer, sondern für Musik und Zeichnen und übte diese Tätigkeit auch privat in Lüdenscheid aus. So kam er in das Haus der vom Hofes, in dem die junge Witwe Emilie vom Hofe (geborene Althoff aus Soest) mit ihren Kindern Helene und dem kleinen Emil nach einem geeigneten Bräutigam für Helene Ausschau hielt. Franz Nölken und seine Familie waren ja bei den vom Hofes beileibe keine Unbekannten, er brauchte sich bei jemandem, der aus Soest stammte, nicht vorzustellen. Beim vierhändigen Klavierspiel verliebten sich nun Helene und Franz, wie es sich für eine Opera buffa geziemt, schließlich kam es zur Verlobung.

Das Einzige, was nun noch ausstand, war eine standesgemäße Anstellung des Bräutigams. Diese fand sich an der „Gelehrten-Schule des Johanne-



Abb. 1: Franz Nölken mit Eltern und Schwestern

ums“ in Hamburg, wo fürderhin Franz Nölken Musik und auch Zeichnen unterrichten sollte. So fand die Heirat zwischen Helene vom Hofe und Franz Nölken am 25. August 1874 in Lüdenscheid statt. Allen Zeugnissen zufolge muss es sich um eine exemplarisch glückliche Ehe gehandelt haben, eine Verbindung von Geld und Begabung, aus der nach den Schwestern Else und Emilie im Jahre 1884 Franz Nölken hervorging (Abb. 1).



Abb. 2: Die Maler Walter A. Rosam, Friedrich Ahlers-Hestermann und Franz Nölken (v. l.)

Auch sein Leben war, wie das seiner Eltern, von sprichwörtlichem Glück geprägt, was er anpackte, schien ihm zuzufliegen und zu gelingen, er war von Kindesbeinen an ein Götterliebling und wurde entsprechend verhätschelt. Spielerisch lernte er als Kind von seinem Vater Zeichnen und Klavierspielen, zeigte in beidem eine überdurchschnittliche Begabung und wurde als Wunderkind am Klavier von den Eltern der Gesellschaft präsentiert, so auch in Lüdenscheid.

Am Johanneum, wo der Vater unterrichtete, war er brillanter Schüler, fand gleichgesinnte Freunde fürs Leben, die beiden Maler Friedrich Ahlers-Hestermann und Walter Rosam (Abb. 2) und seinen späteren Schwager, den Kunsthistoriker Walter H. Dammann (meinen Großvater). Die einzige Krise zeichnete sich ab, als er sechzehnjährig, nachdem sein Freund Ahlers-Hestermann vor dem Abitur abgegangen war, um Maler zu werden, seinen Eltern eröffnete, er habe das gleiche vor. Das Kollegium am Johanneum wollte jedoch einen so begabten Schüler ungerne gehen lassen. Aber seine Eltern waren liberal und musisch, einzig entscheidend war für sie, was der Begabung ihres Sohn gerecht wurde; so ging seine Mutter Helene mit einer Mappe der Arbeiten ihres Sohnes, um das Terrain zu erkunden, zum Direktor der Hamburger Kunsthalle, Alfred Lichtwark, der nach einem kurzen Blick darauf die geflügelten Worte äußerte: „Schicken Sie mir den Bengel her!“

Lichtwark empfahl dem „Bengel“ Franz Nölken ein Studium bei dem jungen Realisten Arthur Sibelist, der in Hamburg dabei war, eine Malerschule aufzubauen. Dort traf Nölken auf seine alten Freunde Ahlers-Hestermann und Rosam und war nach einem vierjährigen Studium bereits so weit, mit seinem „Brunnenbild“, das hier in Borgeln auf dem Hof Holtmann entstanden ist und heute in der Kunsthalle hängt, in Hamburg einen Sensationserfolg zu erzielen (Abb. 3).

Von dem was nun folgte, erzählt diese Ausstellung: Nölken ging nach seinen anfänglichen Erfolgen nicht den einfachen Weg, sondern misstrauete seinen stupenden technischen Fähigkeiten und suchte nach größerer geistiger Tiefe für seine Bildsprache. Es ist allgemein die Eigenart genialer Frühwerke, durch ihre Oberfläche zu verführen, wenn nicht sogar zu betören; Werke der Reife dagegen überzeugen durch ihre Tiefe, in Nöl-



Abb. 3: Franz Nölken: Am Brunnen, Öl auf Leinwand, 1904

kens Fall in einer Zeit des Umbruchs, durch ein hart erarbeitetes neues, radikales Verständnis der Bildstruktur an sich.

Alfred Lichtwarks Ablehnung, das eben erwähnte berühmte „Brunnenbild“ Nölkens für die Kunsthalle anzukaufen („zu perfekt für einen Zwanzigjährigen“, so die kolportierte Begründung), ist nicht als Ausdruck mangelnder, sondern mehr als Beweis einer sehr hohen Urteilskraft zu

werten: Junger Ruhm welkt meist früh. Dies blieb Nölkens Malerei erspart, seiner Kunst wird nun hundert Jahre nach seinem Tod die Gunst einer späten Blüte zuteil, da er sich durch die Gabe einer hohen Selbstkritik stetig zu besseren Lösungen antreiben ließ. Nicht die Begabung allein macht einen Künstler groß, sondern die Fähigkeit, über sich selbst hinaus zu wachsen. Das Portrait seiner Geliebten Jeanne, das als Plakat zurzeit Soest zielt, ist ein gutes Beispiel hierfür (Abb. 4). Nölkens Freund Ahlers-Hestermann protokolliert in seiner „Pause vor dem dritten Akt“ den Beginn dieser Liebe. Die Szene spielt Silvester 1909, auf einem Atelierfest bei Walter Bondy.

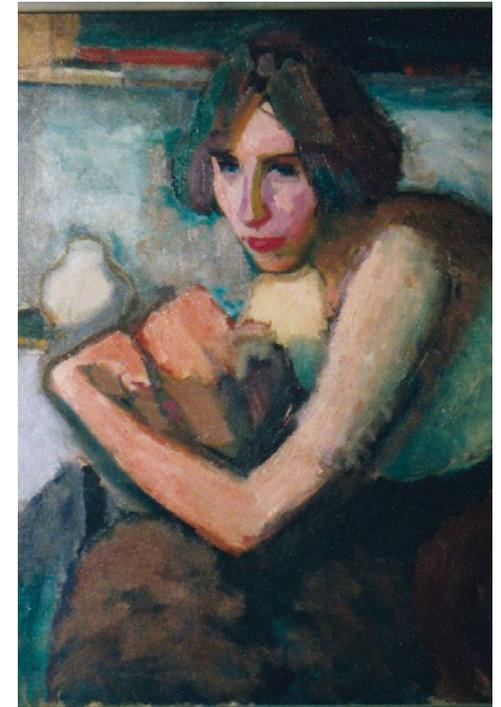


Abb. 4: Franz Nölken: Jeanne, Öl auf Leinwand, um 1909

„Nölken musste Klavier spielen und wurde zu einem süß schönen Kaffeehausvirtuosen mit Schmachtaugen umgeschminkt – komisch, unheimlich und ein klein wenig widerwärtig sah er aus, aber plötzlich hatte er Glück bei den Mädchen, die ihn vorher kaum beachtet hatten. Sie rissen sich um ihn, und die schöne, große, zärtliche Jeanne trug den Sieg davon. Ihre Liebe, gänzlich uneigennützig überdauerte das Abschminken, und für Nölken begann eine seinem Lebenstempo ganz fremde stürmische Zeit, deren Anfang ich noch verwundert miterlebte, von deren langer Fortsetzung ich dann nur brieflich erfuhr.“

Vergleicht man das meisterhafte Portrait von Jeanne aus dieser Zeit – das Signum dieser Hommage – mit Werken, die nur ein halbes Jahrzehnt früher entstanden sind, so ist man mehr als verblüfft, in wie kurzer Zeit Nölken seinen Stil entwickelt hat, ohne seine Identität zu verleugnen. Er folgte nun den Ideen seines Lehrers Henri Matisse, die Bildinformation konzentriert sich auf das Allernotwendigste, der Abstraktionsgrad folgt hierarchisch der Funktion des Dargestellten. Der Dreiklang zwischen der linken Armbeuge, die als eine Art Anker den oberen Teil des Bildes stützt, den verknoteten Händen und dem Gesicht definiert das Bild. Ein kleiner

Tisch links mit einer birnenförmigen Vase im Mittelgrund suggeriert etwas Raumtiefe und korrespondiert mit Gesicht und Oberkörper Jeannes, ansonsten ist die Komposition flächig. Das herausstechende Rot der Lippen Jeannes findet einzig in einem schmalen Rand im oberen Teil des Bildes seine gemilderte Entsprechung.

Dadurch ist der Gesichtsausdruck der Porträtierten, verstärkt durch ihren starken Augenausdruck und ihre prägnante Nase, so intensiv, dass die Balance zum gebeugten Arm und den Händen gewahrt bleibt, die sonst leicht ein Übergewicht hätte bekommen können. Dies Werk ist ein wunderbares Beispiel dafür, dass Harmonie Ausgleich von Spannungen bedeutet, nicht ihre Abwesenheit – so erklärt und offenbart sich die zeitlose Schönheit dieses so überaus gelungenen Portraits, dessen Magie des Blicks uns an Bilder – man verzeihe mir den Vergleich – wie etwa die Mona Lisa denken lässt.

Nölken hat dem Publikum sein Werk aus guten Gründen nicht erläutert – sein Medium ist nicht das Wort – sein Werk lehrt uns aber, dass er in seiner Kunst nichts Zufälliges, Undurchdachtes duldet, für ihn musste der Pinsel des Künstlers in Verstand getaucht sein. Er war wie sein Lehrer Matisse Analytiker.

Ahlers-Hestermann hat darauf hingewiesen, dass Nölken am Stärksten von den drei Schülern aus Hamburg von Matisse profitiert habe, man kann den Grund dafür in einer ähnlichen Geisteshaltung von Schüler und Lehrer sehen. Seine Vorgehensweise folgt, unabhängig von seiner Stilentwicklung, einem übergreifenden Prinzip: er ist ein Konstrukteur, der nicht spontan drauflos malt, sondern eine geplante Idee umsetzt, er folgt der Auffassung von Kunst als Projektion der Imagination. Überspitzt könnte man sagen, er verändert im Lauf der Zeit seinen Stil, nicht aber die Grundprinzipien seiner Malerei.

Das einstige „Wunderkind am Klavier“ war, wie schon erwähnt, wie sein Vater mit einer starken Doppelbegabung gesegnet – unter diesem Aspekt ist manches in seinem Werk tiefer zu verstehen. Ein paar Jahre vor dem Portrait Jeannes lernte er in Paris die Musik Claude Debussys kennen und spielte dessen Klavierwerke – nicht so viele Maler werden das in Deutschland zu der Zeit getan haben. Es ist nicht abwegig zu vermuten, dass Debussy, der Cézanne der Musik, auf ihn genauso abgefärbt hat wie Wilhelm Leibl, Cézanne und Matisse. Eins der Geheimnisse der Musik Debussys, Freiheit und Leichtigkeit durch unakademische Strenge und Disziplin zu erreichen, muss auf Nölken als Erfüllung innerster Wünsche gewirkt haben – seine Ästhetik war dem nicht weit entfernt, genauso wie sie den Ideen seines Idols Cézanne verhaftet blieb. Man könnte sie allgemein als die Absicht definieren, sich von den Formen des Akademismus zu befreien,

nicht aber von dessen Ideal, der Perfektion der Mittel. Das Wie, nicht das Was ist der Kern seiner Kunst.

Der zu Lebzeiten Nölken oft gemachte Vorwurf, bei ihm bestehe die Gefahr, der Virtuosität zu erliegen, ist ein dem damaligen Zeitgeist geschuldetes Missverständnis, gerade seine „Virtuosität“, also sein stupendes Können, machte sein Werk erst möglich, es war Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Sein Freund Jules Pascin hätte diesen Vorwurf, wenn denn Können in der Kunst ein Nachteil wäre, eher verdient. Misslungene Meisterwerke sind in der Kunstgeschichte die Ausnahme.

Die Gründe, warum Nölken zwar Mitglied, aber kein Exponent der „Brücke“ wurde, liegen hier auf der Hand: Die expressionistische Kunsttheorie widerlegt sich bei nüchterner Betrachtung in letzter Konsequenz selbst, da die angestrebte Steigerung des Ausdrucks einer Realisation bedarf, die ihrerseits aber formalen Kriterien unterliegt. Nach Zeugnissen über Anhänger jener Richtung zu schließen, muss Nölken diesen inneren Widerspruch instinktiv gespürt haben. Auch Matisse weist darauf hin, dass der Gedanke eines Malers nur so viel wert ist wie dessen Fähigkeit, ihn umzusetzen. Beide lehnen es ab, Prozesse mit dem Ergebnis zu verwechseln und dies dann, in falscher Analogie zu den Naturwissenschaften, schließlich als Experiment zu präsentieren. Hier tritt ein unüberbrückbarer Gegensatz zur Kunstauffassung Wilhelm Morgners zutage, höchstwahrscheinlich kannte Nölken Morgner nicht, er hätte ihm ohne Zweifel großes Talent bescheinigt, die formalen Auffassungen beider sind jedoch unvereinbar.

Nölkens Kunst ist schmerzlos. Dissonanzen werden zwar nicht restlos vermieden, aber von dem Musiker Nölken aufgelöst. Pathetik ist ihm fremd. Selbst seine Werke, die in manchen Aspekten der Bildsprache der „Brücke“ nahe stehen, sind von deren Doktrin meilenweit entfernt, er folgt nicht einer Ästhetik der Übersteigerung, zu wichtig ist ihm Harmonie, Proportion, Balance und gute Zeichnung. Der Typologie folgend, die die Handschrift eines Malers entweder als zeichnerisch oder als malerisch kategorisiert, gehört Nölken, trotz aller Subtilität seiner Farbgebung, zum zeichnerischen Typ.

Nachdem 1906 in Berlin zusammen mit seinem Freund Walter Rosam ein Versuch, in Zeiten des Umbruchs ihren künstlerischen Horizont zu erweitern, zu nichts geführt hatte, wurde ein Jahr später, einem Rat des Kritikerpapstes Julius Meier-Graefe folgend, Nölkens Hoffnung, wie auch die seiner Freunde Ahlers-Hestermann und Rosam, sich in Paris zu vervollkommen, schließlich durch die Hilfe einer entfernten Verwandten Nölkens, der in Paris lebenden Malerin Ida Gerhardi – die wie seine Mutter aus Lüdenscheid stammte – erfüllt; Ida Gerhardi war durch ihre vielfältigen Beziehungen in der Lage, Türen zu öffnen, so unter vielen anderen

die zum Café du Dôme. Damit erst erreichten die drei Hamburger den Anschluss an einen internationalen Künstlerkreis Gleichgesinnter. Ohne Ida Gerhardis energische Unterstützung wäre das ganze Unternehmen, in Paris Fuß zu fassen, ergebnislos geblieben, wie Ahlers-Hestermann später einräumte, und wir wären heute hier nicht an dieser Stätte versammelt.

Die Entscheidung für Paris und für die Akademie Matisse war für Nölken und seine Freunde ja nicht nur eine rein geschmackliche Frage, sondern berührte einen viel tieferen, essenziellen Aspekt: die Wahl zwischen Bewusstsein, der Rationalität, oder dem Unterbewussten, der Irrationalität – ein Konflikt, der ja auch bezeichnenderweise das Werk des Hanseaten und damaligen Zeitgenossen Thomas Mann prägt.

Der Titel dieser Ausstellung „Paris im Sinn – Hommage an Franz Nölken“ berührt eben diesen Punkt: Nölken, dessen nüchterne Vernunft die Liberalität und Tradition seiner Heimat hochschätzte, erlag mit seinen Sinnen dem Charme von Paris, schließlich nicht zuletzt auch in Gestalt seiner Geliebten Jeanne. Vordergründige Emotionalität ist der Kunst Franz Nölkens fremd, die Gesichter seiner Modelle sind meist von einer geheimnisvollen Distanziertheit – ähnlich wie in seinen Portraits, bei denen er von Charakterforschung absieht.

Nur manche der wenigen Bildnisse von Jeanne strahlen geringere Nüchternheit als üblich aus. Distanzierung, Reduktion, Stille und Sublimation prägt das Werk Nölkens im Lauf der Zeit mehr und mehr, was neben ihm geschieht, ist ihm zu laut, zu grell, zu urban. Seine Bilder haben etwas von gefrorener Zeit an sich. Ihn zieht es eher in die Landschaft, später fühlt er sich mehr und mehr im Atelier am wohlsten. Die Sujets engen sich im Laufe der Jahre immer weiter ein, auch Portraitmalerei, die er beherrscht wie wenige, empfindet er in seinen letzten Jahren zunehmend nur noch als Brotarbeit. Ihn interessiert laut eigener Aussage nur der „unverkäufliche Teil seiner Arbeit“. Ahlers-Hestermann zitiert Nölken mit dem bezeichnenden Satz: „Die Mystik liegt in den Proportionen“ – und doch hat seine Kunst nichts Asketisches, dazu ist sie erkennbar zu sinnlich. Nölken hinterließ kein Oeuvre, in dem sich ein Kreis durch alle Perioden eines langen Schaffens hindurch schließt, dazu hat er nicht lange genug gelebt. Er wurde zu Beginn seiner „mittleren Periode“ aus dem Leben gerissen, eine Vollendung dieser Periode, wie auch einer „späteren“, geschweige denn einer „letzten“, blieb ihm und damit unserer Kenntnisnahme versagt.

Andererseits ist sein durch Barbarei und Krieg dezimiertes Œuvre doch wiederum zu umfassend, um bloß Fragment zu sein. Die Kunstgeschichte folgt nach dem Tod eines Künstlers in ihrer Würdigung – oft schon aus Hilflosigkeit – vornehmlich biographischen Kriterien, seltener ästhetischen, so auch bei Nölken. Feststellungen erschöpfen sich meist darin,

dass Nölken auf Anraten Lichtwarks, Sibelius-Schüler wurde, Mitglied der „Brücke“ war, zum Kreis des Cafés du Dôme gehörte, Schüler von Matisse und Porträtist Max Regers war. Um als ein spezifisch Hamburger Maler zu gelten, hätte er mehr Werke mit Lokalkolorit schaffen müssen. Das hat er in seiner westfälischen Heimat profiliert getan. Aber ein tieferer Grund für seine Bedeutung wird uns meist verschwiegen. Und doch wird Franz Nölken heute von Etlichen für einen der bedeutendsten Maler seiner Generation in Deutschland gehalten – unumstritten ist er einer der bedeutendsten Graphiker seiner Zeit. Wir hätten nicht seinen 100. Todestag begangen, eine Ehrung, die wahrlich nicht jedem Künstler zuteil wird, wenn nicht evident wäre, dass er zu den Großen gehört.

Wie definiert man nun aber seine Größe, das fraglos Herausragende an seinem Werk, die ihm innewohnende Intensität, das „gewisse Etwas“, durch das es sich von anderen unterscheidet? Franz Nölkens Größe liegt in meinen Augen in der meisterhaften Umsetzung eines klassischen Schönheitsideals, gepaart mit der seltenen Fähigkeit, dieses Ideal auch mit den Mitteln der Moderne zu erreichen, eine Eigenschaft, die ihn wiederum mit seinem Lehrer Matisse eint.

Die beiden Pole Soest und Paris, die diese Ausstellung prägen, sind Symbol für etwas, das er in seiner Kunst in so unvergleichlicher Weise verbindet, wie es nur Wenige vermocht haben. In der Kunst gibt es selten Größe ohne Meisterschaft.

Durch ein gerundetes Œuvre Universalität zu erlangen, blieb Nölken vom Schicksal versagt – das Attribut der Meisterschaft kann ihm jedoch keiner nehmen. Ich sprach eingangs von dem sprichwörtlichen Glück, das Franz Nölkens Leben bestimmte und das nur durch seinen frühen Tod abrupt abbrach. Walter H. Dammann, sein Schwager – mein Großvater –, greift dies Motiv in einer Metapher – einem Epitaph zum Tode seines Freundes – auf:

„All seine Innenbewegung entrollte sich mit einer leichten Grazie, wie sie bei uns kaum jemals verliehen wird, wie wir sie nur an Mozart etwa oder an den Griechen kennen. Die unweigerliche, tiefe Zuneigung, die seine Person, ohne es zu wollen oder nur zu wissen, fast augenblicklich von jedem erzwang, hing damit zusammen... Franz Nölken wurde von den Göttern sehr geliebt; aber ihn zu beschützen – dazu hat ihre Macht wohl nicht gereicht.“

WALTER WEIHS

„FABRIKEN“

ENTSTEHUNG UND PROVENIENZGESCHICHTE EINES MORGNER-GEMÄLDES

Die miteinander verschwägerten Unternehmer Ferdinand Gabriel und Wilhelm Bergenthal hatten im Jahre 1834 in Warstein eine Fabrik für Eisenerzeugnisse „Gabriel & Bergenthal“ gegründet. Der Betrieb florierte, doch damit einher gingen Probleme, was die stetig wachsende Versorgung mit Rohstoffen anging. Diese und die für das Befeuern der Öfen notwendigen erheblichen Mengen an Kohle mussten mit Pferdefuhrwerken nach Warstein geschafft werden, was auf die Dauer unwirtschaftlich wurde. Für Warstein war eine Anbindung an das Eisenbahnnetz nicht in Sicht, sodass das Unternehmen gezwungen war, sich nach günstiger gelegenen Niederlassungen für seine Fabrik umzusehen. Man musste entweder näher an die Kohlereviere z. B. im Ruhrgebiet heranrücken oder aber gut gelegene Standorte in der Nähe von Eisenbahnlinien auswählen, da Transporte per Bahn erheblich kostengünstiger waren als der Transport mit Pferd und Wagen. Die Unternehmer wurden bei ihrer Suche nach einem verkehrstechnisch günstig gelegenen Ort für ihr Vorhaben in Soest fündig. Ein nördlich des Soester Bahnhofes der „Köln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft“ gelegenes Areal wurde erworben und so begann 1861 der Betrieb des Walzwerkes der Firma Gabriel & Bergenthal etwa dort, wo sich heute der Jahn-Sportplatz befindet (Abb. 1).

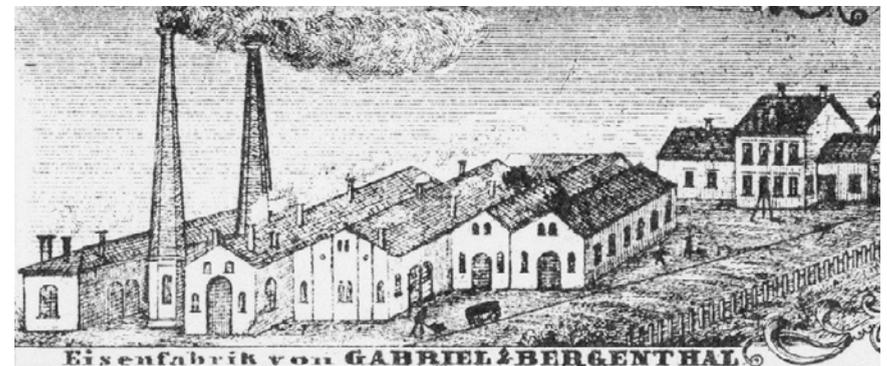


Abb. 1: J. Heller, Plan von Soest mit Ansichten, 1861-77, Lithographien, Ausschnitt. Stadtarchiv Soest



Abb. 2: Wilhelm Morgner: Fabriken, Vorderseite des Gemäldes. Foto: Museum of Fine Arts, St. Petersburg, Florida/USA

Im Zuge der Industrialisierung wurden Stahlwaren in immer größerem Umfang benötigt, sodass sich die Fabrik, die als erstes Soester Unternehmen einen privaten Gleisanschluss erhielt, schnell zu einem der größten Arbeitgeber der Stadt entwickeln. Ein Gleisanschluss auf dem Firmengelände ermöglichte eine wirtschaftliche Belieferung mit dem Rohmaterial, den Brammen, äußerst schweren Blöcken aus gegossenem Roheisen. Auch die Zufuhr von Kohle in großen Mengen zur Weiterverarbeitung der Brammen zu Schmiedeeisen war kostengünstig möglich. Bis zum Jahre 1910 hatte der Betrieb sich so gut entwickelt, dass mehrere neue Nebengebäude und eine große Walzwerkshalle mit einer Grundfläche von 51 x 86 Metern errichtet wurden.

Den Bau dieser Halle hat Wilhelm Morgner im selben Jahr gemalt. Das Gemälde befindet sich heute im Museum of Fine Arts in St. Petersburg, Florida, USA (Abb. 2).

Das auf eine Pappe gemalte Ölbild mit den Maßen 68 x 84 cm ist unten rechts in der für Morgner typischen Manier mit seiner schmetterlingsähnlichen Monogramm-Ligatur WM und der Datierung [19]10 versehen. Es stammt aus einer Werkphase Morgners, als für den Künstler noch die

gegenständliche Behandlung seiner Bildthemen im Vordergrund stand. So zeigt dieses Gemälde auch noch die typisch verhaltene Farbigkeit der Arbeiten aus 1909, doch deutet sich im Bereich des Himmels schon die sich ein Jahr später entwickelnde, ausgeprägte pointillistische Phase in Pinselführung und Farbwahl in Morgners Werk an.

Morgner hat sein Motiv etwa aus nordwestlicher Richtung gesehen gemalt. Links etwas unterhalb der Mitte sehen wir die in Eisenfachwerk im Bau befindliche charakteristische Giebelwand der Walzwerkshalle, die nach Fertigstellung von den Soestern meist einfach „Eisenwerk“ oder „Walzwerk“ genannt wurde. Rechts daneben sind bereits zwei neue hohe Schornsteine fertiggestellt, die dicht an der Halle stehen. Im Zentrum des Bildes ist der Abriss einer älteren Halle zu sehen, dahinter drei weitere Schornsteine, die zu den Werkshallen im Hintergrund gehören, die vom Abbruchgebäude verdeckt sind. Aus einem der Schornsteine quillt dichter, dunkler Rauch, der zeigt, dass die älteren Bereiche des Werkes hinten in Betrieb sind, während die neue Halle schon im Entstehen ist. Eine rechts zu erkennende Pappelreihe ist auf einer um 1959 entstandenen Luftaufnahme noch so zu sehen, wie Morgner sie 1910 dargestellt hat¹. Im Vordergrund reicht ein Acker dicht bis an das Baugelände heran, links ist eine Grünfläche dargestellt (Abb. 3).

In den Jahren 1919/20 hatte der ehemalige Lehrer und Freund Morgners, Georg Tappert, auf Wunsch von Morgners Mutter ein handschriftliches Verzeichnis der Arbeiten ihres 1917 im Ersten Weltkrieg mit nur 26 Jahren gefallenen Sohnes angefertigt (Abb. 4)².

Auf der ersten Seite des Verzeichnisses von Tappert lesen wir:

Wilhelm Morgners malerischer und
graphischer Nachlaß
geordnet, nummeriert und mit Preisen versehen
im Beisein von Frau Morgner und deren Tochter
von
Georg Tappert. 1919/1920.

¹ Für die freundliche Unterstützung bei diesem Artikel und die Bereitstellung von Archiv-Material gilt der herzliche Dank des Autors Herrn Dirk Elbert vom Stadtarchiv Soest.

² Dieses ist im Wilhelm-Morgner-Archiv des Verfassers erhalten. Zur Biografie Morgners siehe auch: Walter Weihs: Biografie Wilhelm Morgners. In: Klaus Kösters (Hrsg.): Wilhelm Morgner und die Anfänge der abstrakten Kunst. Berlin 2016, S. 149-179.



Abb. 3: Luftaufnahme des Geländes um 1959. Foto: Stadtarchiv Soest

In einem von vielen Gesprächen mit Morgners ein Jahr jüngerer Schwester Maria (1892-1968) hat diese dem Autor um 1967 erzählt, dass Tappert bei seiner Auflistung unter erheblichem Zeitdruck stand³. So hat er

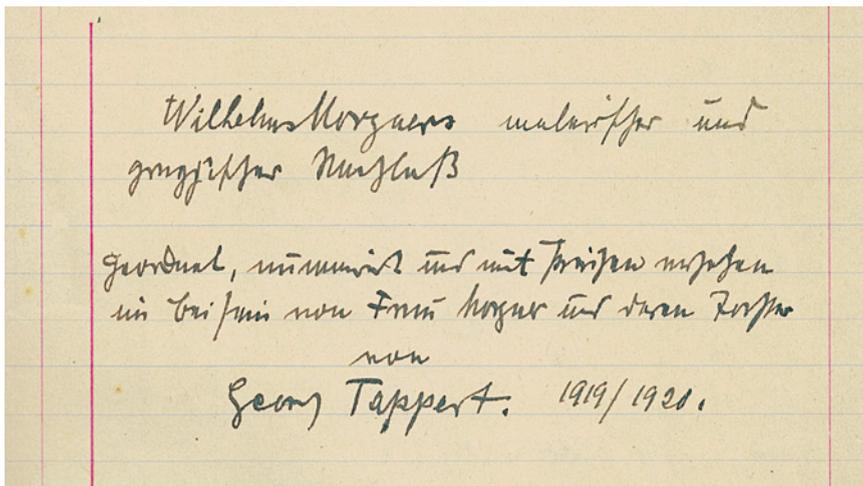


Abb. 4: Die erste Seite des Tappert-Verzeichnisses, Ausschnitt. Wilhelm-Morgner-Archiv, Soest

3 Zum Tappert-Verzeichnis siehe auch: Walter Weihs: Mitteilungen zu Wilhelm Morgner.

Arbeiten Morgners oft nur nach dem ersten Eindruck betitelt, ohne den weiteren Inhalt oder den Hintergrund der Entstehung z. B. eines Gemäldes zu hinterfragen. In dem hier vorliegenden Fall erhielt das Bild die fortlaufende Nummer 50, die in Pinselschrift auf die Rückseite der Pappe geschrieben wurde. Innerhalb der Auflistung war unter dieser Nummer der Titel „Fabriken“ vermerkt⁴.

Morgners Mutter hatte mit Georg Tappert und einem der berühmtesten Galeristen seiner Zeit, Alfred Flechtheim in Düsseldorf, einen Vertrag geschlossen, der die Vermarktung der Arbeiten Wilhelm Morgners beinhaltete⁵. In der Folge fand im Juli 1920 in den Galerieräumen Alfred Flechtheims in Düsseldorf eine umfangreiche Ausstellung mit Werken Wilhelm Morgners statt (Abb. 5).

Außer den im Katalog aufgeführten fünfzig Gemälden hatte Flechtheim viele weitere Werke Morgners in Kommission, so auch das Gemälde „Fabriken“. Sämtliche Verkäufe Flechtheims anlässlich der Morgner-Ausstellung im Juli 1920 sind im Wilhelm-Morgner-Archiv des Verfassers mit Käufernamen bekannt. Das Bild mit der Werknummer 50 befindet sich nicht darunter. Zwei Jahre später aber wurde es anlässlich einer Ausstellung, bei der Flechtheim mit der Kestner-Gesellschaft in Hannover kooperiert hatte, verkauft.

In einem Schreiben vom 21. September 1922 teilte die Galerie Frau Morgner in Soest mit, dass mehrere Bilder ihres Sohnes „bei der Aus-

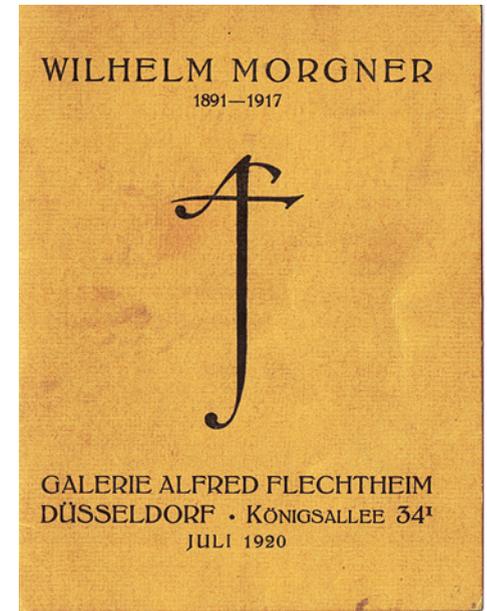


Abb. 5: Katalog zur Morgner-Ausstellung in der Galerie Flechtheim in Düsseldorf, Juli 1920. Wilhelm-Morgner-Archiv, Soest

In: Adolf Smitmans (Hrsg.): Wilhelm Morgner (1891 - 1917), Zeichnungen und Druckgraphik. Ausstellungskatalog Städt. Galerie Albstadt. Albstadt 1988, S. 28-32.

4 Siehe dazu auch: Walter Weihs: Der „Weg mit kahlen Bäumen“: Zur Entstehung und Provenienzzgeschichte eines Morgner-Gemäldes. In: Soester Zeitschrift 129 (2017), S. 109-121. Auch dieses Gemälde hat von Tappert einen Titel „auf den ersten Blick“ erhalten. Von Morgner dargestellt ist die Plangemühle in Hattrop.

5 Dieser Vertrag ist im Wilhelm-Morgner-Archiv des Verfassers erhalten.



Abb. 6: Brief der Galerie Flechtheim vom 21. September 1922 an Frau Morgner in Soest, Ausschnitt. Wilhelm-Morgner-Archiv, Soest

stellung in der Kestner-Gesellschaft, Hannover“ verkauft wurden. In diesem Schreiben findet sich das Gemälde „No. 50 Fabriken“ gleich an erster Stelle (Abb. 6)⁶.

Über den konkreten Käufer der Nummer 50 finden sich in den Unterlagen des Wilhelm-Morgner-Archivs leider keine Anmerkungen, auch nicht in den im Archiv vorhandenen Buchhaltungsunterlagen der ehemaligen Galerie Flechtheim nach 1920, die teilweise kleine handschriftliche Zusätze mit den Käufernamen enthalten.

Das Gemälde befand sich seit 1922 Jahrzehnte lang in unbekanntem Privatbesitz, weshalb es in der Morgner-Forschung als verschollen galt. Im Jahre 2008 wurde es dem Museum of Fine Arts in St. Petersburg in Florida geschenkt, worauf auch die vom Museum angegebene Inventarisierungsnummer „2008.33“ (s. u.) hinweist.

⁶ Der Brief der Galerie Flechtheim vom 21. September 1922 an Frau Morgner ist im Wilhelm-Morgner-Archiv erhalten.

Im Internet sind vom Museum zu dem Morgner-Gemälde folgende Daten angegeben:

Wilhelm Morgner
 German (1891-1917)
 Untitled (#50)
 1910
 Oil on academy board
 Given in memory of the Henry George and
 Una Mae McMaster Proctor Family by John H. Proctor
 2008.33
 Morgner exhibited in the second Blue Rider exposition. Under
 the influence of Kandinsky
 and Jawlensky he moved towards abstraction as a means of
 expressing his passionate feelings about the world: My medium
 of expression is color... not by shading and modifying colors,
 but by purposeful juxtaposition of masculine and feminine col-
 ors. Conscripted in 1913,
 Morgner was killed in Flanders in 1917.

Dem Text ist zu entnehmen, dass das Gemälde als Schenkung der Familie Proctor in das Museum gelangte. Die Frage, ob diese Familie das Bild bereits 1922 bei der Galerie Flechtheim anlässlich der Kooperation des Galeristen mit der Kestner-Gesellschaft in Hannover gekauft hatte oder ob es erst über Umwege in Familienbesitz gelangte, konnte bisher noch nicht geklärt werden.

Viele Morgner-Gemälde auf Papp wurden nach ihrer Entstehung im Laufe der Jahre beulig und wurden deshalb auf neuere Bildträger aufgezogen. Die Original-Rückseite dieses Bildes ist auch leider nicht mehr zugänglich und wurde nicht fotografisch dokumentiert. Ein neues Foto der Rückseite zeigt lediglich eine Holzfaserplatte, die nach Angaben des Museums offenbar mit der Rückseite des Gemäldes verklebt ist. Der Titel des Bildes wurde dem Museum vom Vorbesitzer mit „Untitled (#50)“ angegeben, was sicher dem Umstand geschuldet ist, dass sich auf der Rückseite die von Tappert geschriebene Nummer 50 befand, die dem damaligen

Eigentümer vor dem Anbringen der neueren Rückseite noch bekannt war. Offenbar ging er davon aus, dass die rückseitige Nummer von Morgner selbst stammte, da es bei Künstlern der Moderne nicht selten vorkommt, dass sie Werke mit Nummern als Titel versehen.

Nachdem inzwischen Motiv, Entstehungs- und Standort des Gemäldes bekannt sind, wurden im vom Autor dieses Beitrages erarbeiteten neuen Werkverzeichnis der Morgner-Gemälde diese Angaben konkretisiert⁷. Das Bild ist hier mit folgenden Basisdaten verzeichnet:

Werkverzeichnis der Gemälde:

Weihs/Tappert 50, „Fabriken (Walzwerk Gabriel & Bergenthal in Soest)“, 1910, Öl auf Pappe, 68 x 84 cm, signiert und datiert unten rechts Monogramm 10. Standort: Museum of Fine Arts, St. Petersburg, Florida, USA.

Doch zurück zur Walzwerkshalle. Nachdem Morgner ihre Entstehung 1910 malte, hatte sie noch eine wechselvolle Geschichte, die im Rahmen dieser Abhandlung aber nur stichpunktartig gestreift werden kann:

Nachdem die Halle 1911 einen neuen Besitzer gefunden hatte, wurde sie bis 1925 noch auf eine Länge von 125 Metern vergrößert. Nach einem abermaligen Besitzerwechsel wurde das Walzwerk schließlich 1926 stillgelegt. Es war unwirtschaftlich geworden, die angelieferten kalten Brammen neu aufzuheizen, und die Produktion wurde in das Ruhrgebiet verlagert, wo man die gegossenen, noch glühenden Eisenblöcke „in einer Hitze“ weiterverarbeiten konnte. 1932 kaufte die Stadt Soest das gesamte Areal. Die Planung sah längerfristig vor, nach Abriss das Grundstück neu zu vermarkten. Als schon ein Jahr später die Nationalsozialisten an die Macht gelangten, sollte das jetzt in „Deutschlandhalle“ umbenannte Gebäude für propagandistische Großveranstaltungen genutzt werden. Die beabsichtigte Umgestaltung zu einem „westfälischen Reichsparteitagplatz“ wurde letztlich jedoch nicht realisiert, wahrscheinlich, weil sich im nur rund 50 km entfernten Dortmund die Westfalenhalle befand, die eine schon vorhandene und erheblich bessere Infrastruktur bot, um große Menschenmengen hier problemlos zusammenführen zu können (Abb. 7 und Abb. 8).

1937 wurde die Werkshalle samt Grundstück an die „Straßenbau-Aktiengesellschaft“, Berlin, kurz „Strabag“, verkauft. Hier sollte der neue Zentral-Bauhof des Unternehmens entstehen⁸. Ab diesem Zeitpunkt wurde die

⁷ Siehe dazu auch: Walter Weihs: Wilhelm Morgner – das neue Werkverzeichnis der Gemälde. In: Soester Zeitschrift 124 (2012), S. 173-179.

⁸ Für zahlreiche Informationen und die Überlassung von Material zur Geschichte des Stra-



Abb. 7: Werbepostkarte der Deutschen Arbeitsfront für die Deutschlandhalle, 1934. Stadtarchiv Soest



Abb. 8: Ein Blick in die vollbesetzte Deutschlandhalle, vermutlich während der Veranstaltung der Deutschen Arbeitsfront 1934. Foto: Wilhelm Lange, Stadtarchiv Soest

bag-Geländes gilt der Dank des Autors der Familie Zwintzsch in Soest, insbesondere Herrn Dipl.-Ing. Horst Zwintzsch. Seine eigene Familiengeschichte ist mit der Geschichte der Strabag, sogar generationenübergreifend, eng verbunden.



Abb. 9: Die Halle, wahrscheinlich kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Foto: Stadtarchiv Soest



Abb. 10: Die westliche Front der Halle mit Strabag-Emblem. Foto: Stadtarchiv Soest



Abb. 11: Die völlig ausgebrannte Halle, 2018. Foto: Peter Dahm, Soest

Halle bei der Soester Bevölkerung als „Strabag-Halle“ bekannt. Von der Deutschen Wehrmacht 1939 beschlagnahmt und zwischenzeitlich als Lagerhalle dienend, wurde sie im Zweiten Weltkrieg teilweise zerstört. Nach 1945 begann die Strabag mit Reparaturen an der Halle und ab 1949 wurde der ursprünglich schon für 1937 geplante Betrieb aufgenommen (Abb. 9).

Bis 1996 behielt der Zentral-Bauhof der Strabag seine Funktion, danach wurde hier unter neuer Regie noch einige Jahre Maschinen- und Anlagenbau betrieben (Abb. 10).

Als das umfangreiche Gelände danach zunehmend weniger gewerblich genutzt wurde, übernahm schließlich 2012/13 die Gesellschaft für Wirtschaftsförderung Soest das gesamte, ca. 66.000 m² große Areal. Geplant war nach Abriss der Halle die Entwicklung eines neuen Wohn- und Gewerbegebietes. Die Abrissarbeiten waren zum Ende des Jahres 2018 vorgesehen.

Doch es sollte anders kommen: Am 19. April 2018 entzündeten Jugendliche in dem leerstehenden Gebäude ein Feuer. Es geriet ungewollt außer Kontrolle und entwickelte sich zu einem Großbrand, der die Halle vollständig vernichtete (Abb. 11).

Im Juli 2018 begannen die Abrissarbeiten an der Ruine. Wegen der infolge des Brandes sehr aufwendigen Trennung der verwendeten Baumaterialien entstanden erheblich höhere Kosten als ursprünglich veranschlagt.

Die „Strabag-Halle“ in Soest ist Geschichte. Vom Bau des ehemals gewaltigen Werkes gibt es nach heutigem Wissensstand keine Fotos. Nur auf einem seiner Gemälde hat Wilhelm Morgner dies im Jahre 1910 dar-

gestellt. Wer es im Original sehen möchte, muss sich auf eine weite Reise begeben, nach Florida/USA, in das „Museum of Fine Arts“ in St. Petersburg⁹.

MARIA PERREFORT

MARIA VIEGENER

Wahrscheinlich ist dies das letzte Foto, das von Maria Viegener aufgenommen wurde; es entstand 1937 in der Provinzialheilanstalt Warstein. Mit wenig fotografischer Mühe wurde ein herbes, dunkles Gesicht festgehalten, die Stirn an der Nasenwurzel in strenge Falten gelegt, das dunkle, mittellange Haar, teils hinter die Ohren geklemmt, hängt glatt herab, die Augen blicken verschattet. Bekleidet ist die Frau mit Bluse und Strickjacke. Das Aufnahmegutachten von Dr. Franz Fatheuer (geb. 1906) erklärt, dass die „Photographin“ Maria Viegener an der Krankheit „Schizophrenie“ leide¹. Nur noch wenige Jahre Lebenszeit liegen vor der 38-jährigen Soesterin. Dann fällt sie dem mörderischen „Euthanasieprogramm“ der Nationalsozialisten zum Opfer (Abb. 1).

Maria Viegener wurde am 17. September 1899 als Zwillingsschwester des späteren Hammer Fotografen Josef Viegener in Soest geboren. Neben dem Zwillingbruder Josef sind besonders ihre Brüder Fritz (geb. 1888) und Eberhard (geb. 1890) bekannt geworden, die sich als Künstler einen Namen machten. Alle drei Brüder wurden im Sommer 2019 im Hammer Gustav-Lübcke-Museum in einer Ausstellung gewürdigt. Maria Viege-



Abb. 1: Maria Viegener, Porträt aus der Krankenakte. Archiv LWL Münster, Best. 660/379: Krankenakte Maria Viegener

⁹ Für die Überlassung von Bilddateien zu Vorder- und Rückseite des Gemäldes sowie Informationen zur Provenienz ist der Autor dem Museum of Fine Arts in St. Petersburg, Florida/USA, zu besonderem Dank verpflichtet.

¹ In der Familie Viegener dagegen ist überliefert, dass Maria aufgrund einer Hirnhautentzündung an einer „Kopfgrippe“ litt und ihre psychischen Beschwerden darauf zurückzuführen waren. Josef Viegener, ihr Zwillingbruder, hatte das im Kreise der Verwandtschaft erzählt und auch berichtet, Maria sei „durch den Schornstein gegangen“. Die Verwandten Jutta und Martina Gröblichhoff waren beim Gespräch anwesend und haben mir am 12.9.2019 davon erzählt.

ner stand im Schatten ihrer Geschwister. Nicht zuletzt ihr schreckliches Schicksal in den Vernichtungsanstalten der NS-Psychiatrie führte dazu, dass nur sehr wenig über die Fotografin bekannt ist. Über ihre privaten Verhältnisse wissen wir in allgemeiner Form etwas aus der Familiengeschichte, die Eberhard Viegener publiziert hat, über Maria Viegener als Person hingegen erfahren wir nur aus der Anstaltsakte – und die wurde von einem Arzt verfasst und kann daher nicht eins zu eins als Ausdruck ihres Innenlebens gewertet werden. Dennoch sind diese Aufzeichnungen für die Rekonstruktion der letzten Lebensjahre der Maria Viegener von herausragender Bedeutung und unverzichtbar bei dem Versuch, diese Frau aus dem Dunkel der Vergessenheit zu holen und an ihr Leiden zu erinnern.

Die Fotografin

Nach der Schulentlassung hatte Maria Viegener zwei Jahre lang bei ihrer Mutter im Haushalt gearbeitet, sich dann aber auf die Fotografie verlegt. Hierfür hatte sie eine gewisse Zeit im Betrieb des Fotografen Joseph Köpplmann absolviert, der ein Geschäft in Paderborn, Arnsberg und Soest führte². Sie konnte dabei so profunde berufliche Erfahrungen sammeln, dass sie als ausgezeichnete Fotografin galt. In Soest hatte Maria Viegener erst an der Marktstraße 20, dann an der Jakobstraße 26 mit einigem Erfolg ein Fotografie-Atelier betrieben (Abb. 2 u. 3). Dort nutzte sie ein klassisches Glashaus als Atelier, das auch jederzeit für Tageslichtaufnahmen dienen konnte, eine durchaus kostspielige Angelegenheit, in die nur Profis investierten. „Sein Zweck ist, die Aufnahme vor Wind und Wetter zu schützen, vorzugsweise aber, die Beleuchtung des Aufzunehmenden in die Willkür des Operateurs zu geben. Das Glashaus ist der Angelpunkt eines photographischen Etablissements“, so eine Anleitung zum Glashausbau³. Es hat den Anschein, dass Maria Viegener, ähnlich wie ihr Bruder

² Vgl. Stadtarchiv Paderborn, freundliche Auskunft von Herrn Andreas Gaidt.

³ Otto Bühler: Atelier und Apparat des Photographen. Praktische Anleitung zur Kenntniss der Konstruktion und Einrichtung der Glashäuser, der photographischen Arbeitslokalitäten und des Laboratoriums. Weimar 1869, S. 24, zit. n. Carsten Vorwig: Häuser aus Glas für Lichtbilder auf Papier. Fotoatelierbauten in Westfalen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum frühen 20. Jahrhundert. In: Jan Carstensen (Hrsg.): Die Dinge umgehen? Sammeln und Forschen in kulturhistorischen Museen. Münster 2003, S. 93-108, S. 96. Auch Norbert Kneer in Hamm hatte sich ein Glashaus als Atelier errichten lassen. – Fotografinnen waren in der Weimarer Zeit offenbar gar nicht selten, wie auch an Beispielen aus Hamm zu sehen ist. Heinrich Angenendt in Hamm heiratete Christiane Kneer, die wie er selbst Fotografin war. Sie eröffnete zusammen mit ihrem Mann ein zweites Atelier an der Südstraße in Hamm. Ihre Schwester Agnes Kneer war ebenfalls als Fotografin aktiv; sie heiratete den Fotografen Heinrich Schmidt. Die Kneer-Schwester waren Töchter des Lithografen Norbert Kneer (1819-1896), der als Fotopionier in Hamm gelten kann. Ob sie dann noch weiter



Abb. 2: Fotoatelier Josef Viegener in Soest, Jakobstraße 26 - ursprünglich betrieben von Viegeners früh verstorbenen Zwillingsschwester Maria (1899-1942), in den 1950er-Jahren übernommen als Filiale seines Fotogeschäftes in Hamm. Um 1953. Foto: Nachlass Josef und Werner Viegener im LWL-Medienzentrum für Westfalen, Münster



Abb. 3: Werbeprospekt zur Wiedereröffnung des Fotoateliers Josef Viegener „wieder unter eigener Führung“, übernommen als Filiale seines Fotogeschäftes in Hamm. Um 1953. Foto: Nachlass Josef und Werner Viegener im LWL-Medienzentrum für Westfalen, Münster

Josef in Hamm, einen Schwerpunkt auf die Porträtfotografie legte und in diesem Rahmen auch zahlreiche Fotos von jüdischen Menschen aus Soest erstellte.

Mit 25 Jahren – 1924 – habe sie sich in Soest mit der Fotografie selbstständig gemacht, erzählte Maria 1937 in Warstein dem Arzt, eine eigentliche Lehrzeit habe sie aber nicht absolviert⁴. Mit ihren Einkünften besorgte sie nicht nur den eigenen, sondern auch den Unterhalt der Eltern. Die Brüder Eberhard, Fritz und Josef hatten Soest längst verlassen, Eberhard und Fritz waren als freie Künstler tätig, Marias Zwillingbruder Josef betrieb in Hamm ein gut laufendes Foto-Atelier. Die Schwester Amanda lebte als Ehefrau mit dem Künstler Wilhelm Wulff in Soest. Alle hatten sich eine mehr oder minder stabile eigene wirtschaftliche Existenz geschaffen.

Maria war in Soest geblieben und sorgte nun für sich und die Eltern. Dabei kam es immer wieder dazu, dass sie „überlastet“ war. Nun überfalle sie „ganz schreckliche Angst“ bei der Arbeit, heißt es in der Krankenakte. Und die Fotografin meinte: „Vor allem darf ich nicht mehr im Dunkelzimmer arbeiten, ich darf es nicht mehr tun ... es ist gerade, als wenn mir die Kraft dann weggezogen würde.“⁵

Der familiäre Hintergrund

Maria Viegener war bereits im Mai 1933 wegen psychischer Beschwerden in der Anstalt Eickelborn unweit von Soest untergebracht gewesen, wurde von dort aber nach wenigen Monaten im September desselben Jahres wieder entlassen. Man hielt allerdings ihr häusliches Umfeld mit den Eltern nicht für heilsam, so dass sie zu ihrem Bruder, „Kunstmaler Viegener“, entlassen wurde. Eberhard Viegener lebte zu dieser Zeit mit seiner Frau Cecilie in Bittingen am Haarstrang, nicht weit von Soest entfernt, in einem freistehenden Haus mitten im Grünen. Der Maler hielt nicht auf bürgerliche Konventionen und konnte seiner Schwester frei von strengen Normen und Verpflichtungen womöglich einen angenehmen Aufenthalt bieten.

Als so genannte „freiwillige Pensionärin“ – Selbstzahlerin – fand Maria Viegener im Frühjahr 1937 erneut Aufnahme in einer psychiatrischen Anstalt, nun in Warstein. Unter diesen Voraussetzungen konnte man sich

in Hamm als Fotografinnen aktiv waren, ist unklar. Und übrigens prägte auch die Ehefrau des berühmten Bauhaus-Fotografen Laszlo Moholy-Nagy, Lucia Moholy, mit ihren neu-sachlichen Schwarzweiß-Aufnahmen das Bild der Bauhaus-Fotografie.

4 Die Krankenakte im LWL-Archivamt enthält den Hinweis darauf, dass sie keine Lehre im klassischen Sinn absolviert habe, denn „der Krieg hat alles zerrissen“, heißt es in der Akte. Es scheint so, als seien alle vier Geschwister Viegener Autodidakten gewesen. Auch Josef Viegener hat wohl keine förmliche Lehre absolviert.

5 Archiv LWL Münster, Best. 660/379: Krankenakte Maria Viegener.

vielleicht noch in Sicherheit wiegen, dass der Aufenthalt im „Damenpensionat“, wie die Mutter den Ort nannte, halbwegs komfortabel und vor allem auch jederzeit freiwillig wieder zu beenden wäre. Die Einlieferung in diese Anstalt sollte nun aber das Schicksal der Maria Viegener besiegeln.

Ähnlich wie bei ihrem Klinikaufenthalt 1933 war auch jetzt immer wieder von Überlastung die Rede: „Hätte ich mir doch nicht soviel zugemutet, ich habe Tag und Nacht gearbeitet“, erklärt die Patientin laut Anstaltsprotokoll ihrem Arzt gegenüber. Ob tatsächlich die Arbeit als Last auf ihrer Seele lag, können wir nicht wissen. Zur Erschöpfung kamen Wahnvorstellungen, Angstzustände und Orientierungsprobleme. Neben dem Kontakt mit den Eltern, im Geschäft und in der Kirche scheint Maria Viegener wenig Möglichkeit zur Kommunikation mit anderen Menschen gehabt zu haben: „ich habe zu wenig menschlichen Verkehr gehabt“, erklärt sie laut Akte.

Die religiöse Sozialisation lässt Maria Viegener auch kirchliche Instanzen als Rettungsanker in ihrer seelischen Not erscheinen. Sie wandte sich also dorthin. Doch der „Herr Propst“, bei dem Maria vor ihrem Anstaltsaufenthalt Hilfe gesucht hatte – es dürfte sich um Propst Lorenz Drehmann handeln –, konnte ihr nicht helfen. Immer wieder sei das Denken der Maria Viegener um religiöse Inhalte gekreist, beschreibt die Krankenakte; es handelte sich m. E. nicht um religiöse Fragen, Gewissenkonflikte oder dergleichen, sondern um ein allgemeines, unspezifisches Schuldigfühlen. Maria Viegener habe gemeint, dass für sie „das feine, strenge Festhalten an die Religion die Rettung aller Dinge gewesen wäre.“ Leichte Zweifel an der eigenen religiösen Orientierung melden sich: „ich habe viel gebetet und gefastet, aber das muß man doch auch.“ Sie habe sich „jahrelang zurückgezogen“, sei ihren „eigenen Weg gegangen“: „dadurch bin ich zurückgefallen und schließlich hier gelandet.“ Konkreter werden ihre Schilderungen nicht, zumindest ist das nicht dokumentiert. Sie habe aber in dem Empfinden gelebt, etwas falsch gemacht zu haben – ohne dass klar ist, was das sein könnte. Zu manchen Zeiten war Maria Viegener die Ausnahmequalität ihrer Wahrnehmungen völlig bewusst, „ich bin nicht ‚ich‘ in dem Moment“, heißt es in der Akte; sie konnte aber offenbar den Ansturm der Wahrnehmungen nicht steuern und musste in der Spaltung ihrer Person verharren.

Die katholische Religion spielte im Leben der Familie Viegener eine große Rolle – auch wenn sich Eberhard Viegener z. B. davon frei zu machen versuchte. Schon in aller Frühe mussten die Kinder in die Kirche zum Gottesdienst, und zwar täglich. Dabei hatte Mutter Viegener alle Fäden in der Hand und führte ein strenges Regiment über die Geschwister und deren Einsatz im elterlichen Dekorationsmalergeschäft (Abb. 4). „Um 5

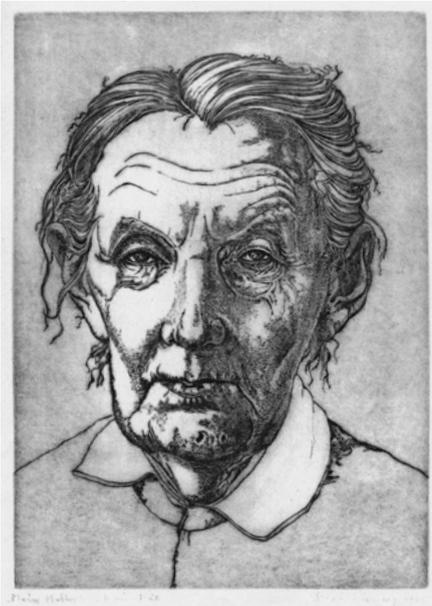


Abb. 4: Eberhard Viegener: Meine Mutter. Kaltnadelradierung, 1945. Kunstbesitz der Stadt Soest.

Uhr“, erzählte Eberhard Viegener, „wurden wir geweckt. Wir bekamen einen Kasten mit Farben in die Hand, frühstückten knapp, und dann begann die Arbeit, häufig genug bis tief in den Abend hinein.“⁶ Der tägliche Gottesdienst frühmorgens in St. Patrokli war für die Familie obligatorisch, und Protest dagegen verfiel nicht. „Da war die Faust meiner Mutter so unerbittlich, daß wir nicht wagten, auch nur ein Stückchen am richtigen Weg vorbeizugehen!“ Die strenge Mutter, die ihre rigorosen pädagogischen Vorstellungen durchsetzen wollte, griff auch schon mal zu gewaltsamen Maßnahmen, band etwa die Kinder am Tischbein fest. Und diese Mutter scheint in Folge auch ambivalente

Gefühle hervorgerufen zu haben. „Wenn meine Mutter mich in Ruhe gelassen hätte, wär ich nicht hier“, gesteht Maria, wie es in der Akte heißt; unausgesprochen bleibt allerdings, auf welche Weise die Tochter sich von der Mutter bedrängt fühlte.

Gleichwohl war und blieb die Mutter eine ganz wichtige Bezugsperson, soweit aus der Akte zu sehen, die auch den Kontakt zu Maria während der Anstaltszeit aufrecht hielt. Sie kümmerte sich immer wieder um die Tochter, fragte bei den Ärzten an, ob ein Besuch ratsam sei oder nicht. Regelmäßig erkundigte sie sich beim Direktor der Anstalt, Dr. Heinrich Petermann, nach dem Befinden der Kranken, nicht ohne jedes Mal ein „Freicouvert“ beizufügen. Auch Schwester Amanda stellte sich als Besucherin hin und wieder mit ihrem Mann ein. Und Maria Viegener freute sich offenbar über diese Treffen⁷.

Am 2. Januar 1938 starb Marias Vater Friedrich im Alter von 74 Jahren. Karoline Viegener hatte Angst, wie ihre Tochter die Todesnachricht aufnehmen würde und wandte sich zunächst verunsichert an die Klinik-

6 Zit. n. Bernhard Kerber: Der Maler Eberhard Viegener. Soest 1982, S. 8.

7 Das hatte Maria ihrer Schwester Amanda zu erkennen gegeben, die es ihrerseits der Mutter berichtete, welche das in ihrem Brief an Maria erwähnte. Archiv LWL Münster, Best. 660/379: Krankenakte Maria Viegener.

leitung, an Dr. Heinrich Petermann. Ob der Arzt ihrer Tochter nicht die Mitteilung machen könne? So geschah es dann. Die Tochter reagierte und „betet den ganzen Tag“. Der Verlust scheint die kranke Maria Viegener zusätzlich sehr belastet zu haben. Gleichwohl fuhr sie im Februar mit der Mutter nach Hause und bezog dort auch wieder ihr Zimmer. Der Urlaub aus der Anstalt, den Maria ab Januar 1938 zu Hause verbrachte, währte jedoch nur kurze Zeit. Denn sie drohte der Mutter, sie „würde sie und sich aufhängen“, die Mutter trage die Schuld am Tod des Vaters. Maria griff auch ihre Schwester Amanda Wulff an. Die Mutter war überfordert und lieferte eine verstörte Tochter am 11. März 1938 wieder in der Klinik ein (Abb. 5).

Drohende Sterilisierung

Spätestens seit dieser Zeit war Maria Viegener endgültig in die Mühle der menschenverachtenden rassistischen NS-Medizin geraten. Unter dem Vorwand, sie sei geisteskrank – „schizophren“ –, sollte sie nun 1938 zwangssterilisiert werden⁸. Gerade Menschen in Anstalten wurden dieser rassistischen Maßnahme besonders häufig unterworfen.

Der wichtigste Pfeiler der nationalsozialistischen Ideologie war der Rassismus. Die Vorstellung, einige Menschen seien wertvoller als andere, leitete nicht nur die antijüdischen Pogrome, die Vernichtungsfeldzüge der Wehrmacht, den Umgang mit Menschen aus der Sowjetunion, sondern fand auch in der gesamten medizinischen Praxis Eingang. Der deutsche Volkskörper sollte gewissermaßen befreit oder gereinigt werden von „minderwertigen“ Existenzen. Dabei verstanden die Nationalsozialisten als „minderwertig“ in diesem Zusammenhang alle unheilbar Kranken, so genannte Schwachsinnige, Schizophrene, Anfallskranke, Menschen, die erblich blind oder taub waren oder Missbildungen zeigten, auch Alkoholiker und schließlich auch sozial missliebige, „gemeinschaftsfremde“ Personen⁹. Allen diesen Menschen verweigerte die NS-Medizin das Recht zur Fortpflanzung. Dazu war bereits im Juli 1933 das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ erlassen worden, das Anfang 1934 in Kraft trat. In diesem Denken existierte keine Menschenwürde qua Menschsein.

8 Joseph Kleine scheint auf einige wichtige Unterlagen zugreifen gekonnt zu haben, etwa auf Fotos und Dokumente; vgl. Gegen das Vergessen. In: Viegener-Familienchronik 2011, S. 29, und: Erinnern als Auftrag. Das Schicksal von Maria Viegener. In: Heimatpflege im Kreis Soest, Nr. 23/Sept. 2013, S. 7-8.

9 Vgl. Wolfgang Ayass: „Asozialer Nachwuchs ist für die Volksgemeinschaft vollkommen unerwünscht“. Die Zwangssterilisation von sozialen Außenseitern. In: Margret Hamm (Hrsg.): Lebensunwert – zerstörte Leben. Zwangssterilisation und „Euthanasie“. Frankfurt/Main 2005, S. 111-119.



Abb. 5: Verwaltungsgebäude und Anstaltskirche der Provinzialheilanstalt Warstein. Fotoalbum Warstein, Helmut Monzlinger

Zur systematischen Durchsetzung der Sterilisierungen richtete der NS-Staat auf der Ebene der Amtsgerichte Erbgesundheitsgerichte ein, die die Anzeigen von Ärzten, Gesundheitsämtern, Pflegekräften, Lehrpersonal und Fürsorgerinnen entgegennahmen und das bürokratische Verfahren mit einem Anstrich von Rechtsstaatlichkeit versahen. Etwaige Beschwerden gegen den Beschluss zur Unfruchtbarmachung wurden vor Erbgesundheitsobergerichten verhandelt, die den Oberlandesgerichten – so auch in Hamm – angegliedert wurden. Der Öffentlichkeit versuchte man weiszumachen, dass es sich bei Sterilisierungen um eine fürsorgliche Maßnahme handelte und die betroffenen Personen frei über ihren Körper entscheiden könnten, doch dies war mitnichten der Fall. Schon die Durchführungsverordnung stellte klar, dass im Zweifelsfall die Maßnahmen mit polizeilicher Gewalt durchgesetzt werden mussten¹⁰. Die Zwangssterilisierungen trafen übrigens unverhältnismäßig viele Frauen, obgleich der Eingriff bei Männern unkomplizierter war; das führte zu zahlreichen Todesfällen bei den betroffenen Frauen. Außerdem wandten sich die Maßnahmen, die sich auf das Gesetz stützten, besonders gegen die Unterschichten.

Seit Ende 1937 forcierte das Gesundheitsamt in Lippstadt nun die Sterilisierung von Maria Viegener. Dabei hatte Dr. Fatheuer in seinem Aufnahmegutachten in Warstein erklärt, dass die Krankheit der Maria Viegener nicht erblich sei. Die Mutter, die als Pflegerin für die Tochter bestellt war und in der Korrespondenz von ihrer Tochter Amanda Wulff unterstützt wurde, protestierte gegen die Gewaltmaßnahme und drängte darauf, sie auszusetzen, solange Maria als „Selbstzahlerin“ in der Anstalt lebte – eine durchaus geschickte Taktik¹¹. Das Gesundheitsamt in Lippstadt bestand indessen auf der Unfruchtbarmachung. Karoline Viegener legte auch dagegen Beschwerde ein, die vor dem Erbgesundheitsobergericht in Hamm an der Borbergstraße 1 (Abb. 6) verhandelt werden sollte. Die Akte lässt nicht erkennen, welche Auffassung sich schließlich durchsetzte und ob die Zwangsmaßnahme durchgeführt wurde – denn eine Entlassung erfolgte nicht mehr. Die Gerichtsunterlagen sind nicht mehr vorhanden. Es wäre erstaunlich, wenn Karoline Viegener vor dem Erbgesundheitsobergericht ihre Beschwerde hätte durchbringen können. Dort fungierte zu dieser Zeit beispielsweise der Arzt Werner Villinger als Gerichtsbeisitzer, der zuvor

¹⁰ Vgl. Dirk Blasius: „Einfache Seelenstörung“. Geschichte der deutschen Psychiatrie 1800-1945. Frankfurt/Main 1994, S. 151.

¹¹ Karoline Viegener richtete am 13.4.1938 eine Beschwerde gegen den Beschluss des Erbgesundheitsgerichts in Arnsberg zur Unfruchtbarmachung, dann erneut am 12.8.1938, als das Gericht mit Schreiben vom 27.7.1938 auf den Eingriff drängte. Vgl. Archiv LWL Münster, Best. 660/379: Krankenakte Maria Viegener.

als Leiter der Bethelschen Anstalten schon Hunderte von Sterilisierungen veranlasst hatte und als überzeugter Nationalsozialist dem „Ständigen Ausschuss für Fragen der Rassenhygiene und Rassenpflege“ angehörte¹². Dieser Arzt und seine ähnlich qualifizierten Kollegen favorisierten grundsätzlich die Unfruchtbarmachung und sahen nur selten Gründe, davon Abstand zu nehmen.

„Therapie“

Die therapeutischen Maßnahmen, mit denen die Anstalt der kranken Maria Viegener zu Leibe rückte, sind aus heutiger Sicht zumindest zweifelhaft. Zur so genannten „Cardiazolkur“ wurde sie auf die Station „Fr D“ verlegt. Dort erhielt sie „20 E. Insulin“, dann zwei Mal 100 g Calorose. Nach dieser Behandlung mochte Maria Viegener das Bett überhaupt nicht mehr verlassen. Dagegen konstatierte Dr. Fatheuer am 31. Juli 1937 nach der Verabreichung von 15 Einheiten Insulin erwartungsfreudig: „das erste Koma!“ Maria Viegener zog sich nun ganz in sich zurück, und auch beim Besuch der Mutter Mitte September „sprach sie kaum ein Wort, machte die Augen nicht auf, zeigte kein Interesse“. Ende Oktober brach der Arzt die „Insulin-Kur“ ab und verabreichte drei Mal wöchentlich zwei ccm Cardiazol, mit dem Erfolg, dass der Behandler im Februar 1938 „30 Anfälle“ ausgelöst hatte.

Die Gabe von Cardiazol und Insulin, um Schocks hervorzurufen, stellte um die Mitte der 1930er-Jahre eine neue Praxis dar. Über die Heilungspotenziale solcher Verfahren gab es zwar keinen Nachweis, doch das hinderte die Psychiater nicht an der fleißigen Anwendung. „Todesangst peinigte die mit einer überhohen Insulin-Dosis behandelten Kranken, bevor sie unter schweren Krämpfen für 30 oder 40 Stunden ins Koma versanken; und noch quälender war die Cardiazol-Kur, bei der die Patienten, gleichfalls krampfgeschüttelt, erst ganz allmählich in die Ohnmacht sanken.“¹³ Die Cardiazolspritzen sollten Anfälle hervorrufen, es scheint so, als sollte das gesamte Seelenleben durch die Gabe chemischer Stoffe durcheinander gewirbelt werden, in der Hoffnung, es möge sich anschließend neu und besser als zuvor sortieren. Die Methode, Schizophrenie durch Epilepsie

12 Villinger erklärte in einem Vortrag: „Bei 750 durchgeführten Sterilisierungen haben wir keine nachteiligen Folgen körperlicher oder psychischer Art beobachtet.“ Von 1934, als Villinger in Bielefeld anfang, bis September 1936 brachte der Chefarzt 2854 Bewohner zur Anzeige. Nach 1945 gerierte sich der Rassenhygieniker als Gegner solcher Maßnahmen und als Verfolgter. Rolf Castell, Jan Nedoschill, Madeleine Rupps und Dagmar Bussiek: Geschichte der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Deutschland in den Jahren 1937 bis 1961. Göttingen 2003, S. 467.

13 Psycho-Drogen: „Ins Nichts gerissen“. In: Der Spiegel, 17.3.1980, S. 98-124.

zu bekämpfen, ging auf Ladislaus Meduna zurück, war damals hochaktuell und wurde von Anstaltsärzten als Fortschritt gefeiert, ungeachtet aller Qualen und Gefahren.

Erneut wird Maria Viegener in der Anstalt einer Cardiazolkur unterzogen. Ab Sommer nimmt der Aufenthalt in Warstein seinen unabänderlichen Gang. Immer wieder erhält die Patientin Cardiazolspritzen, auch im Jahr 1941 noch: „hatte bei 4,0 einen Anfall“, vermerkt das Protokoll unterm 30. Mai 1941. Im Juni 1941 wird die Kur abgebrochen, denn die Patientin sei „wieder geordnet“, auch „freundlich und sehr fleißig in der Buchbinderei“. Hätte sie um diese Zeit vielleicht sogar wieder entlassen werden können? Es kam jedenfalls anders.

Deportation

Im Mai 1941 wandte sich Amanda Wulff an die Klinik und fragte nach dem Befinden ihrer Schwester. Sie tat das auch im Namen der Mutter, die „durch verschiedene Altersbeschwerden leider verhindert“ war. Amanda machte sich dann auf den Weg nach Warstein und traf ihre Schwester „in ruhiger Verfassung“ an, wie die Mutter in einem späteren Brief, der nun direkt an die Tochter adressiert war, erleichtert festhielt. Karoline Viegener reagierte in diesem Schreiben auch auf Vorhaltungen, die die Tochter ihr gemacht hatte. Gegen Marias Kritik verteidigte die Mutter die Klinik wortreich. Sie, Maria, sei ja nicht ohne Grund „in die Pflege der dortigen lb. Schwestern“ – der Vinzenterinnen – gelangt. Die Mutter würde auch wieder zu Besuch kommen, sobald sie eine Mitfahrgelegenheit fände und hoffte, ihre Tochter dann „froh und dankbar den Schwestern gegenüber wiederzusehen.“ Es bleibt unklar, worüber Maria Viegener sich beklagt hatte; aber dass sie aus der Klinik fort wollte, schwingt zwischen den Zeilen mit. Doch die Mutter sah sich völlig außerstande, ihre Tochter je wieder aufzunehmen – sie hatte wohl auch Angst vor ihr –, und auch wenn Maria drängende Briefe schrieb, wollte die Mutter sie „weiterhin in ihrer guten Pflege“ belassen, wo sie sich „über nichts zu beklagen“ hätte¹⁴.

So wurde die Chance, Maria Viegener zu retten, vergeben.

Nach den Sterilisierungen stellte das „Euthanasieprogramm“ praktisch den zweiten, endgültigen Schritt zur Vernichtung des „unwerten Lebens“ dar; mit einem Erlass aus seiner Kanzlei vom 1. September 1939 – sozusagen als interne Kriegsmaßnahme – forderte Adolf Hitler zur massenhaften Tötung von Kranken auf. Dass es sich um eine „Kann-Vorschrift“ handel-

14 Brief an Maria Viegener wahrscheinlich gleichzeitig wie der an Dr. Kordes vom 9.7.1941, in dem die Mutter deutlich macht, dass sie sich völlig außerstande sieht, ihre Tochter je wieder aufzunehmen. Archiv LWL Münster, Best. 660/379: Krankenakte Maria Viegener.

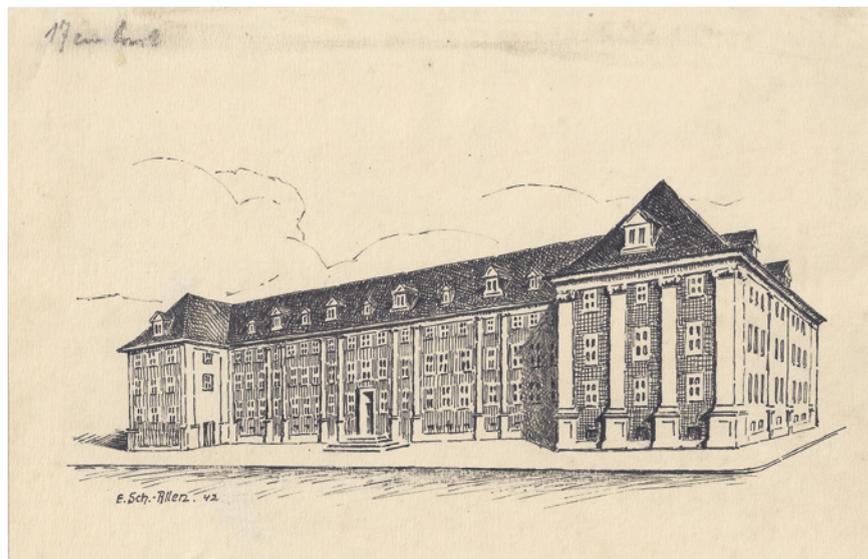


Abb. 6: Das Erbgesundheitsobergericht Hamm war im Amtsgericht an der Borbergstraße 1 in Hamm untergebracht. Foto: Amtsgericht Hamm

te – es „kann der Gnadentod gewährt werden“ –, ändert daran nichts; denn das Anstaltspersonal wirkte in der Regel widerspruchslos mit. Vorwiegend in sechs Anstalten, darunter in der berühmten Anstalt Hadamar in Hessen, wurden kranke Menschen systematisch mit Gasgasen umgebracht. Ab dem 23. August 1941 nahm die Reichsführung von der zentralen Organisation der Tötung durch Vergasung Abstand. Vor allem hatte der Protest des Münsteraner Bischofs Clemens August Graf von Galen deutlich gemacht, dass die NS-Regierung nicht durchgängig mit Zustimmung zur so genannten T-4-Aktion (T-4: von Berlin, Tiergartenstraße 4, wo die Mordbeschlüsse gefasst wurden) rechnen konnte. Also wurden die Ermordungen dezentral in einzelnen Anstalten durchgeführt oder solch mörderische Bedingungen geschaffen, dass die Menschen an ihnen zugrunde gingen.

Am 14. August 1941 wird Maria Viegener mit 57 anderen Patientinnen und Patienten in die Landesheilanstalt Eichberg in Hessen verlegt – einer von vielen Transporten aus Warstein in den sicheren Tod¹⁵. „Verlegt in die Anstalt Eichberg“, ist mit Stempelfarbe an den Schluss der Akte gedruckt, und: „Pat. wird heute hier im Sammeltransport aufgenommen“ (Abb. 7 u. 8). Die Heilanstalt Warstein verfügte über einen Gleisanschluss, von dem im Zeitraum vom 27. Juni bis zum 14. August 1941 zehn „Verlegungszüge“ mit Patientinnen und Patienten in Richtung Hadamar in Nordhessen und in andere Tötungsanstalten abgingen. Schon beim Transport war klar,

¹⁵ Herrn Helmut Monzlinger vom Psychiatriemuseum Warstein verdanke ich diese Auskunft.

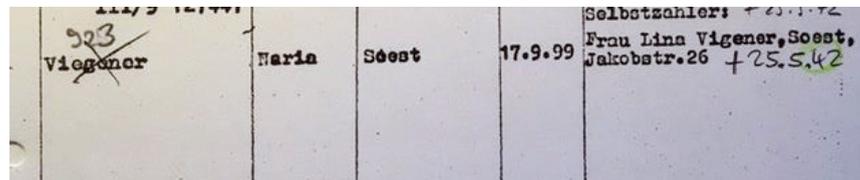


Abb. 7: Eintrag im Verlegungsbuch. Foto: Landschaftsverband Westfalen-Lippe, LWL-Kliniken Lippstadt und Warstein, Regionale Psychiatriegeschichte, Warstein, H. Monzlinger

dass die Würde und das Lebensrecht jedes einzelnen kranken Menschen keine Rolle spielte: Denn es „wurden die armen, schwachen Leute wie Vieh auf die Wagen geworfen, an Händen und Füßen geschleift und dann aufeinander geworfen“, schilderte Schwester Hugoline, eine Vinzentinerin, die bei der Deportation von Patientinnen und Patienten aus Warstein nach Weilmünster dabei war, die Umstände¹⁶. Das Schreiben richtete die Ordensschwester an den Anstaltsgeistlichen Dr. Lorenz Pieper am 30. Juli 1943, der seinerseits einige Protestbriefe, u. a. gegen die Klinikärzte, aufsetzte. Als Folge davon verlor er seine Stelle.

Die Vinzentinerinnen (Abb. 9), die als Pflegepersonal in der Warsteiner Klinik arbeiteten, ahnten wohl, dass den ihnen anvertrauten Menschen Schlimmes drohte, und so hatten sie im Sommer 1941 gemeinsam mit dem Geistlichen Pieper insgeheim rund 400 Familien angeschrieben und sie aufgefordert, ihre kranken Angehörigen aus der Warsteiner Anstalt zu holen¹⁷. Ob auch Familie Viegener eine Postkarte mit der Warnung vor den drohenden Transporten erhalten hatte, ist nicht dokumentiert. Von den 400 Familien, die gewarnt worden waren, meldeten sich sechs und holten ihre Angehörigen nach Hause¹⁸. Auch einzelne Anstaltsinsassen hatten von den drohenden Morden Wind bekommen und um Hilfe gesucht, wie am Beispiel eines anderen Patienten, Gottfried Ellinghaus, sichtbar wird. Er schrieb 1941 an seinen Bruder: „Teile dir – der Brief geht durch den Anstaltspastor heraus – schnell mit, dass ihr mich sofort aus der Anstalt herausholen müsst“. Und weiter schreibt er: „Die Kranken werden in allernächster Zeit aus den Anstalten Deutschlands ausgeholt und, wie ich durch den Anstaltspfarrer erfahren habe, umgebracht. Aus der Warsteiner Anstalt sind auch schon 500 Mann abtransportiert worden. Hier ist die

¹⁶ Landesarchiv NRW Westfalen, Münster, Q 225, Staatsanwaltschaft Münster, Nr. 155, 2. – Piepers Schreiben findet sich in Q 225, Staatsanwaltschaft Münster, Nr. 155, 7.

¹⁷ Vgl. Karl Martin Flüter: „...in 14 Tagen könnte auch ich schon gut dabei sein.“ Vor 75 Jahren wurden kranke und behinderte Menschen systematisch ermordet. Ein Fallbericht. In: Der Dom, Nr. 34, 21.8.2016, S. 10. Ich danke dem Kollegen Markus Klüppel für den Hinweis auf diesen Bericht.

¹⁸ Vgl. ebd., S. 10.

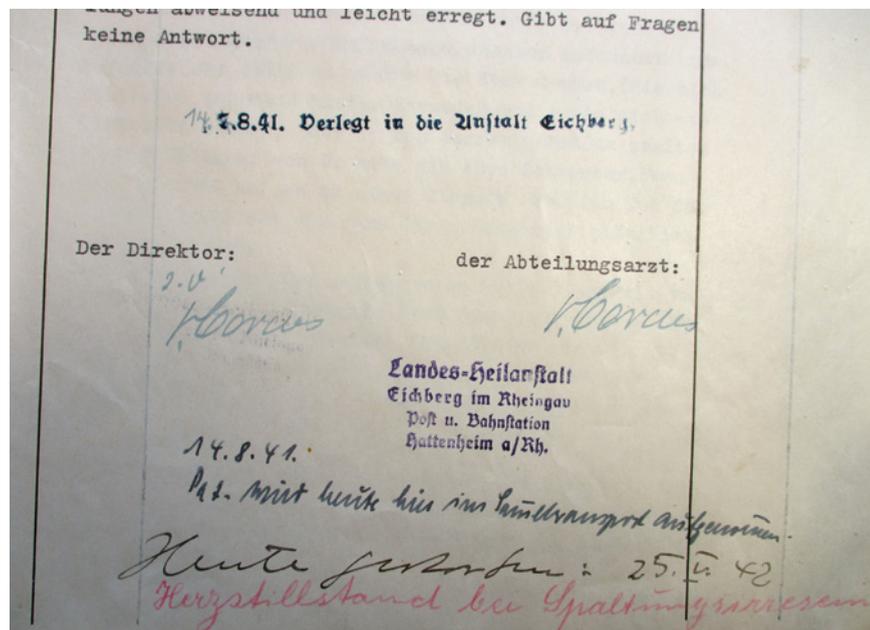


Abb. 8: Notiz über den Tod Maria Viegeners im den Anstaltsunterlagen. Foto: Landschaftsverband Westfalen-Lippe, LWL-Kliniken Lippstadt und Warstein, Regionale Psychiatriegeschichte, Warstein, H. Monzlinger

Hölle los... Der Pastor [gemeint ist Dr. Lorenz Pieper] sagt, in 14 Tagen könnte ich auch schon dabei sein.¹⁹

Doch Mutter Viegener, selbst angeschlagen – gerade hatte sie sich einen Arm gebrochen, dann litt sie an Rheuma –, hatte offenbar keine Energie mehr, sich regelmäßig um ihre Tochter zu kümmern. Vielleicht traute sie auch allzu sehr den Darstellungen des ärztlichen Personals oder hatte Angst vor Überforderung, wenn die Tochter wieder zu Hause wäre. Konnten die Angehörigen ahnen, dass in einer Heilanstalt nicht nur nicht geheilt, sondern das Schlimmste zu befürchten war? Hunger, Giftgaben (z. B. Luminal, Veronal) und Mord? Auch die Schwägerin Amanda Wulff, die die Korrespondenz mit der Anstalt besorgt hatte, meldete sich nicht mehr.

Eichberg war eine sogenannte Zwischenanstalt, also der Vorhof der Hölle, bevor es zur letzten Station nach Hadamar zur systematischen Ermordung ging. Der so genannten T-4-Aktion, bei der die Nationalsozialisten systematisch „Geistesranke“, „Schwachsinnige“, „Alkoholiker“, „Geburtsblinde“, „Epileptiker“ und schließlich auch „Asoziale“ töteten, konnte Maria Viegener entgehen, diese Aktion dauerte nur bis Ende August 1941 an. Doch wurde sie ein Opfer der so genannten „wildes Eu-

19 Ebd., S. 8.



Abb. 9: Die Vincentinerinnen in der Provinzialheilanstalt Warstein. Aus dem Fotoalbum Warstein, Helmut Monzlinger

thanasie“, indem sie entweder vergiftet wurde oder durch grausame Vernachlässigung den Tod fand. Bis zum Mai des folgenden Jahres überstand Maria Viegener den Aufenthalt in der Klinik, dann hatte ihr Körper den unmenschlichen Bedingungen nichts mehr entgegen zu setzen. „Heute gestorben: 25.V.42“, hält Abteilungsarzt Cordes in den Warsteiner Unterlagen fest (Abb. 8). So entging Maria Viegener den rassistischen Morden nicht, sondern kam in Eichberg am 25. Mai 1942 ums Leben, durch „Herzstillstand“, wie die offizielle, wenig aussagekräftige Angabe lautete; die Umstände sind nicht geklärt. Der Leichnam wurde nach Soest überführt.²⁰ In Eltville wurde der Tod der „Photographin Maria Viegener“ bekräftigt.²¹ (Abb. 10 u. 11).

Nachspiel

Das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, auf das sich die Zwangssterilisierung stützte, war am 1. Januar 1934 in Kraft getreten. Erst im Jahr 2006 ging im deutschen Bundestag der Antrag ein, dieses Gesetz

20 Freundliche Auskunft von Herrn Dominik Motz, Landeswohlfahrtsverband Hessen in Kassel.

21 Standesamt Eltville, Kopie vom 24.9.2018. – In genealogischen Aufzeichnungen aus dem Besitz der Familie Viegener heißt es allerdings, Maria Viegener sei „1949 in einem russ. Konzentrationslager“ gestorben. Wie es zu so einer Darstellung kommen konnte, bleibt unklar.

zu ächten, was ein Jahr später auch geschah. Das Gesetz wurde aber nicht für nichtig erklärt. Nun gelten die Opfer zwar nicht mehr als „lebensunwert“, stellte die Geschäftsführerin des Bundes der „Euthanasie“-Geschädigten und Zwangssterilisierten (BEZ), Margret Hamm, fest, doch wurde ihre Stigmatisierung auch in bundesrepublikanischen Zeiten fortgeschrieben.²² Dass die Gültigkeit des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses aber mit Inkrafttreten des Grundgesetzes 1949 beendet gewesen sei, bestreitet sie. Das Sterilisierungsgesetz habe im Gegenteil auch noch in der Bundesrepublik gegolten und wurde von bundesdeutschen Institutionen weiter angewendet. Auch politisch wirkte es weiter: Denn „Entschädigungsforderungen wurden zum Teil ausdrücklich mit Verweis auf dessen angebliche Verfassungsmäßigkeit zurückgewiesen.“²³ Mit der bloßen Ächtung des Gesetzes bleiben die bundesrepublikanischen Verhältnisse unproblematisiert, und so werden die Opfer erneut als Menschen zweiter Klasse behandelt.

Es ist ja auch gerade dieses Weiterwirken des Gesetzes, das so viele Menschen hat schweigen lassen aus Scham und Unsicherheit. Die meisten Menschen, die einen Angehörigen verloren hatten, so erklärt der Historiker Götz Aly, „schwiegen schamhaft, wollten es nicht allzu genau wissen. [...] Erst heute [...] löst sich der Bann. Langsam tauchen jene Vergessenen wieder auf, die sterben mussten, weil sie als verrückt, lästig oder peinlich empfunden wurden, weil sie unnormale, gemeingefährlich, arbeitsunfähig oder dauernd pflegebedürftig waren, weil sie ihre Familien mit einem Makel belasteten.“²⁴

Wiedergutmachung hat es nie gegeben. Es handelte sich bei diesen Morden und bei den Sterilisierungen nicht um spezifisch nationalsozialistisches Unrecht, hieß es zur Begründung. 1954 erklärte das Oberlandesgericht Hamm, das Sterilisierungsgesetz verstoße nicht gegen „rechtsstaatliche Grundsätze“ oder das „Naturrecht“²⁵. Und so sah das Bundesentschädigungsgesetz keine Ausgleichszahlungen vor.

Wie problematisch die Praxis der Wiedergutmachung war, lässt sich einmal mehr an der Familie Viegener zeigen. Der Mord an Maria Viege-

22 Kathrin Braun/Svea Luise Herrmann: Unrecht zweiter Ordnung: Die Weitergeltung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses in der Bundesrepublik. In: Sonja Beggelke/Claudia Fröhlich/Stephan Alexander Glienke (Hrsg.): Der halbierte Rechtsstaat. Demokratie und Recht in der frühen Bundesrepublik und die Integration von NS-Funktionseliten. Baden-Baden 2015, S. 223-241, S. 223.

23 Ebd., S. 224.

24 Götz Aly: Die Belasteten. ‚Euthanasie‘ 1939-1945. Eine Gesellschaftsgeschichte. Frankfurt/Main 2013, S. 9.

25 OLG Hamm, 29.1.1954: 9 W 231/53: Schadensersatz für Unfruchtbarmachung. In: Neue Juristische Wochenschrift (NJW) 1954, Heft 14/15, S. 559.

ner blieb völlig ungesühnt. Bruder Eberhard, der mit einer Frau verheiratet war, die der NS-Ideologie zufolge als „Halbjüdin“ galt, erhob erst gar keinen Anspruch auf Wiedergutmachung. Nur Fritz Viegener, dessen Schäden und Entbehrungen während der nationalsozialistischen Zeit im Vergleich eher vernachlässigenswert wirken, gelang es, auf der Grundlage einer stark frisierten Selbstbiografie Zahlungen für sich zu erwirken. „Es war bekannt, dass der Arier§ meiner Frau nicht in Ordnung war.“²⁶ Gerhard Köhn hat anhand zahlreicher Belege überzeugend dokumentiert, dass angesichts von Fritz Viegeners Selbststilisierung als NS-Opfer Zweifel angebracht sind. Daneben machte Viegener noch Ansprüche auf Erstattung von Kosten geltend, die ihm in einem Rückerstattungsverfahren entstanden waren. 1938 hatten Fritz Viegener und seine Ehefrau die Villa am Möhnesee günstig von der Familie der Lotte Sachs, geb. Silberberg, erwerben können. Lotte Sachs verlangte nun 1950 von London aus dafür einen finanziellen Ausgleich. Fritz Viegener fühlte sich durch die Forderungen der Frau Sachs unbillig bedrängt und erklärte, das könne nicht ihr Ernst sein. Er vermied in dem Schreiben an Frau Sachs vom 26. Februar 1950 die Behauptung, dass unter den Vorfahren seiner eigenen Frau ein jüdischer Großelternteil gewesen sei. Vor dem Hintergrund seines aktuellen Wissens, erklärte er, hätte er nie an den Hauskauf gedacht, zumal da „die Frau meines Bruders Nichtarierin war“ und erst recht, „wenn meine Schwester durch die Hand dieser Menschen umgekommen ist.“²⁷ Fritz Viegener erhielt Entschädigungszahlungen.

Dr. Heinrich Petermann, Klinikdirektor, PG seit 1933, SA-Mitglied, und der Nervenarzt und SA-Mitglied Dr. Heinrich Stolze, ebenfalls PG seit 1933, organisierten die Transporte in die Vernichtungskliniken auf Weisung der Provinzialverwaltung in Münster. Insgesamt wurden aus Warstein 1575 Menschen verlegt. Stolze, der „mit einem besonderen Interesse daran mitarbeitete“, wie Schwester Thiadildis (Maria Schröder), Oberin der Vinzentinerinnen, festhielt²⁸, hatte die Fahrten im Juni, Juli

26 Landesarchiv NRW Westfalen, Münster, K 104, Regierung Arnsberg, Wiedergutmachungen, Nr. 462393.

27 Landesarchiv NRW Westfalen, Münster, K 104, Regierung Arnsberg, Wiedergutmachungen, Nr. 462393. Gerhard Köhn hat sich intensiv mit den Ungereimtheiten in den autobiografischen Darstellungen von Fritz Viegener befasst: Gerhard Köhn: Wiedergutmachung für Verfolgte des Nationalsozialismus, aufgezeigt an einigen Beispielen aus Soest. In: Ilse Maas-Steinhoff (Hrsg.): Nachkriegszeit in Soest. Soest 2011, S. 227-267, mit weiteren Literaturangaben. Fritz Viegener übergab die Sache einem Anwalt, da er keinen Grund zur Wiedergutmachung an Frau Sachs, geb. Silberberg, erkannte. Die Darstellungen von Joseph Kleine zu dieser Frage sind entfernt von Klarheit und Wissenschaftlichkeit; vgl. Joseph Kleine: Der Wahrheit ein Weg. Fritz Viegener 1888-1976, Arnsberg 2014.

28 Landesarchiv NRW Westfalen, Münster, Staatsanwaltschaft Münster, Nr. 155, Bd. 1 und Bd. 30.



Abb. 10: Todesanzeige aus dem Soester Anzeiger vom 30.5.1942

und August 1941 sogar persönlich mitgemacht. Er hatte zynisch erklärt, die Kranken seien dort „gut aufgehoben“. Als Begleiterinnen waren auch die Vinzenterinnen bei den Transporten anwesend; sie fertigten Berichte darüber für die kirchlichen Behörden. Schwester Hugolinde beispielsweise machte sich im Juli 1943 schon schwere Vorwürfe, weil sie daran mitgewirkt hatte, die Kranken „diesen Bluthunden“ auszuliefern²⁹. Der Anstaltsgeistliche Dr. Lorenz Pieper hatte gemeinsam mit den Schwestern die Postkartenaktion angezettelt, um die Verwandten zur Rückholung ihrer Angehörigen aufzufordern. Er hatte darüber hinaus heftig protestiert,

²⁹ Landesarchiv NRW Westfalen, Münster, Staatsanwaltschaft Münster, Nr. 155, Bd. 2.



Abb. 11: Grab der Maria Viegener in der Familiengruft auf dem Osthofenfriedhof in Soest.
 Foto: privat

u. a. beim westfälischen Oberpräsidenten. Daraufhin verlor er seine Stelle.³⁰ Dr. Heinrich Petermann, der Leiter der Warsteiner Anstalt, hatte sich, ebenso wie sein Kollege Dr. Heinrich Stolze, in den Jahren 1948, 1953 und 1959 mehrfach vor Gericht für seine Taten zu verantworten. Der letzte Prozess endete für beide mit Freispruch³¹.

³⁰ Die Glaubwürdigkeit seiner Darstellungen wurde untergraben, indem man ihm Opposition um jeden Preis und „unbelehrbare Starrköpfigkeit“ vorwarf. Quelle?

³¹ Vgl. Irene Sagel-Grande u.a. (Hrsg.): Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945-1966. Bd. XVI. Amsterdam 1976, 480-1, S. 3-22, (6 Ks 1/59). Vgl. auch: Landesarchiv NRW Westfalen, Mün-



Abb. 12 und 13: Treisekapelle in Warstein mit Maria Viegener's Namen (Detail). Foto: Landschaftsverband Westfalen-Lippe, LWL-Kliniken Lippstadt und Warstein, Regionale Psychiatriegeschichte, Warstein, H. Monzlinger

Im Jahr 1989 wurde an der Berliner Tiergartenstraße 4, wo die Morde geplant worden waren, eine Gedenkplatte in den Boden eingelassen mit dem folgenden, von Götz Aly und Klaus Hartung entworfenen Text: „Ehre den / vergessenen / Opfern“. An dieser Stelle, in der Tiergartenstraße 4, wurde ab 1940 der erste nationalsozialistische Massenmord organisiert, genannt nach dieser Adresse „Aktion T4“.

In Warstein erinnert ein Mahnmal in der Treisekapelle an die von dort deportierten und ermordeten Patientinnen und Patienten. Maria Viegener's Name gehört dazu (Abb. 12 und 13).

MECHTILD BRAND

CHARLES LAURENT, PAUL DOCHIER UND DIE SOWJETISCHEN
KRIEGSGEFANGENEN IM OFLAG VI A

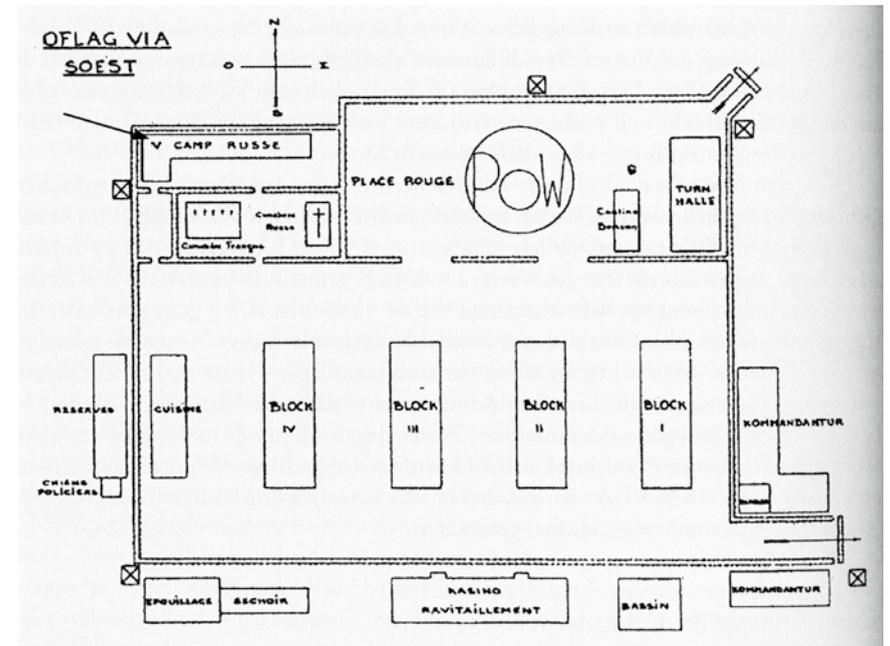


Abb. 1: Lagerplan von Pierre Flament (wie Anm. 1). S. 743.

Der Lagerplan des Oflag VI A mit dem eingezeichneten „Camp russe“ und seinem eigenen Friedhof „Cimetière russe“ (Abb. 1) hing lange Zeit im Eingang von Block 3 der späteren Adam-Kaserne am Meininger Weg in Soest¹. Der französische Offizier Pierre Flament zeichnete ihn nach Kriegsende. Auf die Frage, was es mit diesem Lagerabschnitt auf sich habe, folgte regelmäßig ein Achselzucken. Über Sowjets als Gefangene in diesem Lager war nichts bekannt, und im Mittelpunkt aller Betrachtungen

ster, Staatsanwaltschaft Münster, Nr. 155, Bd. 1, Bd. 3, Bd. 30.

¹ Pierre Flament: La Vie dans un camp d'officiers Français en Poméranie. Oflag II D – II B 1940 – 1945. Caen 1957, S. 743.

standen die französischen Offiziere, die in der Tat die größte Gefangenengruppe mit der längsten Aufenthaltsdauer im Oflag VI A stellten.

Aber warum hatte Pierre Flament diesen Lagerabschnitt in seiner Karte eingezeichnet? Welche Sowjets waren dort gesondert eingesperrt worden, weit weg vom Eingang? Ein normales Arbeitskommando wäre in der Nähe des Lagertors untergebracht worden, um schnell zur Arbeit ausmarschieren zu können. Außerdem wurden die sowjetischen Toten aus den lokalen Arbeitskommandos wie alle anderen verstorbenen Zwangsarbeiter in Soest auf dem Osthofenfriedhof begraben. Wieso gab es in diesem Teil des Lagers einen russischen Friedhof?

In den acht Berichten, die die Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes aus Genf nach ihren Besuchen in Soest anfertigten², tauchen sowjetische Gefangene nicht auf. Die Gesandten besuchten nur die Bürger jener Staaten, die die Genfer Konvention unterschrieben hatten. Das hatte zwar das Zarenreich getan, die Sowjetunion aber nicht. Also kamen sowjetische Gefangene nicht in den Genuss des Schutzes der Genfer Konvention und wurden daher folgerichtig in den Berichten nach Genf auch nicht erwähnt, selbst wenn die IRK-Vertreter an Tausenden von ihnen vor allem in den Stalags vorbeigingen. Immerhin meldete das Oberkommando der Wehrmacht (OKW) am 1. September 1944 die Anwesenheit von 32 sowjetischen Gefangenen im Oflag in Soest nach Genf. Ob es sich dabei um Neuzugänge oder besondere Gefangene handelte, geht aus der Meldung nicht hervor.

Eine wahrscheinlich für diese Frage sehr entscheidende Quelle ist durch Kriegseinwirkungen verloren gegangen. Die Akten zur Verwaltung des Wehrkreises VI, zu dem Soest gehörte, sind bisher unauffindbar. Gleichzeitig sind die vollständig erhaltenen Patientenbücher des Soester Stadtkrankenhauses³ die wichtigste lokale Quelle auch für Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter, denn die dort aufgeführten Namen wurden später von der Wehrmachtsauskunftsstelle und in die Datenbank der Sächsischen Gedenkstätten übernommen.

Die entscheidenden und bis heute wichtigsten Informationen zu den sowjetischen Kriegsgefangenen haben französische Offiziere übermittelt. Pierre Flament zeichnete den Lagerplan. Maurice Harland und Jean Plessy sammelten Fotos aus dem Lagerleben und Zeichnungen mit Darstellungen der Sowjets, womit sie ihre Verelendung dokumentierten⁴. In den Tagebü-

2 IRK-Berichte liegen vor vom 13.6. und 14.11.1940, 14.10.1941, 27.9.1942, 6.2. und 8.9.1943, 22.7. und 9.10.1944. Internationales Komitee des Roten Kreuzes, Genf.

3 Stadtarchiv Soest, D 2904 bis D 2910.

4 Maurice Harland/Jean Plessy: Oflags. Récit photographique de la vie des prisonniers dans les camps allemands 1940-1945. O.O., 1946.

chern von Raymond Gangloff⁵, Georges Hyvernaud⁶ und Étienne Croze⁷ tauchen die Sowjets als ihre Mitgefangenen auf, die ihnen vor allem in den letzten Kriegswochen regelmäßig begegneten, weil die Abgrenzungen innerhalb des Lagers kurz vor Kriegsende vermutlich keine Bedeutung mehr hatten.

Diese Zeitzeugen gehörten unterschiedlichen französischen Offiziersgruppen an. Maurice Harland und Jean Plessy waren über lange Zeit in Soest gefangen, denn ihre Namen erscheinen in der *Annuaire des Oflag VI A*⁸. Raymond Gangloff war mit der Verlegung des Oflag VI D aus Münster im Oktober 1944 nach Soest gekommen, und Pierre Flament, Georges Hyvernaud und Étienne Croze erreichten die Stadt erst im März 1945, nachdem das Oflag II B in Arnswalde in Pommern evakuiert worden war und man sie in langen Fußmärschen nach Westen getrieben hatte.

Unabhängig davon, wann diese französischen Offiziere auf die sowjetischen Gefangenen trafen, haben sie sie immer als ihre Kameraden angesehen. Pierre Flament berichtet aus der Zeit in den Oflags in Pommern, dass man verstorbene sowjetische Gefangene aus den Viehwaggons herauswarf, als sie an den Lagern vorbei nach Westen transportiert wurden. Fassungslos und mit blankem Entsetzen beobachteten sie, dass die Toten nackt in Gruben in der Nähe der Lager verscharrt wurden, verbunden mit der Erklärung eines deutschen Offiziers, dass es sich um „Untermenschen“ handele⁹.

Raymond Gangloff war ein genauer Chronist. Mit der Ankunft der Münsteraner Offiziere war das Oflag in Soest so überfüllt, dass die Offiziere auch auf Tischen schliefen, weil der Platz auf dem Boden nicht mehr ausreichte. Wenn in dieser Zeit das Lager der Sowjets neu angelegt worden wäre, hätte er das sicher erwähnt. Also hat dieser Lagerabschnitt bereits im Herbst 1944 bestanden. Gangloff ist übrigens der einzige Zeitzeuge vor Ort, der auch etwas zur Größe der Gruppe aussagt. Er beobachtete am 1. April 1945, dass „unsere tausend russischen Kameraden“ im Chaos dieser letzten Kriegstage zunächst das Lager verließen und zwei Tage später zurückkehrten¹⁰. Damit ist zumindest gesichert, dass die Zahl der sowjetischen Gefangenen relativ groß gewesen sein muss.

5 Raymond Gangloff: *Cinq ans d'Oflags*. Paris 1989.

6 Georges Hyvernaud: *Carnets d'oflags*. Paris 1999.

7 Étienne Croze – unveröffentlichtes Manuskript, am 6.6.2019 durch Cristina Burack beim Besuch der Französischen Kapelle übergeben.

8 René David de Beaufort: *Annuaire de l'Oflag VI A*. O. O. u. J. herausgegeben von der Vereinigung der ehemaligen Kriegsgefangenen im Oflag VI A (von den Offizieren des Oflag VI A nach dem Krieg erstellte Adressenliste für den Kontakt untereinander).

9 Flament (wie Anm. 1), S. 445-449.

10 Gangloff (wie Anm. 5), S. 213ff.

Rapport M. Meunier du camp : Cuisine - vestiaires et
 Fin 1944 et début 1945
 Effectif variable : 3500 et + : d'autant camp refait et
 installé à Soest.
 Elements : à une époque 3500 of français - et 250 tout of 12
 hommes de troupe français.
 Dans le même camp - mais logés dans les écuries - et
 le Paris des Français - environ 300 Russes - Officiers et
 hommes.
 Ces Russes étaient les restes du détachement des
 commandos évacués par les bombardements. Ils ont eu
 été bombardés à plusieurs reprises (sans de troupes).
 Ces Russes étaient mal logés - mal nourris - et mal
 soignés par les Allemands qui les évacuèrent.

Abb. 2: Notiz aus dem Französischen Nationalarchiv mit dem Hinweis auf sowjetische Gefangene. Archives Nationales (France), 72AJ/293

Es gibt allerdings auch noch eine kleinere Zahlenangabe, die auf einer undatierten handschriftlichen Notiz aus dem Französischen Nationalarchiv vermerkt ist (Abb. 2) und sich auf das Ende 1944 bzw. den Anfang 1945 bezieht¹¹.

Dort ist die Rede von etwa 300 Russen, Offizieren und Mannschaftsgraden, die zum Aufräumen nach den Bombardements in Soest eingesetzt wurden. Der Ort ihres Lagers wird in dieser Notiz jetzt auch genau benannt. Es befand sich in den sogenannten Pferdeställen, was sich mit dem Plan von Flament und einem weiteren aus dem Nationalarchiv in Frankreich zugesandten Plan (Abb. 3) deckt¹². Die Begrenzung der Lagerfläche für das „Camp Russe“ ist auf beiden Plänen gleich dargestellt. Auffallend klein ist die Hoffläche vor dem Gebäude für den Freigang der Gefangenen. Platz für Aktivitäten gleich welcher Art hatten die Sowjets im Gegensatz zu den Franzosen nicht. Der russische Friedhof befand sich jenseits dieser Absperrung.

Die Differenz zwischen den beiden Zahlenangaben ist auffallend groß und bestimmt nicht damit zu erklären, dass Raymond Gangloff sich gründlich verschätzt hat. Die französischen Offiziere haben unabhängig von dieser Notiz nie vom Arbeitseinsatz der sowjetischen Gefangenen berichtet. Es ist also nicht sicher, ob zwei Gruppen zusammengerechnet wurden,

¹¹ Archives Nationales (Frankreich), 72AJ/293.

¹² Ebd.

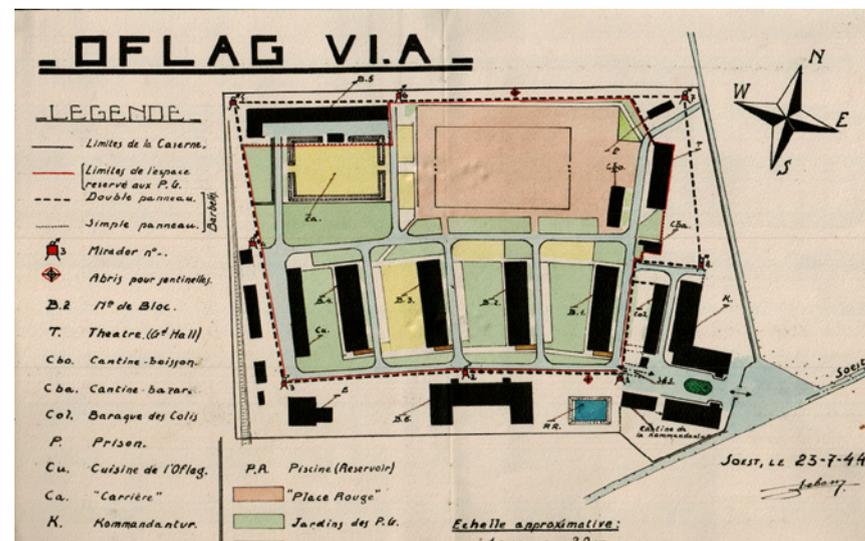


Abb. 3: Lagerplan aus dem Französischen Nationalarchiv, Archives Nationales (France), 72AJ/293. Der Teil oben links zeigt den Bereich des Russenlagers und ist mit einer roten Linie abgegrenzt.

zweimal dieselbe Gruppe sowjetischer Gefangener gemeint war oder von einer zweiten, inzwischen zusätzlich in das Oflag verlegten Gruppe die Rede ist. Nachdem die Lager der Zwangsarbeiter im Bereich des Soester Bahnhofs zerstört worden waren, wurden die dortigen Bewohner möglicherweise auch noch in das völlig überbelegte Oflag VI A eingewiesen und von dort aus zur Arbeit geschickt. Aber darüber gibt es keine verlässlichen Informationen. Die erwähnte Notiz endet mit der Feststellung: „Diese Russen waren sehr schlecht untergebracht, schlecht ernährt und von den deutschen Bewachern schlecht behandelt worden.“¹³

Die Kommandostrukturen hatten sich in den letzten Kriegswochen weitgehend aufgelöst. Als der deutsche Lagerkommandant die Evakuierung des Lagers befahl, widersetzte sich Oberst Meunier, der inzwischen Sprecher aller französischen Offiziere geworden war. Das Lager wurde nicht evakuiert. Zusammen mit seinen französischen Mitgefangenen war es Oberst Meunier gelungen, die Ordnung im Lager aufrechtzuerhalten, mit großer Disziplin die geringen Essensrationen gerecht zu verteilen und Plünderungen im Lager zu verhindern. Tatsächlich beherrschte der Hunger das Lager seit dem Jahreswechsel 1944/45, denn die Versorgung mit Paketen durch die Familien aus Frankreich war spätestens mit dem Beginn der Landung in der Normandie im Juni 1944 vollständig zusam-

¹³ Ebd.

mengebrochen. Die von den Deutschen gelieferten Vorräte reichten schon vorher nicht zur Versorgung aus, wie in den IRK-Berichten immer wieder betont worden war. Ob in dieser Phase der schwierigen Versorgung die sowjetischen Gefangenen in die Gesamtversorgung einbezogen waren, ist nicht belegbar. Am Tag der Befreiung verfügte Oberst Meunier: „Nos camarades Russes seront ravitaillés par nos soins après liaison avec leur chef responsable et dans des conditions identiques!“¹⁴

Bis zur endgültigen Befreiung am 6. April 1945 gab es immer wieder Opfer durch den Beschuss der amerikanischen Artillerie, während diese auf Soest vorrückte. Das gefährdete alle im Oflag, traf aber vor allem Russen, vermutlich wegen der exponierten Lage ihrer Unterkunft. „Im Laufe dieser Nacht ohne Schlaf bringt man uns in der Dunkelheit, nur unterbrochen durch die kümmerliche Flamme einer Öllampe, einen jungen Russen, von zweien seiner Kameraden getragen. Der Arzt untersucht ihn sofort auf dem Tisch, wo wir ihn auf den Bauch gelegt haben. Wir öffnen seine Kleidung. Zwei große Wunden haben seinen Rücken in Mitleidenschaft gezogen, die eine an seinem rechten Schulterblatt, die andere am linken. Er verliert ständig Blut; das erscheint schwarz in dieser schwachen Helligkeit. Sofort nehmen wir an, dass ihn ein Granatsplitter an der einen Seite getroffen hat und an der anderen ausgetreten ist. Glücklicherweise ist die Wirbelsäule nicht beschädigt. Der Verletzte ist ziemlich gut ernährt. Er stöhnt. Mit Hilfe von sterilem Papier, in Deutschland gibt es keine Watte, sauge ich das Blut auf und lasse Stücke von Fleisch fallen, die noch an der Haut hängen, während ihm der Arzt einige Spritzen gibt. Man wickelt ihn in einen großen Verband aus Papierbinden. Wir können vor Tagesanbruch nichts anderes machen. Der Arme hört nicht auf zu jammern und zu weinen. Er ist ungefähr 25 Jahre alt und ziemlich groß. Seine Haare sind blond. Einer seiner Kameraden, klein, ganz nah bei ihm hockend, bemüht sich, mit ihm zu sprechen und ihn zu trösten. Aber der unglückliche Verletzte wird die ganze Nacht nach seiner Mama rufen. Im Morgengrauen wird er in die Krankenstation gebracht, während es ruhig ist.“¹⁵

Am Abend des 5. April, vielleicht später in der Nacht oder am Morgen des 6. April 1945, wurde das Oflag in Soest noch einmal heftig von amerikanischer Artillerie beschossen, wobei vier Franzosen und 21 sowjetische Gefangene getötet wurden. Abends wurde das Lager dann befreit. Gangloff berichtet später von der Beisetzung dieser letzten Opfer am 7. April 1945 (Abb. 4): „Wir helfen bei der Beisetzung der 21 Russen in

14 „Unsere russischen Kameraden werden durch uns mit Lebensmitteln versorgt in Verbindung mit ihrem verantwortlichen Chef und zu identischen Bedingungen.“ Ordre general N° 1 vom 6. April 1945: Le Colonel Commandant le Camp.

15 Gangloff (wie Anm. 5), S. 219f.



Abb. 4: Beisetzung der sowjetischen Opfer. Aus Harland/Plessy (wie Anm. 4, S. 55)

einem Sammelgrab [...]. Wir hören eine russische Ansprache. Die Musik spielt die sowjetische Hymne [...] und Schaufeln schließen die Grube.“¹⁶ Georges Hyvernaud schildert ebenfalls diese Szene: „Am Nachmittag Beerdigung der Russen. Man begräbt sie in einer Decke, getragen von vier ihrer Kameraden. Die russische Hymne, die sowjetische Fahne. Kurze, leidenschaftliche Rede eines russischen Offiziers, der bei seinen Leuten geblieben war, indem er ihr Schicksal entsprechend dem Brauch der Sowjetarmee teilte.“¹⁷ Die französischen Offiziere bildeten das Ehrenspalier, und ihr Lagerorchester spielte die sowjetische Hymne¹⁸.

Genau dieses Massengrab wurde am 22. Februar 2018 auf dem Gelände der Adam-Kaserne gefunden und die sterblichen Überreste der Sowjets auf den Osthofenfriedhof umgebettet. Zunächst war vergeblich nach dem Grab gesucht worden. Es fand sich schließlich im Bereich der ehemaligen Panzerwaschanlage der Belgier. Da bereits vorher alle notwendigen Stellen informiert waren, konnte schnell festgestellt werden, dass es sich um Kriegstote handelte und eine würdige Bestattung veranlasst werden¹⁹. Mit dem Fund dieses Grabes wurde sichtbar belegt, dass die französischen Offiziere verlässliche Zeitzeugen sind. Harland und Plessy haben einige Zeichnungen dieser Opfer überliefert. Die Identität der Toten konnte leider bisher nicht geklärt werden. Es bleiben nur die fünf Gesichter, die im

16 Ebd., S. 228 ff.

17 Hyvernaud (wie Anm. 6), S.227.

18 Flament (wie Anm. 1), S. 759.

19 Schreiben von Prof. Dr. Monika Dobberstein, Wirtschaft & Marketing Soest, an Werner Liedmann, Geschichtswerkstatt Französische Kapelle, vom 6.8.2019.

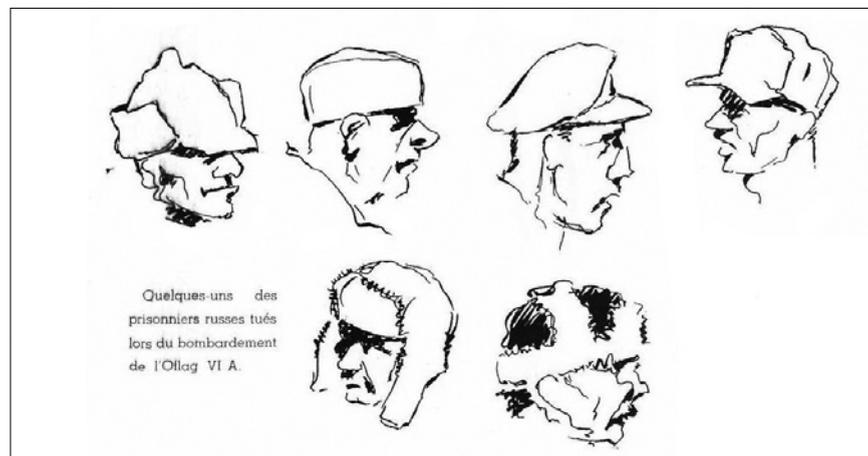


Abb. 5: Einige Gesichter von getöteten sowjetischen Gefangenen. Aus Harland/Plessy (wie Anm. 4, S. 54).

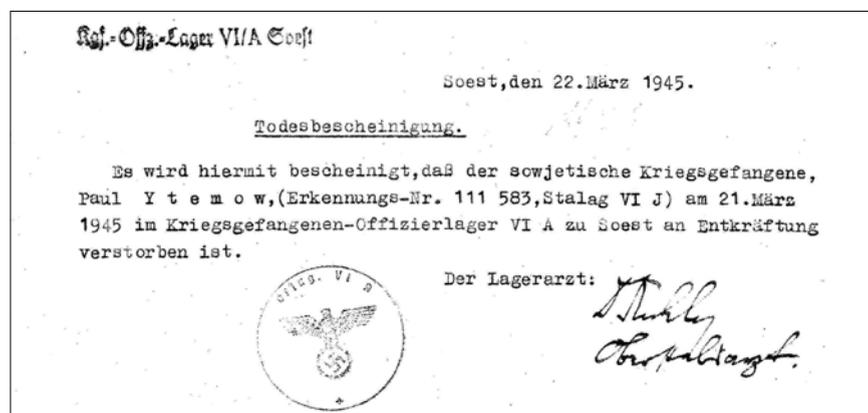


Abb. 6: Todesbescheinigung für Paul Ytemov. Stadtarchiv Soest, E a 10577.

Buch von Maurice Harland und Jean Plessy auf Zeichnungen dargestellt sind (Abb. 5).

Mehrere von den bei der Beschießung verletzten Sowjets wurden gleich nach der Befreiung ins Reservelazarett in Soest eingeliefert, wo sie später noch verstarben. Außerdem gibt es einen einzigen Totenschein für einen sowjetischen Gefangenen durch den für das Oflag zuständigen Lagerarzt Dr. Kuhle vom 22.3.1945, und zwar für Paul (Pawel) Ytemow (Utemow) (Abb. 6)²⁰.

²⁰ Stadtarchiv Soest, E a 10577.

Liste der im Reservelazarett Soest verstorbenen Sowjets.

Name	Vorname	Todesdatum	Sonstige Angaben
Karymow	Chamel	12.4.1945	Stalag (Sandbostel) Nr. 144436
Saitiow	Asan	15.4.1945	Nr. 137408
Unbekannt	(Russe)	16.4.1945	
Jutta	Iwan	19.4.1945	
Kruglo	Wassilij	22.4.1945	

Alle diese Namen können für das Russenlager im Oflag als gesichert gelten. Weitere Angaben gibt es allerdings bisher nicht.

Als das Oflag befreit worden war, machten sich viele sowjetische Gefangene auf den Weg in die Stadt. Dabei trafen sie auf Tausende von marodierenden Zwangsarbeitern, die kurz vor Kriegsende aus dem Ruhrgebiet nach Osten getrieben worden und in und um Soest gestrandet waren, zunächst ohne jede Versorgung mit Lebensmitteln. Ihre Wut über die jahrelangen Demütigungen entlud sich in Plünderungen, die nach einigen Tagen auch mit Hilfe französischer Offiziere schließlich unterbunden wurden. Allerdings wiesen dieselben französischen Offiziere deutsche Zivilisten brüsk und empört ab, als diese sich über die Plünderer beschwerten. Sie stellten klar, dass allein Deutsche für die Verletzung der Sowjets verantwortlich waren und daher gut beraten seien, sie zu unterstützen statt sich über sie zu beschwerten²¹.

Der gute Kontakt zwischen den Gefangenengruppen im Oflag erwies sich in den ersten Tagen nach der Befreiung als besonders nützlich. Das amerikanische Militär hatte nicht nur Tausende von Gefangenen im Oflag zu versorgen, sondern es musste auch die marodierenden Zwangsarbeiter rund um Soest einsammeln, registrieren und ihre Unterkunft und Ernährung absichern, was nicht sofort gelang. Die sowjetischen Gefangenen aus dem Oflag waren in dieser Zeit täglich unterwegs und brachten von ihren Beutezügen auch Lebensmittel mit. Deshalb bezogen die französischen Offiziere von ihnen ihre zusätzliche Nahrung. Als Étienne Croze eines Tages Fleisch von ihnen erbat, entspann sich eine längere Diskussion darüber, welches Fleisch er meinte. Er entschied sich allerdings dann doch für einen guten Braten²².

Einige von den französischen Offizieren wurden in Häuser nach Soest umquartiert. Der größere Teil blieb wohl im Oflag, während ihre Repatriierung organisiert wurde. Am 20. April 1945 war die Repatriierung

²¹ Gangloff (wie Anm. 5), S. 230.

²² Croze (wie Anm. 7).



Abb. 7: Charles Laurent (hintere Reihe, 2. von rechts) im Block 1, Zimmer 107. Aus Henning/Georgeon (wie Anm. 25).

über den Flughafen Paderborn bereits abgeschlossen, und bis auf ein paar Freiwillige hatten die französischen Offiziere Soest in weniger als zwei Wochen nach dem Ende der Kämpfe verlassen. Sie waren noch vor dem offiziellen Kriegsende heimgekehrt.

Zu den Freiwilligen unter den französischen Offizieren, die nach der Befreiung noch in Soest geblieben waren, gehörten Charles Laurent und Paul Dochier. Sie waren auf besondere Weise mit den sowjetischen Gefangenen verbunden. Mit ihrer persönlichen Geschichte wurden wesentliche, bis dahin völlig unbekannt Einzelheiten über diese Gefangenengruppe übermittelt, und über die Biografie von Paul Dochier und seine Zeit in Soest lässt sich der Nachweis erbringen, dass sowjetische Kriegsgefangene schon seit 1943 im Oflag lebten.

Charles Laurent, am 27. Januar 1908 in Nîmes geboren, wohnhaft in Bourg-de-Péage, war Stabsoffizier und im aktiven Militärdienst, als er am 1. Juli 1940 in Kriegsgefangenschaft geriet. Nach einer kurzen Zeit im Oflag VI B in Warburg-Dössel wurde er am 28. September 1940 nach Soest in das Oflag VI A verlegt. Dort begegnete er später den sowjetischen Gefangenen.

Sein Schwager Paul Dochier, am 21. Januar 1914 in Bourg-de-Péage geboren, von Beruf Arzt, hatte seinen Militärdienst abgeleistet, wurde bei Kriegsbeginn eingezogen und auf der Luftwaffenbasis von Agadir in Marokko eingesetzt. Er geriet nicht in Kriegsgefangenschaft und kehrte nach der Demobilisierung in das Kloster Notre Dame d'Aiguebelle im Département Drôme zurück, denn er war in den Trappistenorden eingetreten. Sein Ordensname war Frère Luc. Die Berufsbezeichnung „Trappist“ in der

Annuaire hatte neugierig gemacht, denn für das Mitglied eines Schweigeordens bot das Gewusel in den überbelegten Räumen des Oflag sicher keine ordenskonformen Voraussetzungen. Doch dann stellte sich heraus, dass Paul Dochier sogar freiwillig nach Soest gekommen war, und zwar auf Bitten seines Schwagers Charles Laurent.

Die beiden Schwäger verband ein herzliches Verhältnis, und es muss ein intensiver Briefwechsel bestanden haben, soweit das unter den Bedingungen der Gefangenschaft überhaupt möglich war. Informationen, wie schnell sowjetische Gefangene nach dem Überfall auf die Sowjetunion am 6. Juni 1941 im Oflag in Soest angekommen sind, sind bisher nicht aufgetaucht. Jedenfalls machte sich Charles Laurent irgendwann nach ihrer Ankunft Gedanken darüber, wie diese Gefangenen unter sehr schwierigen Bedingungen in einem abgetrennten Lagerbereich leben mussten, und er versuchte, ihnen zu helfen. Davon hat er dem Schwager im Kloster berichtet. Da Paul Dochier Arzt war, entwickelten beide dann die Idee von seinem freiwilligen Einsatz in Soest. Paul Dochier traf am 26. April 1943 in Soest ein, und im Gegenzug durfte der Freund und Familienvater Eugène Béziaud (Abb. 8) am 21. Juli 1943 heimreisen²³.

Zunächst war ein anderer Offizier, Leutnant R. Buy, zur Heimreise vorgesehen worden. Er war ebenfalls Arzt, allerdings nicht als solcher im Lager aktiv. Dass er den Austausch ablehnte, kann vielleicht damit zusammenhängen, dass er aus Mostaganem/Oran in Algerien kam²⁴. Für Algerienfranzosen war die Heimreise 1943 vielleicht schon nicht mehr uneingeschränkt möglich.

Wenn man davon ausgeht, dass die Korrespondenz der beiden Schwäger, die Entscheidung im Kloster und der Antrag für den Gefangenenaustausch einige Zeit in Anspruch genommen hat, kann man vermuten, dass die sowjetischen Gefangenen spätestens zu Jahresbeginn 1943 bereits im Oflag VI A gelebt haben müssen. Nach den Franzosen sind sie also die Gefan-



Abb. 8: Eugène Béziaud – Registrierungsfoto bei der Ankunft im Lager. Foto: Service historique de la Défense, DFA, Division des archives des victimes des conflits contemporains in Caen, Frankreich, AC 22 P 2833, Personalkarte.

²³ Tagebuchauszüge von Eugène Béziaud, überreicht durch Pierre Laurent im Sommer 2018.

²⁴ Annuaire S. 1.



Abb. 9: Paul Dochier (1. von rechts) mit Kameraden am 1. Juni 1944. Aus: Henning/Georgeon (wie Anm. 25).

engruppe mit der zweitlängsten Verweildauer im Lager. Außerdem ist zu vermuten, dass schon die Hilfe von Charles Laurent unter den Augen und mit Duldung der Lagerkommandantur stattfand und der spätere Einsatz zusammen mit seinem Schwager ebenfalls mindestens toleriert wurde (Abb. 9).

Die weiteren Einzelheiten dieses Engagements sind eher der Biografie von Frère Luc/Paul Dochier zu entnehmen als aus Unterlagen für das Oflag. Allerdings taucht sein Name einmal in den IRK-Berichten auf. Paul Dochier war im September 1943 der verantwortliche Arzt für die Krankenstation des Lagers und übergab den Vertretern des IRK eine äußerst umfangreiche Bestellliste über fehlendes medizinisches Gerät und eine lange Auflistung fehlender Medikamente. Dieser Katalog war so umfangreich, dass unschwer die Absicht zu erraten ist, auf diesem Wege auch die sowjetischen Gefangenen zu versorgen²⁵. Ob die Bestellungen das Lager

25 IRK-Bericht vom 23.9.1943. 3. Internationales Komitee des Roten Kreuzes, Genf.

erreicht haben, ist – mal wieder – nicht bekannt. Die französischen Offiziere haben aber erzählt, dass Paul Dochier sie regelmäßig aufgefordert hat, von ihren Medikamenten etwas für die Sowjets einzusparen, und genauso oft wanderte er durch das Oflag, um seine Ausbeute einzusammeln. Kritisch wurde die Situation, als im Lagerabschnitt der sowjetischen Gefangenen Typhus ausbrach. Paul Dochier ließ sich mit den Kranken einschließen und verließ diesen Lagerabschnitt erst wieder, als die Krankheit überstanden war. Auch diese Aktion kann nur mit der Genehmigung der Lagerkommandantur geschehen sein²⁶.

Nach der Befreiung des Lagers und der Ausreise der Franzosen wurden sowjetische Staatsbürger durch sowjetisches Militär in Soest in mehreren Kasernen zusammengezogen, vor allem in der Bleidornkaserne am Hiddingser Weg. Von dort wurde ihre Repatriierung zügig vorangetrieben, und bis Juli 1945 waren die allermeisten von ihnen abgereist. Allerdings gab es um ihre Rückführung bald Unstimmigkeiten zwischen Sowjets und Briten, denn die von Stalin geforderte vollständige Rückführung aller Sowjetbürger erfolgte häufig gegen den Willen der betroffenen Menschen, was die Briten schließlich nicht mehr zuließen²⁷.

Charles Laurent und Paul Dochier waren in Soest geblieben, um den befreiten Gefangenen weiterhin zu helfen. Das gelang ihnen vermutlich aber nicht mehr, denn sie machten sich bereits Ende April/Anfang Mai auf den Heimweg nach Bourg-de-Péage. Im Gepäck hatten sie ein Geschenk eines sowjetischen Gefangenen, der Paul Dochier eine Porträtzeichnung als Dank für ihre Hilfe geschenkt hatte (Abb. 10).

Ihre Ankunft zu Hause wurde von zwei dramatischen Ereignissen überschattet. Die deutsche Wehrmacht hatte bei ihrem Rückzug aus Frankreich das Haus der Dochiers und Laurents niedergebrannt, wobei die Familien ihren gesamten Besitz einbüßten. Noch weitaus schlimmer war, dass die kleine Tochter Brigitte von Charles Laurent im Sterben lag, als er zu Hau-



Abb. 10: Paul Dochier, von einem sowjetischen Gefangenen gezeichnet. Aus: Henning/Georgeon (wie Anm. 25).

26 Christophe Henning, Dom Thomas Georgeon: Frère Luc, la biographie. Moine, médecin et martyr à Tibhirine. Montrouge 2011, S.25 – 30.

27 Michel Römling: Befreit und immer noch gefangen – Displaced Persons im Kreis Soest. In: Ilse Maas-Steinhoff (Hrsg.): Nachkriegszeit in Soest (Soester Beiträge 60). Soest 2011, S. 269-294.



Abb. 11: Totenzettel für Brigitte Laurent. Foto: privat.

se eintraf. Sie starb wenige Tage nach seiner Ankunft am 20. Mai 1945 an einer Kinderkrankheit, weil die nötige medizinische Versorgung nicht gegeben war (Abb. 11).

Die Familie Laurent war während dieser Zeit bei Verwandten im selben Ort untergekommen. Paul Dochier verbrachte noch einige Wochen zusammen mit der Familie seiner Schwester Marthe und seinem Schwager in Bourg-de-Péage, bevor er in sein Kloster zurückkehrte. Charles Laurent setzte seinen Dienst beim französischen Militär fort und zog mit seiner Familie nach Paris. Nach der Beendigung seiner Dienstzeit arbeitete er dort bei einer großen Bank. Am Ende des Krieges und nach dem Verlust des

Familienbesitzes nahmen Charles und Marthe Laurent die Herausforderung des Wiederaufbaus und der Neuordnung ihres Lebens an. Sie wollten die verlorenen Jahre, diese Zeit ihres Lebens einfach nur noch hinter sich lassen und sprachen nie mehr über die Kriegsjahre. Der Sohn Hubert wurde 1948 geboren und starb im Jahr 2015. Charles Laurent verstarb am 14. Mai 1994 in Paris. Bourg-de-Péage, der Krieg, Deutschland, das Lager in Soest kamen in den Gesprächen in der Familie nicht mehr vor, und die Heimatregion gewann erst ihre Bedeutung mit dem Tod von Frère Luc im Jahr 1996 zurück.

In Bourg-de-Péage befinden sich nur noch die Familiengräber, und heute ist dort ein Platz nach Paul Dochier / Frère Luc benannt.

Die Liebe zu Nordafrika hatte Frère Luc entdeckt, als er während seines Militärdienstes in Agadir in Marokko stationiert war. Bald nach seiner Rückkehr nach Notre Dame d'Aiguebelle legte er seine ersten Gelübde ab und entschied sich für ein Klosterleben als einfacher Mönch. Für die Zeit im Oflag VI A in Soest hatte er sein Ordensleben unterbrochen. Nun bereitete er sich auf sein Leben in Notre Dame de l'Atlas in Tibhirine (Algerien) vor, wo er am 28. August 1946 ankam (Abb. 12).

Am 15. August 1949 legte er dort seine ewigen Gelübde ab. Innerhalb der Klostersgemeinschaft war er der Ältteste. Bis zu seinem Tod 1996 lebte er 50 Jahre in Tibhirine und baute dort beharrlich und mit viel Hartnäckigkeit die medizinische Versorgung für die einheimische Bevölkerung

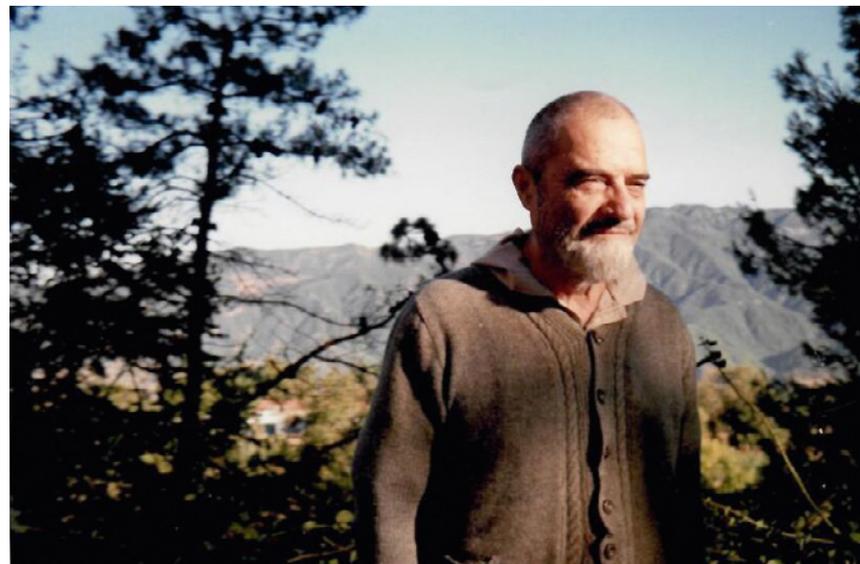


Abb. 12: Frère Luc in Tibhirine im Atlasgebirge. Aus: Henning/Georgeon (wie Anm. 25).

im Atlasgebirge auf. Er genoss ihr völliges Vertrauen und durfte auch die Frauen und Mädchen der Berber behandeln. Aber er schaffte es auch, mit Hilfe von Freunden, dem Mutterkloster und allen Familienangehörigen in Frankreich dringend benötigte Medikamente nach Algerien einzuführen.

Sein medizinischer Vorrat war im Land berühmt, und deshalb versorgte und behandelte er Menschen weit über den Klosterbezirk hinaus (Abb. 13). Frère Luc versorgte selbstverständlich im späteren algerischen Bürgerkrieg auch Verletzte der unterschiedlichsten Rebellengruppen, ohne nach der Entstehung der Verletzungen oder der politischen Einstellung zu fragen. Was sich regelmäßig an der Klosterpforte an Hilfe- und Ratsuchenden für den Arzt einfand, verlangte ihm mit über 80 Jahren ein kaum zu bewältigendes Arbeitspensum ab. Doch er versuchte mit großer Geduld, allen zu helfen.

Aus den Unruhen des algerischen Bürgerkrieges hatten sich die Mönche strikt herausgehalten und ein gutes Verhältnis zu den Moslems aufgebaut. Den Bewohnern des Nachbardorfs stand ein Raum im Kloster als Moschee zur Verfügung. Obwohl die Mönche mehrmals aufgefordert wurden, sich in Sicherheit zu bringen, blieben sie in ihrem Kloster, denn sie fühlten sich den Menschen im Atlasgebirge verbunden, die sich in der gleichen Gefahr wie sie selbst befanden. Am 27. März 1996 wurden die Mönche entführt und nach einer letzten Botschaft auf einer Kassette vom 20. April wurde schließlich am 21. Mai 1996 ihr Tod mitgeteilt.



Abb. 13: Praxisschilder in Tihirine. Fotos: privat

Die wochenlange Unsicherheit über das Schicksal der Mönche war nicht nur in Algerien, sondern europaweit ein Thema in der Presse. Bis heute ist nicht geklärt, wer die Mörder waren. Der Orden und die katholische Kirche Algeriens wehrten und wehren sich bis heute vehement gegen die einseitige Schuldzuweisung an muslimische Gruppen, denn Imame, die sich damals auch gegen die Gewalt im Land ausgesprochen hatten, wurden ebenfalls in großer Zahl umgebracht. Das Bistum Oran hat die Angehörigen dieser Muslime regelmäßig in alle Gedenkveranstaltungen einbezogen. Auch die Familien der ermordeten Mönche blieben in engem Kontakt mit dem Bistum Oran. Der konsequente Friedenswillen der Mönche, der sie schließlich das Leben kostete, wurde im Film „Von Menschen und Göttern“ eindrucksvoll dokumentiert, der 2010 mit dem großen Preis der Jury in Cannes und einem César als bester Film im Jahr 2011 ausgezeichnet wurde.

Nachdem das Sammelgrab der sowjetischen Gefangenen in Soest aufgefunden worden war, stellte sich die Frage nach der Geschichte dieser Gruppe noch einmal neu. Über das Kloster in Burgund, das keine Fragen zur Arbeit von Frère Luc mit den sowjetischen Gefangenen beantworten konnte, entstand ein inzwischen sehr herzlicher Kontakt mit der Familie des Sohnes von Charles Laurent in Paris und der Geschichtswerkstatt Französische Kapelle in Soest. Da die Kriegsgefangenschaft des Vaters kein Thema in der Familie gewesen war, wusste diese auch nichts über das Oflag VI A und die Französische Kapelle vor Ort, die ganz sicher im Leben von Frère Luc und Charles Laurent eine große Bedeutung hatte, zumal Letzterer im selben Block lebte. Plötzlich wurde die Kriegsgefangenschaft der beiden Familienmitglieder ein neues Thema in der Familie Laurent. Die ihnen unbekannt dokumentierte über die Französische Kapelle überraschte alle. Gleichzeitig erfuhr man über diesen neuen Kontakt in Soest davon, dass die Seligsprechung der 19 im algerischen Bürgerkrieg ermordeten Christen, unter ihnen die sieben Mönche von Tihirine, am 8. Dezember 2018 unmittelbar bevorstand (Abb. 14). Was lag näher, als auch in Soest daran zu erinnern? Dass gleichzeitig zur Seligsprechung in Oran (Algerien) dann ein Gottesdienst in der Französischen Kapelle in Soest stattfand, war für alle Beteiligten ein berührendes Ereignis, an das auch in Oran erinnert wurde.



Abb. 14: Drei Generationen Laurent bei der Seligsprechung in Oran. Foto: privat.

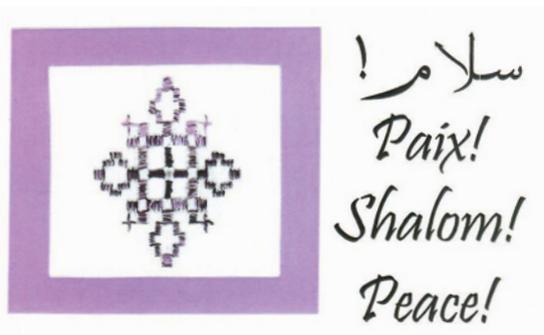
Am 12. Mai 2019 kamen schließlich sieben Mitglieder der Familie Laurent nach Soest, um diesen besonderen Ort ihrer Familiengeschichte kennenzulernen, der ihnen bis vor kurzer Zeit noch völlig unbekannt gewe-



Abb. 15: Die Familie Laurent am 12. Mai 2019 im ehemaligen Oflag VI A vor dem Block 3 mit der Kapelle (Pierre Laurent, 1. Reihe, 3. von rechts). Foto: privat.

sen war (Abb. 15). Die gemeinsame französisch-deutsche Messe in der Kapelle war sicher der Höhepunkt dieses Besuchs, zumal der Zelebrant, Wilfried Götdeke aus Dortmund, mit Christian de Chergé, dem Prior von Tibhirine, in Frankreich studiert hatte.

Wenn man diese gesamte Geschichte betrachtet, die in einem mörderischen Krieg ihren Ausgang nahm, und dann zu dem Ergebnis kommt, dass der Respekt vor dem anderen und der Wille, den Mitmenschen zu sehen und ernst zu nehmen, bis heute Menschen zusammenführt, ist das eine überwältigende Erfahrung. Und der Ort, an dem alle diese Fäden zusammenlaufen, gebündelt sind und sich neu verbinden, ist die Französische Kapelle in Soest.



ULRICH LÖER

„FÜHRERAUFTRAG MONUMENTALMALEREI“ MITTEN IM KRIEG – ZUR DECKENMALEREI IN NEU-ST. THOMAE

Unter dem Datum des 29. Juli 1943 berichtete der Soester Anzeiger, gegenwärtig würden die wertvollen Decken- und Wandgemälde und weitere Kunstschätze der „Ehrenreichen“ farbig fotografiert. Ein modernes Aufnahmeverfahren garantiere die naturgetreue Aufnahme der farbigen Originale. Nachdem bereits Aufnahmen in St. Petri, in der Hohnekirche, in der Wiesenkirche, in der Nikolaikapelle und im Patroklidom gemacht worden waren, zog die Aufnahmekommission unter Leitung des Berliner Fotografen Fritz Heimann (Rex-Film) mit Gerüst, Kamera und Scheinwerfern in die Kirche Neu-St. Thomae.

Was mag das Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda sechs Monate nach der Schlacht bei Stalingrad und damit auch zur Zeit der Wende der kriegerischen Expansion zu diesem „Führerauftrag Monumentalmalerei“ veranlasst haben? In 480 Gebäuden in Deutschland und in den zuvor besetzten Gebieten wurden 40.000 Farbdias angefertigt, und zwar vornehmlich in solchen Städten, die durch die Luftangriffe der Alliierten gefährdet waren. Da es sich um einen Führerauftrag handelte, bedurfte das Projekt keiner weiteren Legitimation. Die staatlichen Institutionen wie die Kulturabteilungen der Ministerien und die Landesdenkmalämter ließen sich auch gerade in Kriegszeiten widerspruchslos in Anspruch nehmen¹.

Über die weiteren Umstände der Foto-Aktion in Soest erfahren wir wenig. Außer zahlreichen Scheinwerfern waren nach der Aussage von Fritz Heimann 48 Meter Kabel nötig, um ein Deckengemälde in einer Kuppel wie in St. Patrokli aufzunehmen. „In ihrer Schönheit werden die Kostbarkeiten unserer Kunstdenkmäler vielleicht auch einmal in ihrer Gesamtheit in Buchwerken zu uns sprechen können. Das wäre ein weiterer schätzenswerter Gewinn“, so schließt der Soester Anzeiger-Artikel.

Am 5. Dezember 1944 und am 7. März 1945 mussten Soest und seine Bewohner die schwersten Bombardierungen der Kriegsjahre erfahren.

¹ Rolf Sachsse: „Schutz am Phantom“ - Zur Photogeschichte des „Führerbefehls“ der Dokumentation ortsfester Kunstwerke. In: Christian Fuhrmeister (Hrsg.): „Führerauftrag Monumentalmalerei“. Eine Fotokampagne 1943-44. Köln 2006, S. 1f.



Abb. 1: Die zerstörte Kirche Neu-St. Thomae war im Juni 1952 noch nicht wiederhergestellt.
Foto: Eberhard Linnhoff

Von den Gebäuden wurden 62 % vernichtet oder beschädigt, allein am Nikolausabend 1944 starben 286 Soester unter den Trümmern. Hubertus Schwartz hat uns das Ausmaß der Zerstörung der Pfarrkirche Neu-St. Thomae, der ehemaligen Minoritenkirche, und der unmittelbar angrenzenden Klostergebäude überliefert². Die zwei Bombenangriffe vom 5. Dezember

2 Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern. Bd. 3: Gotische Kirchen, Ergänzungen. 2. Aufl., Soest 1979, S. 39f.; Markus Hunecke: Die Neu-St. Thomae-Kirche in Soest und ihre franziskanische Vergangenheit, Werl 2003. Eine neuere problemgeschichtliche Erforschung und Darstellung von Zerstörung (1945), Entscheidung zum Wiederaufbau (1953) und Einweihung (1966) hat Eva Dietrich vorgelegt: Die westfälische Denkmalpflege der Nachkriegszeit (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen Bd. 48). Mainz 2008, S. 151-

1944 und 7. März 1945 hinterließen die Minoritenkirche als Ruine, als die schwerstbeschädigte Kirche Westfalens – so jedenfalls das Urteil von Hubertus Schwartz. Ein Opfer der Bombardierung wurden auch der Kreuzgang und mit ihm der Remter, ein zweischiffiger, vierjochiger Teil des Südflügels des Kreuzgangs³.

In einer breiten solidarischen Aktion betrieb die Westfälische Provinzialsynode der evangelischen Kirche seit 1948 den Wiederaufbau der Kirche Neu-St. Thomae. Die Neueinweihung erfolgte am 2. Oktober 1966. Das seit 1892 im Minoritenkloster untergebrachte Predigerseminar der evangelischen Landeskirche verließ Soest nach 107 Jahren zum 31. Januar 1999⁴. Nachdem das Minoritenkloster wie auch die anderen Soester Klöster 1814 säkularisiert worden waren, erwarb die St.-Thomae-Gemeinde 1851 die Kirche. Die Klostergebäude beherbergten seit 1816 das evangelische Lehrerseminar für Westfalen. Die weiträumige vierjochige Hallenkirche errichteten die Minoriten in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. „Von der Beliebtheit der Kirche als Grablege der bedeutendsten Patriziergeschlechter Soests zeugten bis 1944 zahlreiche Epitaphe des 14.-19. Jahrhunderts“, so heißt es im Dehio von 1969⁵. Das Soester Kloster gehörte als Minoritenkloster (Minderbrüder) der zweiten (Observanten) franziskanischen Ordensgemeinschaft an. Zur kunsthistorisch bedeutsamen Ausstattung von Neu-St. Thomae zählte ein barocker Altaraufsatz, den der Paderborner Bischof Ferdinand von Fürstenberg 1668 stiftete. Dieser Fürstenberg-Altar, erkennbar an seiner Rotfassung, geriet in der Säkularisation in die Paulikirche, wechselte dann nach St. Patrokli und steht seit 1963 in der St.-Ignatius-Kirche in Coesfeld.

Was galt es nun 1943 an bedeutender Decken- und Wandmalerei in Neu-St. Thomae fotografisch zu erfassen? Was hielt die Kunstkommission von Herrn Goebbels für wert, in der neuen Form des Films „Agfa-Color-Neu“ dokumentiert zu werden? Das Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München präsentiert heute digital 30 Farbdias von Motiven in ornamentaler und vier weitere in figural-plastischer Gestaltung. Es handelt sich bei den ornamentalen Gestaltungen ausschließlich um Malereien in den Zwickeln und Gewölbekappen der aus Gurtbögen und Gewölberippen begrenzten Flächen im Remter des Kreuzgangs. Viermal dekorieren plastisch gestaltete Konsolen den Übergang von der Wand ins Gewölbe. Der digitalen Dokumentation der Gewölbemalerei der Neu-St.-Thomae-Kirche lagen

159). Die zerstörte Deckenmalerei wird nicht betrachtet.

3 Hunecke (wie Anm., 2), Abb. 16, 27, 32.

4 Ebd., Abb. 23.

5 Dorothea Kluge, Wilfried Hansmann: Westfalen (Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler). München 1969, S. 539.

die fotografischen Aufnahmen des Provinzialkonservators Albert Ludorff von 1900 in den „Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen“ sowie Bearbeitungen der Soester Firma Streil zugrunde⁶. Die Malereien unterstreichen in ihrer ornamentalen Gestaltung die Raumgliederung insbesondere des Remters. In der von dem Münchener Institut nunmehr vorgelegten Form geben sie einen unmittelbaren Eindruck spätgotischer Gewölbemalerei, wie wir sie z. B. aus St. Aposteln in Münster kennen (2004)⁷.

Die Deckenmalerei des Kreuzgangs besteht aus einem ein- oder zweiteiligen Rankenwerk, das aus der Sprossachse herauswächst, ein Blätterdach trägt und die Blüte hervorbringt. Größe und Komposition des Rankenwerks passen sich den räumlichen Bedingungen an. In den Zwickeln der Gewölbe findet sich in der Regel nur ein Rankenwerk, in den Gewölbekappen mehrere, die zum Teil auch vom Gewölbabschlussstein ausgehen. Zwölf Rankenwerke füllen die vier Gewölbekappen über einem Joch des Remters⁸. Die Blüten scheinen jeweils ein Entwicklungsstadium anzusprechen. Kelchblätter, Kronblätter, Staubbeutel und Narbe und damit wohl auch männliche und weibliche Blüten sind zu unterscheiden und kehren in verschiedener Ausprägung in allen Rankenwerken wieder⁹. Auffällig sind die mit einem Storchenschnabel gemalten Blüten sowie zwei weitere, denen der Maler durch wenige Striche das Aussehen eines menschlichen Gesichts verleiht¹⁰.

Die fotografische Dokumentation der wandfesten Ausstattung der Kirchen und weiterer Denkmäler hat sich angesichts der Bombardierung und Zerstörung der Innenstädte langfristig als ein pragmatisches Verfahren herausgestellt. Die Deckenmalerei wurde von der sonstigen Ausstattung des Kirchenraums getrennt betrachtet und behandelt und ist uns so in farblicher Wiedergabe erhalten. Im Gewölbe der Soester Thomaekirche finden wir nahezu ausschließlich Pflanzenornamente wie auch in der Apostelkirche in Münster oder im Burghof in Soest¹¹. So gehört das Rankenwerk in spätgotischer Zeit zum eigenständigen Teil der Innenausstattung des Kirchenraumes. Vielleicht entsprachen die bisherigen ikonographischen

6 Albert Ludorff (Bearb.): Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Soest. Münster 1905, Taf. 116, 119.

7 Dorothea Kluge: Gotische Wandmalerei in Westfalen 1290-1530 (Westfalen Sonderheft 12). Münster 1959, S. 177, Abb. 44.

8 Zentralinstitut für Kunstgeschichte München, Farbdiaarchiv zur Wand- und Deckenmalerei, Soest, Ehemaliges Minoritenkloster, ZI 13760 0032, 0028, 0010.

9 Ebd., ZI 13760 0017, 0019, 0048, 0008.

10 Ebd., ZI 13760 0016.

11 Ulf-Dietrich Korn: Zu den Gewölbemalereien in der Apostelkirche. In: 700 Jahre Apostelkirche Münster, Festschrift 1984. Münster 2004, S. 59-65; Kluge (wie Anm. 7), S. 177, Abb. 44, 45.

Themen wie Maiestas Domini und Weltgericht, Passion und Auferstehung nicht mehr dem Zeitgeschmack und einer neuen Form von Frömmigkeit. Wenn gelegentlich fest umrandete Medaillons mit Fabelwesen in das Rankenwerk eingefügt werden, lässt sich ein verspielter Charakter der Malerei nicht verkennen. Zwei musizierende Fabelwesen, die schwungvoll aus zwei Blüten hervorsproßen, wollen wohl in dieser Hinsicht verstanden werden¹². Durch die Gewölbabschlusssteine und Gewölbekappen, die der Maler mit Wappen von Soester Patriziern ausstattete, blieb die Erinnerung an die Stifter- und Fördererfamilien aktuell. Die NS- Fotoaktion hat solche Familienwappen im Rankenwerk sowie vier plastische Gewölbekonsolen dokumentiert¹³. Die folgenden Wappen illustrieren in Auswahl nach Schwartz ausschnittsweise die Deckenmalerei von Neu- St. Thomae¹⁴.

- Familie Klepping: In Gold ein schwarzer, mit drei goldenen Widderköpfen belegter Sparren (Farbdiaarchiv 0027);
- Familie Cubach: Schild rot über schwarz geteilt. Im roten Felde zwei silberne, vierspeichige Zahnräder nebeneinander (Farbdiaarchiv 0020);
- Familie Walraben: In Silber eine schwarze Lilie (Farbdiaarchiv 0001, Abb. 2);
- Familie Marquard: Schild schwarz silbern geviert; darüber hinweg ein roter Balken (Farbdiaarchiv 0031);
- Familie Lentze: Schild geviert, Feld 1 und 4 freischwebendes silbernes Tatenkreuz in grün; Feld 2 und 3 golden besamte rote Rose in Silber (Farbdiaarchiv 0013, Abb. 3);
- Familie de Rode: In Rot ein rechts aufspringender silberner Hund mit goldenem Halsband (Farbdiaarchiv 0015, Abb. 4);
- Familie Meyburg: In Silber sieben rote Rosen, dazwischen drei schwarze Wolfsangeln (Farbdiaarchiv 0003, Abb. 5);
- Familie Menge: Schild einmal schrägrechts und dreimal schräglinks geteilt; die entstehenden Felder abwechselnd blau und silbern (Farbdiaarchiv 0002).

Plastiken an den Konsolen bzw. im Schlussstein:

- Vollplastischer Wappenschild: Franziskanerorden, ins Andreaskreuz gestellt: ein Arm Christi und ein Arm des heiligen Franziskus, je mit der durchbohrten Hand (Farbdiaarchiv 0031);
- Gerwin Haverland: Monogramm des Provinzials (Farbdiaarchiv 0043);
- Vollplastischer Heiligenkopf (Farbdiaarchiv 0014);
- Vollplastische männliche Büste mit Wappen der Stadt Soest (Farbdiaarchiv 0025, Abb. 6).

12 Farbdiaarchiv (wie Anm. 8), 0041, 0042.

13 Ebd., 0014, 0025, 0021, 0043.

14 Hubertus Schwartz: Soester Wappenbuch (Soest in seinen Denkmälern. 6). Soest 1962.



Abb. 2: Wappen der Soester Familie Walraben im Gewölbe der Kirche Neu-St. Thomae. Foto: Photothek des Zentralinstituts für Kunstgeschichte, München, , ZI3760_0001



Abb. 4: Wappen der Soester Familie de Rode im Gewölbe der Kirche Neu-St. Thomae. Foto: Photothek des Zentralinstituts für Kunstgeschichte, München, ZI3760_0015



Abb. 3: Wappen der Soester Familie Lentze im Gewölbe der Kirche Neu-St. Thomae. Foto: Photothek des Zentralinstituts für Kunstgeschichte, München, ZI3760_0013



Abb. 5: Wappen der Soester Familie Meyburg im Gewölbe der Kirche Neu-St. Thomae. Foto: Photothek des Zentralinstituts für Kunstgeschichte, München, ZI3760_0003

Die dokumentierten Farbdias lassen uns die ursprüngliche Deckenmalerei allenfalls nachempfinden. Die vier Plastiken an den Konsolen verweisen den Besucher der Kirche auf die kirchliche und ordensmäßige Einbindung. Wenn wir aus der kunsthistorischen Inventarisierung von Ludorff 1905 die vier aus Eichenholz geschnitzten Füllungen (48 x 49 cm groß), die das Reichswappen, das Stadtwappen, das Klevische Gesamtwappen und das Monogramm von Gerwin Haverland abbilden, mitbedenken, erfahren wir auch von der landespolitischen Orientierung des Klosters¹⁵.

Die Initiative zur Erneuerung des Klosters und zum Ausbau des Kreuzgangs lag bei dem Guardian Gerwin Haverland. Der Kölner Geschichtsschreiber, Hochschullehrer, Schulleiter und Domprediger Hermann Joseph Hartzheim (1694-1767) berichtet in seiner *Bibliotheca Coloniensis*: „Conventum Susatensem...nitido exornavit ambitu (Das Konventsgebäude verschönerte er ... durch einen glänzenden Kreuzgang)¹⁶. Haverland galt als einer der führenden Köpfe der vorreformatorischen Zeit. Sein Reformeifer und seine Gelehrsamkeit bezeugt Hartzheim, wenn er ihn unter dem Pseudonym Daniel von Soest vorstellt und diesem das satirische Gedicht „Gemeine Bicht“ zuschreibt¹⁷. In einer Füllung aus geschnitztem Eichenholz (48 x 49 cm) begegnete in der Kirche das Monogramm Gerwin Haverlands ein weiteres Mal.

In zwei Zeitungsberichten des Soester Anzeigers erfährt der Leser im Juli 1943 von der „Fotokampagne Monumentalmalerei“. Der anspruchsvolle fotografische Aufwand, die Höhe der Gebäude und die Lichtverhältnisse im Sakralraum wurden als besondere Herausforderungen erfahren. Ein kompliziertes Aufnahmeverfahren sollte die naturgetreue Wiedergabe der farbigen Originale garantieren. Die Zeitung rühmte die „Kostbarkeit unserer Kunstdenkmäler“, ohne auf ideologisch bedingte Einschätzungen einzugehen. Dem „Führerauftrag Monumentalmalerei“ folgten Anweisungen der staatlichen Behörden, insbesondere der Denkmalämter und Konservatoren und Fotografen. „Bereits eingetretene Kriegsschäden zu minimieren oder ihnen zuvorzukommen“, war das Ziel. Gleichzeitig wollte man den Eindruck erwecken, „es handle sich um eine in eigener Initiative ergriffene Maßnahme zum Schutze des deutschen Kulturguts“¹⁸.

Hinter dem vorsorgenden Charakter des Führerauftrags schien ein funktionierender Staatsapparat zu stehen. Die Aggressivität und Vernichtungswut des Regimes wurde verschleiert, und zwar zwei Monate nach Sta-

15 Schwartz (wie Anm. v2), S. 47ff.

16 Joseph Hartzheim: *Bibliotheca Coloniensis*. Köln 1747, S. 102.

17 Ulrich Löer: Art. Daniel von Soest. In: Wilhelm Kühlmann u.a. (Hrsg.): *Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon*, Bd. 2. Berlin/Boston 2012, Sp. 93-98.

18 Fuhrmeister (wie Anm. 1), S. IX.



Abb. 6: Konsolenstein im Gewölbe von Neu-St. Thomae: Figur mit dem Wappen der Stadt Soest. Foto: Stadtarchiv Soest

lingrad. Dem kulturellen Interesse bürgerlicher Schichten kam der Staat, nicht die Partei entgegen. Der Führerbefehl galt widerspruchs- und bedingungslos. Aus den zentralen originalen Dokumenten wie dem „Führerauftrag Monumentalmalerei“ vom 6. April 1943, der Anweisung der Denkmalpfleger durch den Konservator (9. April 1943) und den Richtlinien des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda (2. Dezember 1943)¹⁹ spricht allerdings eine große Eile und Aufgeregtheit, unter denen

19 Ebd., S. 243-256.

das Projekt in Gang gesetzt werden sollte. „Zentrale Lenkung“ und „kein Zeitverlust“ sind zu beachten. Auch der kunsthistorische Sachanspruch ist unbedingt zu gewährleisten. Es bleibt dadurch aber insgesamt das Verdienst, Kunstwerke, so weit sie im Krieg zerstört worden sind, präventiv fotografisch gesichert und so vor allem der Forschung zugänglich gemacht zu haben.

CARMEN BROERMANN, ANDREAS ELSNER, ROLAND GÖTZ,
ULRICH LÖER, CHRISTOPH WILMER

NEUERSCHEINUNGEN – ANZEIGEN UND BESPRECHUNGEN

Gerhard Behrens: Zwischen Mord und Krieg – als Spion des Königs in Soest. Woll-Verlag, Schmallenberg 2019. 232 S., 12,90 €

Dr. Gerhard Behrens, Wahl-Londoner und gebürtiger Westfale, hat nach vier englischsprachigen Krimis nun erstmals eine deutsche Veröffentlichung vorgelegt: „Zwischen Mord und Krieg“ ist ein historischer Kriminalroman und spielt im Soest des 18. Jahrhunderts.

Der junge Sassendorfer Adlige Christoph von Benkendorff, preußischer Offizier, wird nach Ende des Zweiten Schlesischen Krieges von König Friedrich II. persönlich beauftragt, sich als Spion in Soest niederzulassen. Dort soll er Beweise finden, die es rechtfertigen könnten, den Rat der Stadt abzusetzen und bei dieser Gelegenheit der Stadt das Privileg der Selbstverwaltung abzuerkennen.

Der Auftrag erweist sich als schwieriger und langwieriger als erhofft, zumal sich der loyale Preuße von Benkendorff einer breiten Front der Ablehnung gegenüber sieht, die durch seine überhebliche Art und seine despektierlichen Äußerungen über die Soester Bevölkerung zusätzlich befeuert wird.

Letztlich erlangt er jedoch durch die Ernennung zum Polizeibürgermeister, die Hochzeit mit der Tochter eines reichen Soester Tuchhändlers und die Aufklärung mehrerer Mordfälle Ansehen und Respekt.

Behrens erzählt die Geschichte als Lebensbericht des Christoph von Benkendorff im Alter von 85 Jahren. Das würde die prosaische, unzeitgemäß wirkende Sprache erklären, wäre da nicht eingangs der ausdrückliche Hinweis des Autors, den „fiktiven Bericht in modernisierter Sprache“ vorzustellen.

Die historischen Hintergründe der Jahre 1745 bis 1763 sind tadellos recherchiert und nehmen recht viel Raum ein, wogegen die Charaktere blass bleiben und die Kriminalgeschichte nie richtig in Fahrt kommt; zudem stören Ankündigungen künftiger Katastrophen, die nicht oder zumindest nicht in erwarteter Form eintreffen sowie Schnitzer in der Chronologie.

Ein interessierter Soester wird beim Lesen Vieles wiedererkennen und vielleicht dazu angeregt, sich noch intensiver mit der Soester Geschichte des 18. Jahrhunderts zu beschäftigen – ohne persönlichen Bezug findet man einen kleinen, unspektakulären Historienkrimi.

Broermann

Thomas Drebusch: bruno paul – schönheit ist freude. Verlag Ikonom, Soest 2019. 175 S., 25,- €

Es gibt im „Bauhaus-Jahr“ 2019 keinen Mangel an neuen Büchern über das Bauhaus. Thomas Drebusch, Designer und Fotograf aus Soest, hat mit seiner Publikation „bruno paul – schönheit ist freude“ dazu beigetragen. Um es gleich vorweg zu sagen: Man kann sie mit Genuss und Gewinn lesen und kann darin auf schöne und lehrreiche Entdeckungsreisen gehen.

Drebusch lebt in Soest und hat sich schon vor dreißig Jahren mit den Bauten von Bruno Paul in der Stadt beschäftigt. Denn der Architekt, der meist in den großen Metropolen baute, hat hier mit drei erhaltenen großbürgerlichen Villen und einigen kleineren Arbeiten bemerkenswerte Bauten geschaffen. Soest widmete ihm in diesem Jahr eine eigene Ausstellung. Drebusch war deren Kurator, seine Publikation ist aber mehr als nur ein Katalog.

Der Architekt, Möbelgestalter, Inneneinrichter und Grafiker Bruno Paul (1874-1968) war Mitbegründer des Deutschen Werkbunds, er arbeitete eng mit den Deutschen Werkstätten Hellerau zusammen und gilt als ein Wegbereiter der Moderne und des Bauhauses. Sein Name steht meist etwas zurück hinter den viel bekannteren Ikonen wie Henry van de Velde, Peter Behrens oder Walter Gropius. Drebusch versucht das zu ändern und ihn angemessen zu würdigen, mit der bewussten Einschränkung auf sein architektonisches Werk.

In einem einleitenden Essay wird der Leser zunächst an die Person Bruno Paul und seine Arbeit herangeführt, Drebusch skizziert Pauls Ausbildung, seine Anfänge als Karikaturist für diverse Zeitschriften, seine Hinwendung zum Entwerfen von Möbeln und Räumen und schließlich zur Architektur. Er war auf vielen Ebenen aktiv, so z. B. für die Münchener Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk oder für die Deutschen Werkstätten Hellerau. 1907 wurde er auf Vorschlag von Wilhelm von Bode zum Direktor der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums in Berlin ernannt, eine erstaunliche Entscheidung, hatte er sich doch bislang durch kritische Karikaturen, z. B. für den *Simplicissimus*, hervorgetan.

Im gleichen Jahr gründete er sein eigenes Architekturbüro, obwohl er dieses Fach nie studiert hatte. Als Architekt fasste er rasch Fuß und konn-

te sich einen großbürgerlichen Kreis von oft jüdischen Auftraggebern erschließen, für die er sowohl Geschäfts- als auch private Wohnhäuser baute (dazu gehören auch die drei Villen in Soest). Im Dritten Reich kam aus Mangel an Aufträgen seine Arbeit als Architekt zum Erliegen, er wurde angefeindet, verlor seine öffentlichen Stellungen und wurde zum Austritt aus der Akademie der Künste gedrängt. Er reagierte darauf durch Versuche der Anbiederung und durch den Eintritt in die NSDAP. Drebusch schildert auch diese Zwiespältigkeit sorgfältig, ohne den (vielleicht unmöglichen) Versuch zu unternehmen, die Widersprüche aufzulösen.

Nach dem Krieg arbeitete Bruno Paul wieder erfolgreich als selbständiger Architekt.

Drebusch beschreibt und erläutert auch den Stilwandel im Werk von Bruno Paul, beginnend bei ornament- und dekorationsreichen Formen, die dem Jugendstil verhaftet waren, über die immer stärkere Zurückdrängung des Ornaments bis hin zur Neuen Sachlichkeit. Durch diese Erklärungen wird Pauls Rolle als Schrittmacher der Modernität vor allem in der Architektur deutlich.

Die Stärke des Buches liegt vor allem im zweiten Teil, in dem die über vierzig erhaltenen Bauten von Bruno Paul einzeln besprochen und gezeigt werden. Drebusch stellt dabei, soweit möglich, aktuelle Aufnahmen, die er als Fotograf in guter Qualität selbst gemacht hat, neben historische Fotos, um den ursprünglichen Raumeindruck der Gebäude und Veränderungen im Zeitablauf deutlich zu machen. Dazu kommen, soweit vorhanden, Pläne von der inneren Raumaufteilung. Hierdurch erschließt sich für Leser und Leserinnen die Breite und Qualität der Architektur von Bruno Paul in eindrucksvoller Weise, sie können hier viel lernen und anschauliche Vergleiche anstellen, aber auch einfach mit Genuss blättern.

Besonders viel Akribie verwendet der Autor dabei auf die Bauten in Soest.

Einige kleine Mängel des Buches sollen auch genannt werden. Hilfreich für die Orientierung und für weitere Beschäftigung wären ein Inhaltsverzeichnis und eine Zusammenstellung der wichtigsten Literatur gewesen. Durch ein gründliches Lektorat hätten auch Redundanzen und Unstimmigkeiten vermieden werden können. So wird die Gründung der Tischlerwerkstatt von Karl Schmidt einmal auf 1898, einmal auf 1896 datiert. Das schmälert aber kaum den positiven Gesamteindruck. Insgesamt ist das Buch sehr empfehlenswert für all diejenigen, die sich mit Architektur- und Gestaltungsgeschichte beschäftigen.

Wilmer

Eva Schlotheuber, Anne Liewert (Hrsg.): Musik aus Paradiese. Die mittelalterlichen Handschriften der Dominikanerinnen aus Paradiese bei Soest. Aschendorff-Verlag Münster 2019, 40 S., 24,80 €

Fünf Choralhandschriften des 14. bis 15. Jahrhunderts aus dem Kloster Paradiese hat eine international besetzte Forschergruppe im Auftrag der ULB Düsseldorf im Jahr 2017 publiziert, darunter die Handschrift D 11 (um 1380), eine der „am reichsten illustrierten liturgischen Handschriften des gesamten Mittelalters“ (J. Hamburger). Die anzuzeigende Broschüre erschließt mit fünf kleineren Beiträgen aus der Feder der Autoren das umfassende englischsprachige opus magnum. Der Broschüre ist eine CD beigegeben, auf der die Frauenschola „Ars Choralis Coeln“ 19 Hymnen und Sequenzen aus den Paradieser Chorälen gleichsam musikalisch aufweckt.

Während die Beiträge von Eva Schlotheuber (Gelehrsamkeit und Bildungsstand der Frauen) und Susan Marti (Nonnenklosteranlage von Paradiese) sich auf mehrere, auch neuere Aufsätze stützen können, beschreiben Jeffrey Hamburger, der Spiritus Rector des Projekts, und Margot Fassler neue Wege. Sie spitzen gleichsam ihre Ergebnisse auf das Thema des Gesamtwerks „Liturgical Life and Latin Learning“ zu. Margot Fassler charakterisiert Merkmale und Geschichte der „Textsorte Sequenz“, die nach dominikanischer liturgischer Tradition in den Handschriften vielfach vorkommt. Eine Sequenz wird in der Messe zwischen dem Halleluja und dem Evangelium gesungen. Die liturgische Feier von Hochfesten und bestimmten Heiligenfesten erfährt durch diesen Chorgesang eine Verdichtung oder auch Vertiefung und vor allem mehr Feierlichkeit.

Die Funktion der über 1000 Beischriften in der Handschrift D 11 sowie die außerordentlich differenzierte Malweise und ikonographische Ausnutzung des Binnenraumes der Initialen und gestalteten Randleisten untersucht Jeffrey Hamburger (S. 16). Er spricht von einem dreifachen Kommentar der Handschrift: „Zunächst durch die Liturgie selbst, die für die Nonnen in erster Linie das Medium ist, wodurch sie die heilige Geschichte durchdringen und erfahren konnten, dann mit Hilfe der Sequenzen, die einen Meta-Kommentar zu beidem, zum biblischen Geschehen und zur Liturgie darstellen, und zuletzt durch das künstlerische Programm der Illustration, das für beides eine letzte, alles umfassende Ebene der Interpretation anbietet“ (S. 16).

Ob die Choralbücher im Klosteralltag der Paradieser Frauen tatsächlich regelmäßig benutzt wurden, bleibt angesichts der Winzigkeit der Buchstaben und der kompositorischen Vielfalt der verwandten Zitate aus Bibel und Kirchenvätern eine offene Frage. Hamburger vermutet eher die Nach-

ahmung von Glossen scholastischer Werke. Es lässt sich auch das Begehren der Nonnen vermuten, in den Beischriften und ihrer Illustration mit Gott und den Heiligen und insbesondere mit Johannes ins Gebet zu kommen. Wenn die Choralbücher auf großen Ständern zentral im Chorraum der Paradieser Kirche gestanden haben, konnten sie auch wie die Altartafelbilder als permanent geöffnete Botschaft in den kirchlichen Raum verstanden werden, ob sie nun im engeren Sinn benutzt wurden oder nicht (vgl. die Anzeige des Werkes in der SZ 129 (2017), S. 143-145). In den Choralhandschriften wird zwar gelegentlich die Schreiberin namentlich genannt. Wie aber das theologische, liturgische und malerische Niveau im ländlich gelegenen Kloster Paradiese zustande gekommen ist, welchen Einfluss etwa der Soester Dominikanerkonvent oder andere Klöster dieses Ordens in Westfalen ausgeübt haben, bleibt ebenfalls trotz der 10-jährigen Erforschung der Choralhandschriften eine offene Frage.

Die der Broschüre zugefügte CD macht den Chorgesang der Paradieser Nonnen des 14. Jahrhunderts erfahrbar. Die Kölner Frauenschola „Ars Choralis Coeln“ gestaltete 19 Sequenzen und Hymnen nach ihrer originalen Fassung. Die sechs Chorstimmen werden von sieben Instrumentalisten begleitet. Die Paradieser Chorgesänge lassen sich so mit der Musik der rheinischen Äbtissin Hildegard von Bingen und der Devotio Moderna vergleichen. Der originalen lateinischen Fassung der Gesänge folgt jeweils eine deutsche Übersetzung (S. 27-40).

Das zweibändige Werk mit seinen zahllosen Abbildungen, auf die auch die Broschüre hinweist, lässt sich nunmehr einreihen in die Gruppe der Denkmäler Soester sakraler Kunst des Mittelalters, denen in ihrem künstlerischen Anspruch europäischer Rang zugesprochen wird. Erinnerung sei an die romanischen Glasfragmente in St. Patrokli, an das Walburgis-Antependium aus dem Walburgis-Stift, an das Scheibekreuz in der Hohnekirche, an die Wandmalereien dort und in der Nikolaikapelle sowie insbesondere auch an das Nequambuch aus dem profanen Bereich im Stadtarchiv.

Löer

Frank Stückemann (Hrsg.): Lesebuch Ferdinand Freiligrath (Nylands Kleine Westfälische Bibliothek, Bd. 80). Aisthesis-Verlag, Bielefeld 2018. 155 S., 8,50 €.

Die Reihe „Kleine Westfälische Bibliothek“, in der das von Frank Stückemann zusammengestellte Freiligrath-Lesebuch im Aisthesis-Verlag erscheint, wird im Auftrag der Nyland-Stiftung zur Förderung rheinisch-westfälischer Literatur herausgegeben und berücksichtigt Autoren, die relativ unbekannt geworden sind. Durch diese Reihe ist der Aufbau der

einzelnen preisgünstigen Bände im kleinen Format vorgegeben: Inhaltsverzeichnis, ausgewählte Texte, Nachwort und Textnachweise.

Die jüngsten Gesamtausgaben der Werke des Dichters Ferdinand Freiligrath (1810-1876) erschienen 1905 und 1910. Seine Gedichte sind nicht mehr in den Lesebüchern der Schulen abgedruckt. Aber 2010 anlässlich seines 200. Geburtstags schien er dem Vergessen entrissen zu werden. Überregionale Zeitungen widmeten ihm substantielle Artikel: zum Beispiel „Die Zeit“ (17.6.2010), die „Wiener Zeitung“ (12.6.2010) und die „Neue Zürcher Zeitung“ (17.6.2010). Mehrere Ausstellungen und über 40 Jubiläumsveranstaltungen würdigten Leben und Werk des Dichters. Im Jubiläumsjahr erschien von Winfried Freund und Detlev Hellfaier herausgegeben und zusammengestellt „Ferdinand Freiligrath: Im Herzen trag‘ ich Welten. Ausgewählte Gedichte“ im Verlag der Lippischen Landesbibliothek Detmold. Die beiden Herausgeber bemerken bescheiden in ihrer Einführung: „Die hier zusammengestellten Gedichte bilden einen möglichen Kanon aus dem lyrischen Œuvre Freiligraths, das in bewußter Konzentration zur Wiederentdeckung eines weithin vergessenen Autors beitragen kann.“ Diese Auswahl der Gedichte Freiligraths ist vergriffen, eine Neuausgabe ist nicht geplant. So füllt das Freiligrath-Lesebuch von Frank Stückemann eine Lücke und kann samt seinem Nachwort dazu beitragen, diesen im 19. Jahrhundert vor allem im Vormärz und im Kaiserreich so populären Dichter in Erinnerung zu rufen. Wer sich mit dieser Auswahl nicht begnügen will, findet über das Projekt Gutenberg und Wikipedia im Internet Zugang zum Gesamtwerk des Dichters.

Aus den einschlägigen Ausgaben der Vielzahl der Gedichte Freiligraths von 1838 bis 1876 stellt Stückemann eine überzeugende, chronologisch geordnete Auswahl zusammen. Diese berücksichtigt die verschiedenen Schwerpunkte des Schaffens von Freiligrath: Die exotische Wüsten- und Löwenpoesie, Liebesgedichte, politische und patriotische Gedichte und solche, die Freiligraths Verbundenheit mit seiner westfälischen Heimat dokumentieren. Zudem werden einige von Freiligrath übersetzte und für seine literarische Entwicklung wichtige französische und englische Gedichte abgedruckt.

Aus Soester Sicht vermisst man in dem Lesebuch ein oder zwei der Jugendgedichte Freiligraths, die in Lokalzeitungen, unter anderem im „Soester Wochenblatt“, erschienen waren.

Das Nachwort führt die biografischen Stationen Freiligraths, verbunden mit knappen Bemerkungen zu den abgedruckten Gedichten, auf, wobei die Entwicklung des Dichters zum radikalen Demokraten, der mit dem Kommunismus sympathisierte, skizziert wird. Stückemann geht auf das zweimalige Exil Freiligraths ein, zählt eine Vielzahl von Personen auf,

mit denen dieser Kontakt hatte, und blickt auf die Zeit nach der Rückkehr 1869 aus dem Londoner Exil. Mit einem ablehnenden Zitat von Heinrich Heine und einem Lob von Theodor Fontane stützt Stückemann seine Ausführungen.

Obwohl in der Nyland-Reihe für das Nachwort nur wenige Seiten eingeräumt werden, sind doch einige kritische Anmerkungen zu machen: Der Leitspruch der friedlichen Revolution in der DDR „Wir sind das Volk“ wird von Stückemann als Freiligrath-Zitat ausgegeben. Er könnte jedoch auch spontan entstanden sein. Die Bezeichnung „Trompeter der Revolution“ stammt nicht, wie Stückemann angibt, von Friedrich Engels, sondern ist eine Selbstaussage Freiligraths (Grabbe-Jahrbuch 2011/12). Mehrmals erwähnt Stückemann die Beziehung Freiligraths zu Marx, „mit dem er sich später überwarf“, und übergeht dabei, dass dieser gegen das Gedicht „Hurra, Germania!“ (1870) als mühsam „herausgefurzten Gesang“ heftig polemisierte und es mit der Nationalspende in Verbindung brachte. Die Bildunterschrift zum Freiligrath-Haus „Zur Rose“ gibt an, Freiligrath habe hier von 1825-1832 gewohnt und eine kaufmännische Ausbildung gemacht. Jedoch hat dieser ab 1827 bei seinen Eltern in der Niedergasse 2 gewohnt. Im Inhaltsverzeichnis stört der Druckfehler „Der Scheik vom Sinai (Spätjahr 1836)“ anstatt „Der Scheik am Sinai (Spätjahr 1830)“.

Götz

Karin und Hans-Günter Trockels (Hrsg.): Das weiße Haus im Steingraben. Wiederentdeckung eines barocken Denkmals. Westf. Verlagsbuchhandlung Mocker & Jahn, Soest 2019. 273 S., sehr viele farbige und großformatige Abb., 29,90 €.

Ja, wie heißt das Gebäude denn nun: von Menge'sches Patrizierhaus? Friesenhausen'scher Hof? Rocholl'scher Besitz? Fromme-Haus? „Weißes Haus“? Projekt „Steingraben 10“? „Trockels-Residenz“? – Sehr viele Soester Bürgerinnen und Bürger nutzten am 8. September 2019, am „Tag des offenen Denkmals“, die wohl einmalige Gelegenheit, dank der Offenheit, Freundlichkeit und Förderung der neuen Eigentümer- und Bewohnerfamilie, das prächtig restaurierte Haus am Steingraben 10, angeleitet von sachkundiger Begleitung persönlich zu erkunden. Parallel dazu erschien der hier als sehr verdienstvoll und empfehlenswert anzuzeigende Begleitband, besser: die wissenschaftlich aufbereitete und mit vielen Fotos und Skizzen anschaulich visualisierte Dokumentation der Bau- und Umbaugeschichte(n) des Gebäudeensembles inklusive der ehemaligen Stallungen und des Gartens. Umbaugeschichten im Plural – in der Tat! Denn das Haus hat in seiner Geschichte schon verschiedene Umbau-

maßnahmen erlebt. Von daher ist die Entscheidung der neuen Eigentümerfamilie Trockels im Jahre 2016, das Haus in seinen Grundfesten zu restaurieren und gleichzeitig modernen Zeiten und eigenem Nutzungsbedarf anzuverwandeln nichts Ungewöhnliches – aus Sicht des Hauses. Reinhold Schneider erteilt gleich zu Beginn im Vorwort der Redaktion (S. 11) seine Antwort auf die Frage: „Was bedeutet die Sanierung eines Baudenkmals?“ Nach seinem Dafürhalten „ist [diese] niemals ein reiner Akt der Konservierung historisch überkommener Realitäten, sondern stets eine Neuschöpfung über historischem Rest“. Zugleich verweist er damit auf das Dilemma gegenwärtiger und künftiger Denkmalpflege, nämlich dabei stetige Abwägungsprozesse vorzunehmen. Das Produkt sei immer eine „Mélange“ (S. 11).

Die Dokumentation selbst gliedert sich in vier unterschiedlich umfangreiche Kapitel. Zunächst stehen die vergangenen Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses in ihrem jeweiligen zeitlichen Umfeld im Mittelpunkt (S. 12-82). Bärbel Cöppicus-Wex ordnet die Entstehungsgeschichte des Hauses in die Geschichte der Stadt Soest im 18. Jahrhundert ein (S. 15-29). Sie verweist darauf, dass es sich bei dem Friesenhausen'schen Hof (1718/20) als privates barockes Gebäude um einen „Solitär“ (S. 22) handelt. Zeitgleich entstanden in Soest der Westflügel des barocken Rathaus (1713-1717) und das Waisen- und Armenhaus (1701-1705). Reinhold Schneider ergänzt sehr sinnvoll die Einordnung des Hauses in die Baugeschichte der Stadt Soest im 18. Jahrhundert (S. 31-35). Besonders verdienstvoll sind der Abdruck der Erinnerungen von Martha Fromme als ehemaliger Bewohnerin des von ihr so bezeichneten „weißen Hauses“ (S. 37-59) – dabei fällt ein von ihr selbst verfasstes Gedicht zum Familiensitz auf (S. 57) – und ihrer auf den Rocholl'schen Aufzeichnungen beruhenden Beschreibung der anderen Vorbesitzerfamilien bis zu ihren Zeiten (S. 61-82).

Ausgehend von Schneiders Aussage „Konservierung historischer Realitäten und Neuschöpfung über historischem Rest“ gliedert sich das zweite Kapitel als umfangreichstes an („Befundaufnahmen und Vorarbeiten“, S. 83-179). Dabei ergeben sich erstaunliche Entdeckungen und Erkenntnisse, z. B. über die Tapetenfunde (S. 109-113), die in kulturgeschichtlicher Hinsicht so manche interessante Eindrücke über die Farb- und damit auch Modevorlieben vergangener Zeiten geben, oder auch das Dachwerk als Quelle der Haus- und Kulturgeschichte (S. 129-142). Dieses Kapitel informiert in sehr lesenswerter Form auch über die archäologischen Untersuchungen des Hauses auf der Suche nach dem Vorgängerbau, also den Zeiten vor den bedeutenden Umbauten, die ab 1718 von Friesenhausen bzw. ab 1768 der damalige Justizbürgermeister Adolph Wilhelm von Rocholl vornehmen ließen. Dazu gehören auch die Bestandsaufnahme der al-

ten Steinpflasterung sowie der Kloake (S. 116f.). Letztere sind für Archäologen wahre Fund- und Schatzgruben vergangener Lebenswirklichkeiten. Bis zur Fertigstellung des Soester Kanalisationsnetzes 1899 ergossen sich Schmutzwasser und Fäkalien aller in der Stadt lebenden Menschen und Tiere über die Gassen und Straßen (vgl. S. 125).

Nicht nur an Experten adressiert ist das dritte, 32 Seiten umfassende Kapitel: „Herausforderungen für Spezialisten“ (S. 181-213). Mit Erstaunen liest man von den Stuckarbeiten (S. 183-191), den farbigen Wandschränken und Türdurchgängen (S. 193-199), der Neugestaltung der Gartenanlagen (S. 201-205) und den Natursteinarbeiten (S. 207-213) vor allem in den Bereichen der Kamin- und Treppengestaltung.

Das abschließende vierte Kapitel „Die Sanierung“ (S. 215-257) von Matthias Hellmann erhellt über 42 Seiten – unter Angabe statistischer Daten zur Sanierung selbst (S. 233) – auf mannigfache Weise, wie behutsam und geradezu fürsorglich das Gebäude restauriert und unter Einhaltung denkmalpflegerischer Auflagen umsichtig an gegenwärtigen Wohnbedarf angepasst wurde. Ein ausführlicher Anhang (S. 259-273) ergänzt den Band v. a. mit einem angesichts des Fachvokabulars sehr sinnvoll unterstützenden Glossar (S. 261-271). Hier erfahren die Leserinnen und Leser auch die bauhistorische Erklärung des für das Haus Am Steingraben 10 so prominenten „Ochsenauges“ (S. 267).

Für den Band insgesamt müssen die sehr vielen, durchgehend farbigen, exzellenten Abbildungen besonders gewürdigt werden, die diese Dokumentation auszeichnen. So können die Leserinnen und Leser z. B. die signifikanten Ritter als Giebelfiguren in einer Farbenpracht und Detailgenauigkeit studieren, die ansonsten in der Realität heutzutage nur durch den kameragestützten Drohneneinsatz möglich sein würden (S. 101-102, 104-105).

Offen bleibt im gesamten Band eigentümlicherweise die Herkunft der Familie von Friesenhausen. Hat doch gerade Johann Friedrich von Friesenhausen, ein ehemals in dänischen (wieso eigentlich?) Diensten stehender Obristlieutenant, mit seiner Entscheidung für die Anbringung der beiden imposanten Giebelfiguren für das Erkennungs- und Markenzeichen des Hauses gesorgt, welches zumindest im westfälischen Raum baugeschichtlich nahezu einzigartig ist.

Als Fazit bleibt der Eindruck: ein sehr verdienstvolles Restaurierungswerk eines historischen städtebaulichen Objekts mit einem in jeder Hinsicht adäquaten Druckwerk als Pendant. Wenn doch noch mehr nicht-sakrale Gebäude oder Baudenkmäler in Soest eine ähnlich opulente Würdigung erhielten! Objekte gibt es viele... Ohne das Engagement historisch interessierter und sich der Öffentlichkeit verpflichtet fühlender

Träger und Förderer ist dies jedoch nur eine fromme Wunschvorstellung. Zum Glück ist diese für dieses Bauobjekt in doppelter Form ausgezeichnet realisiert worden.

Elsner

Michael und Christoph Winkelmann (Hrsg.): Wilhelm, Michael, Christoph Winkelmann – Gestaltendes Handwerk und freie Kunst als Lebensaufgabe (1927-2017). Michael-Imhof-Verlag, Petersberg 2019. 270 S., zahlreiche Abb. 39,95 €.

Von Bochum-Stiepel bis Magdeburg, vom Emsland bis ins Siegerland finden sich die kunsthandwerklichen und künstlerischen Spuren von Vater Wilhelm Winkelmann (1904-1989) und den Söhnen Michael und Christoph. Im ersten Teil des reich bebilderten Buches erzählt Michael Winkelmann von der Familiengeschichte, von mehreren Ateliers im Bergischen Land und von der Übersiedlung nach Günne. Auch die schulischen und fachlichen Ausbildungswege werden vorgestellt. Haben die Weimarer Jahre mit ihren künstlerischen und religiösen Erneuerungsbewegungen (Romano Guardini (1885-1968)) sowie die NS-Zeit den Vater stark geprägt und schließlich zum Widerstand herausgefordert, so wird der Lebensweg der Söhne durch die Nachkriegszeit und insbesondere durch das Zweite Vatikanum (1962-1965) nachhaltig beeinflusst. Ein Stück Zeitgeschichte wird hier überzeugend vermittelt.

Im zweiten Teil des Buches werden nach Art kunsthistorischer Ausstellungskataloge 106 ausgewählte Werke vorgestellt. Die Angaben über Ort, Zeit, Motiv, Material und Größe machen sie mit dem Schaffen anderer Künstler vergleichbar. Einen dominierenden Raum nehmen hier die Abbildungen von 29 Chorraumgestaltungen ein. Die Prinzipalstücke Tabernakel, Altar und Ambo haben den traditionell gestalteten Hochchorraum verdrängt und laden die Gläubigen zur liturgischen Mitfeier aus der Nähe ein. Neuerdings zeigen die Prinzipalstücke wieder verstärkt eine ikonographische Gestaltung. Gestik und Mimik der Figuren sowie die „summarisch zusammengefassten Gewänder“ (Stiegemann) wiederholen sich durchgehend und bestimmen damit den Charakter des Chorraums. Einzelobjekte wie Kreuz, Kelch, Portal und Türgitter vervollständigen die künstlerische Ausstattung und verweisen auf die Liturgie. Bischofsstäbe wie der von Kardinal Reinhard Marx und Reliquiare wie das der Pauline von Mallinckrodt gehören zu den pastoralen Attributen im Chorraum oder der Krypta. Eine beigefügte DVD „Der Schrein des Heiligen Patroklius. Ein vergessenes Kunsthandwerk“ zeigt die Brüder Winkelmann bei ihrer Arbeit und erzählt zugleich die wechselhafte Geschichte des kriegszer-

störten Soester Patrokli-Schreines, der im Jahr 2012 durch ergänzende Nachschöpfungen der Gebrüder Winkelmann zum ersten Mal seit 1945 wieder in neuer Vollständigkeit zu sehen war.

Den dritten Teil des Buches nimmt die „Vollständige Werkliste“ (S. 226-263) ein. Hier wird die geographische Weite des Werkes ebenso sichtbar wie die Vielfalt der Materialbearbeitung. Im hiesigen Sandstein gestaltete Grabdenkmäler und Gedenkstätten wie die an der Günner Sperrmauer bewahren die Erinnerung. Turmschmuck und Dachbekrönungen mittelalterlicher Kirchen verweisen auf Transzendenz des Irdischen. Soest mit seinen sakralen und profanen Räumen wird kunsthistorisch gewürdigt, restauratorisch betreut und ikonographisch bereichert. Insgesamt spiegelt die vorgelegte Werkschau das Lebenswerk von Vater und Söhnen in der Auseinandersetzung von Kunst und Handwerk, von historischer Orientierung und christlicher Botschaft.

Löer

Ulrike Witt und Paul Forssbohm (Hrsg.): Lesebuch Erwin Sylvanus (Nylands Kleine Westfälische Bibliothek, Bd. 81). Aisthesis-Verlag, Bielefeld 2019. 161 S., 8,80 €.

Erwin Sylvanus (1917-1985) verfasste, abgesehen von Hör- und Fernsehspielen, sechs Romane, 60 Erzählungen, um die 50 Gedichte, 29 Bühnenstücke, sein umfangreicher Nachlass mit etwa 20.000 bis 30.000 Briefen befindet sich vor allem in der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund.

Aus diesem umfangreichen Werk des inzwischen fast vergessenen, wegen seiner nationalsozialistischen Vergangenheit problematischen Schriftstellers haben Ulrike Witt und Paul Forssbohm eine Auswahl getroffen und in Nylands Kleiner Westfälischer Bibliothek ein „Lesebuch Erwin Sylvanus“ vorgelegt. Dazu wurde Ulrike Witt, promovierte Historikerin und Leiterin des Göttinger Projektbüros im Südniedersachsen-Programm, durch ihre Kindheitserinnerungen an den Sonderling Sylvanus in ihrem Heimatdorf Völlinghausen bei Soest motiviert.

Das erste Kapitel, knapp ein Drittel des schmalen Bandes, enthält die ersten vier Szenen des Holocaust-Dramas „Korczak und die Kinder“ (1957) samt dem Vorwort und begleitende Texte zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte, darunter ein Interview mit Sylvanus aus dem Jahr 1963. Zu Recht wird dieses am epischen Theater Brechts orientierte Drama über den Arzt und Leiter des jüdischen Waisenhauses im Warschauer Ghetto, der gemeinsam mit den Kindern in den Vernichtungstod ging, an den Anfang des Bandes gestellt. Es wurde nach dem Krieg zu einem der meistgespielten Dramen an deutschen und ausländischen Bühnen.

Die weiteren Kapitel sind chronologisch geordnet und zeigen Phasen im Schaffen von Sylvanus auf. Unter der Überschrift „Sylvanus im Nationalsozialismus“ preist er in dem Zeitschriftenartikel „Die Jugend hat das Wort“ (1937) als Pressesekretär der Hitlerjugend, dass die Stadt Soest dieser ein Haus zur Verfügung gestellt hatte. In der Erzählung „Der ewige Krieg“ erlöst ein mythischer „weißer Held, blauäugig und blond“ die Welt, bis dann ein Bauer von der Haar in den Krieg zieht. Obwohl seine Texte der verlangten Blut- und Bodenliteratur weitgehend entsprachen, verweigerte ihm die für die Veröffentlichung einer seiner Erzählungen zuständige Genehmigungsbehörde diese, weil der bäuerliche Held nicht stark genug sei. Das geht aus den aus dem Nachlass abgedruckten instruktiven Schreiben von 1943 hervor.

Ebenfalls aus dem Nachlass wird unter der Überschrift „Sylvanus nach 1945“ ein persönlich verletzender Brief des Malers Eberhard Viegner an Sylvanus und dessen Rechtfertigung abgedruckt. In beiden Briefen geht es auch um die Haltung ihrer Verfasser während des Nationalsozialismus. Die Wiedergabe der ersten Seiten des Romans „Der Paradiesfahrer“ nach der Ausgabe von 1949 bei den Texten nach 1945 ist nicht überzeugend, denn die Erstausgabe erschien bereits 1942 und gehört in die entsprechende Textgruppe. Die abgedruckte Stelle unterscheidet sich von der Erstausgabe lediglich durch sprachliche Veränderungen (vor allem Ersatz des Hilfsverbs „sein“ und andere Wortstellungen) und weist Züge der Blut- und Bodenliteratur auf („Wie der Boden lebt und sich wellt, man hat fast das Bedürfnis, die Hände darein zu graben.“)

Geprägt durch die veränderten Gegebenheiten der Nachkriegszeit sind die abgedruckten Texte aus den 1950er Jahren. Das „Soester Friedensspiel“ von 1952 geht in den zitierten Szenen aus von der Zerstörung Soests im Dezember 1944 und gestaltet auf biblischem Hintergrund in Versen menschliche Zwietracht und die Sehnsucht nach Frieden. Im Auszug aus der Monographie über den Maler Emil Schumacher (1959) macht sich Sylvanus kundig zum Fürsprecher moderner Malerei. Er konstatiert nach der Diktatur des Nationalsozialismus eine neue Wirklichkeit, die auch einen neuen, nicht mehr an Illusion und Abbild orientierten Stil in der Malerei verlange, den Schumacher ab 1952 in seinen abstrakten, tachistischen Bildern überzeugend realisiert habe. Parallel zur modernen Malerei stellt Sylvanus in seiner Abhandlung „Ernst Meister – Dichter und Kündler neuer Wirklichkeiten“ (1957) die hermetische Lyrik des Hagener Dichters als adäquaten Ausdruck der neuen bedrängenden Realität dar.

Um der schillernden Person des Erwin Sylvanus gerecht zu werden, drucken die Herausgeber im abschließenden Kapitel mehrere Interviews ab zu der Frage: „Wer war Erwin Sylvanus?“ Zum Beispiel sieht Walter Göd-

den, der Geschäftsführer der Literaturkommission für Westfalen, in ihm einen der „interessantesten westfälischen Autoren der 1950er und 1960er Jahre, [...] weil er sich immer wieder neu erfand.“ Und Christoph Meckel, der bekannte Schriftsteller, sieht in ihm einen gebildeten, unabhängigen, vereinzelt Literaten und beschreibt seine persönliche Beziehung zu ihm.

Im Nachwort rekonstruieren die beiden Herausgeber den Lebenslauf von Sylvanus und geben erhellende Hinweise zu einzelnen Werken und seiner journalistischen Tätigkeit. Es wird nichts beschönigt, sondern die Begeisterung des jungen Sylvanus für die NS-Ideologie, seine Mitgliedschaft in der NSDAP erwähnt und anhand von Hinweisen bilanziert, dass er sich nach dem Krieg „tatsächlich veränderte.“

So ermöglicht das sorgfältig recherchierte Sylvanus-Lesebuch einen überzeugenden Einblick in das umfangreiche Werk dieses Schriftstellers. Und wen die Textauszüge zu weiterer Lektüre anregen, der hat dazu nirgends so gute Möglichkeiten wie in Soest, wo im Stadtarchiv und in der Stadtbücherei das gedruckte Werk vollständig vorhanden ist.

Götz

GÜNTER KÜKENSHÖNER

JAHRESBERICHT DES VEREINS FÜR GESCHICHTE UND HEIMATPFLEGE SOEST E. V. FÜR DAS JAHR 2018

Das vergangene Jahr hatte ein recht dicht gedrängtes Programm: zehn Vorträge, drei Exkursionen, eine Wochenendstudienfahrt nach Lübeck, ein Dorfspaziergang in Meiningsen, unseren traditionellen Schnadegang sowie einen Stadtspaziergang. Hinzu kamen ein Filmabend im Schlachthofkino und der zusätzlich ins Programm aufgenommene Besuch des Steinbruchs am Silberg.

Die Spannbreite unserer Vorträge reichte chronologisch gesehen von der Frühzeit (Dr. Ingo Pfeffer über 3-D-Modelle in der Archäologie) bis in die jüngste Vergangenheit (Prof. Thomas Großbölting über die 1968er in Westfalen). Aber auch in anderer Hinsicht deckten die Vorträge ein breites Spektrum ab: So begann das Jahr mit einem recht populären und sehr gut besuchten Vortrag über den Hellweg (Oliver Diekmann), wir hatten aber auch den ausgeprägt fachwissenschaftlichen und höchst anspruchsvollen Vortrag von Prof. Fahrmeir über die Deutschen und ihre Nation im November. Der musikwissenschaftliche Vortrag über die Wirkungsgeschichte des lutherischen Kirchenliedes von Prof. Jürgen Heidrich war leider nicht so gut besucht, aber alle Anwesenden waren begeistert.

Die Begeisterung war auch bei den Teilnehmern der Wochenendstudienfahrt nach Lübeck (Gerhild H'loch) zu spüren. Weitere Fahrten führten zum Freilichtmuseum Detmold (Joachim Bandel), gemeinsam mit dem Lippstädter Heimatbund zur Falkenburg, oder nach Balve und Haus Amecke (Dr. Ulrich Löer). Herrn Dr. Löer gebührt ein besonderer Dank für die vielen, sehr beliebten Halbtagesexkursionen unter seiner Leitung.

Ständig im Programm haben wir Stadt- und Dorfspaziergänge. Der Aldegrevener-Spaziergang von Klaus Kösters zählt dazu, der traditionelle Schnadegang (Stephan Haverland) und ein Gang durch das Dorf Meiningsen (Anja Heymann). Zusätzlich ins Programm kam eine Besichtigung des Steinbruchs am Silberg (Dr. Frank Erlach) am „Tag des Geotops“.

Ganz außergewöhnlich gut besucht war der Filmabend „100 Jahre Soest in historischen Filmaufnahmen“, den wir im Alten Schlachthof veranstaltet haben. Nach Besucherzahlen war er mit über 300 Teilnehmern rekordverdächtig (Wilfried Vollmar).

Unsere quartalsmäßigen Führungen zu den Bruno-Paul-Möbeln in der Villa Plange sind nach wie vor gut nachgefragt. Wir konnten uns im vergangenen Jahr erfolgreich für das überregionale Projekt „Bauhaus100 im Westen“ bewerben, so dass wir im Jahr 2019, dem eigentlichen Bauhaus-Jubiläumsjahr, Bruno Paul in Soest als Vordenker und Wegbereiter des Bauhauses präsentieren können.

I. Mitgliederbewegung

Am 1. Januar 2018 zählte der Verein	694 Mitglieder.
Ausgeschieden sind im Jahr 2018	28 Mitglieder
Davon verstarben	14 Mitglieder
Es traten dem Verein bei:	11 Personen
Entsprechend hatte der Verein am 31.12.2018	677 Mitglieder.

Der Verein bewahrt seinen verstorbenen Mitgliedern ein ehrendes Andenken!

Franz Abraham, Soest
 Peter Brüseke, Soest
 Ruth Bruns-Tacke, Soest
 Angèle Glaremin-Jacques, Soest
 Anton Hegemann, Soest
 Gertrud Ilaender, Soest
 Hans-Werner Mais, Soest
 Jürgen Meyer, Soest
 Elisabeth Petersmann-Rohe, Möhnensee
 Annemarie Schulze-Weslarn, Detmold
 Edelfhard Schwarz, Bad Sassendorf
 Dieter-Wilhelm Tometten, Soest
 Dr. Theo Wilker, Soest

Hier sei nun verspätet die Person genannt, von dessen Tod in den Jahren zuvor wir erst jetzt Kenntnis erhielten.

Dr. Rudolf Geisthövel, Soest

Wir freuen uns sehr, die folgenden Damen und Herren als neue Mitglieder in unseren Reihen begrüßen zu können:

Dr. Gerhard Behrens, London
 Angelika Brouwer-Schmitz, Bad Sassendorf
 Cornelia Dieckmann, Soest
 Ilse Fließ, Soest
 Astrid Gunnemann, Soest
 Bernt Herlitzius, Soest
 Manuela Mewes, Soest
 Jochen von Nathusius, Fröndenberg
 Ina Pröbldorf, Soest
 Ulrich Reitis-Münstermann, Soest
 Julia Ricken, Welper

II. Vorstand

Der Vorstand traf sich zu sieben regulären Sitzungen. Da ging es verständlicherweise öfters um Fragen der aktuellen Stadtentwicklung wie Stadtmauer und Wall oder um das Thema Französische Kapelle. Zum ersten Thema haben wir uns mehrfach und auch öffentlich geäußert: Uns war es besonders wichtig, dass bei allen Diskussionen im Zusammenhang mit dem Wallentwicklungskonzept die Stadtmauer als herausragendes Baudenkmal genügend gewürdigt wird.

Zum Thema Französische Kapelle wurden wir von Frau Köster und Herrn Liedmann von der Geschichtswerkstatt Französische Kapelle über die aktuellen Entwicklungen informiert.

Wie fast jeder im Jahr 2018 haben wir uns mit der neuen Datenschutzgrundverordnung beschäftigt, respektive beschäftigen müssen. Das war zeitraubend und anstrengend, konnte aber dankenswerterweise von Frau Steinfeld-Hösel zum Wohle des Vereins gelöst werden. Wir haben aber auch handfeste Dinge wie die Anschaffung eines Vereins-Rollups beschlossen.

Unsere seit Jahren laufenden Bemühungen um intensiveren Kontakt mit den Soester Schulen zeitigen erste Erfolge. So gibt es neuerdings eine Bildungskoooperation mit dem Aldegrevier-Gymnasium. Und mit Herrn Tobias Schmidt im Vorstand haben wir noch jemanden gewonnen, der als Lehrer einer Gesamtschule weiß, wie die heutige Jugend „tickt“.

Nicht zuletzt geht es uns seit einigen Jahren verstärkt um Kontakte auch zu den Nachbarvereinen. Gegenseitige Besuche oder gemeinsame Veranstaltungen mit beispielsweise dem Lippstädter Heimatbund oder dem Heimatverein Möhnensee werden immer selbstverständlicher. Die Zusammenarbeit läuft hier sehr gut.

Der Newsletter des Geschichtsvereins hat sich als kurzer Hinweis auf unsere Veranstaltungen bewährt. Auch unser Online-Angebot ist größer geworden: Mehrere ältere Ausgaben der Soester Zeitschrift lassen sich mit Volltext-Suche erkunden.

Mit Bedauern müssen wir vermelden, dass Frau Ulrike Sasse-Voswinkel nach mehr als 20 Jahren Mitarbeit im Vorstand ihre Ankündigung vom vorigen Jahr wahr gemacht und den Vorstand verlassen hat. Sie hat sich insbesondere um die Erforschung und Aufarbeitung der Geschichte der jüdischen Mitbürger verdient gemacht, weshalb ihr unser aller Dank gebührt.

Glücklicherweise ist es uns gelungen, mit Frau PD Dr. Claudia Hiepel und Herrn Tobias Schmidt zwei neue, engagierte und kompetente Mitglieder im Vorstand zu gewinnen.

III. Veranstaltungen

Vorträge

- 24.1.2018 Der Hellweg – bedeutendste Straße Europas?
(Oliver Diekmann)
- 18.2.2018 3-D-Modelle in der Archäologie (Dr. Ingo Pfeffer)
- 18.4.2018 Glockenkonzert in Soest (Stephan Haverland)
- 26.4.2018 Wozu alte Bücher im digitalen Zeitalter?
(Graham Philip Jefcoate)
- 2.5.2018 Das Kirchenlied im Kommunikationsprozess der
Reformation (Prof. Jürgen Heidrich)
- 5.6.2018 „1968“ in Westfalen (Prof. Dr. Thomas Großbölting)
- 28.9.2018 Die Bombardierung der Möhnetalsperre im Kontext
(Dr. Ralf Blank)
- 31.10.2018 Das 19. Jahrhundert: Zeitalter des Nationalismus in Europa?
Neue Debatten und offene Fragen
(Prof. Dr. Andreas Fahrmeir)
- 15.11.2018 Die Revolution 1918/19 in Westfalen
(Prof. Dr. Wilfried Reininghaus)
- 2.12.2018 Die Chorfenster in der Kirche St. Maria zur Wiese:
Neueste Erkenntnisse, Stand der Restaurierungsarbeiten
(Jürgen Prigl, Wilhelm Peters)

Filmvorführung

- 27.4.2018 100 Jahre Soest in historischen Filmaufnahmen
(Wilfried Vollmar)

Exkursionen

– mit Zielen außerhalb Soests und der Börde:

- 14.4.2018 Ganztagesexkursion: Im Zeichen der Rose – Tagesfahrt zur
Falkenburg und nach Detmold
(Dr. Marlies Wigge, Günter Kükenshöner)
- 9.6.2018 Ganztagesexkursion zum LWL-Freilichtmuseum Detmold
(Joachim Bandel)
- 19.8.2018 Halbtagesexkursion: St.-Blasius-Kirche in Balve und Haus
Amecke am Sorpensee (Margarete-Anne u. Dr. Ulrich Löer)
- 26.-28.10.18 Wochenendstudienfahrt in die Hansestadt Lübeck
(Gerhild H'loch)

– innerhalb Soests:

- 14.9.2018 Betriebsbesichtigung Schrage GmbH, Maschinen- und
Apparatebau (Dipl.-Ing. Wilhelm Schrage)
- 6.10.2018 Stadtpaziergang: Heinrich Aldegrever und die Reformation
in Soest (Klaus Kösters)

– in die Börde:

- 27.5.2018 Dorf-Spaziergang: Meiningsen gestern und heute
(Anja Heymann)
- 25.8.2018 Schnadegang (Stephan Haverland)

IV. Arbeitskreise

Der Arbeitskreis Genealogie trifft sich einmal pro Vierteljahr, Leitung: Dr. Joachim Rüffer. Der Geschichtsarbeitskreis Soester Börde behandelt die Geschichte der Dörfer und der Landschaft im ehemaligen Herrschaftsgebiet der Stadt Soest, Leitung: Horst Braukmann.

V. Projekte

Unser Buchprojekt „Soester Schau-Stücke“ für unser Jubiläumsjahr 2021 nimmt Gestalt an; aber weitere Vorschläge interessanter Objekte sind noch gerne gesehen. Passend dazu möchten wir im nächsten Jahr eine Vortragsreihe im Burghof-Museum beginnen: Einmal im Monat soll ein „Objekt des Monats“ in den Fokus genommen und in einem Kurzreferat vorgestellt werden.

VI. Veröffentlichungen

Im Dezember 2018 wurde Heft 130 der „Soester Zeitschrift“ mit acht Beiträgen an die Mitglieder verschickt. Für die Geschichte unseres Vereins hervorzuheben ist der Aufsatz der ehemaligen Vorsitzenden, Ilse Maas-Steinhoff, über die jüngere Geschichte des Vereins seit 1981. Insgesamt umfasst das Heft 180 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.